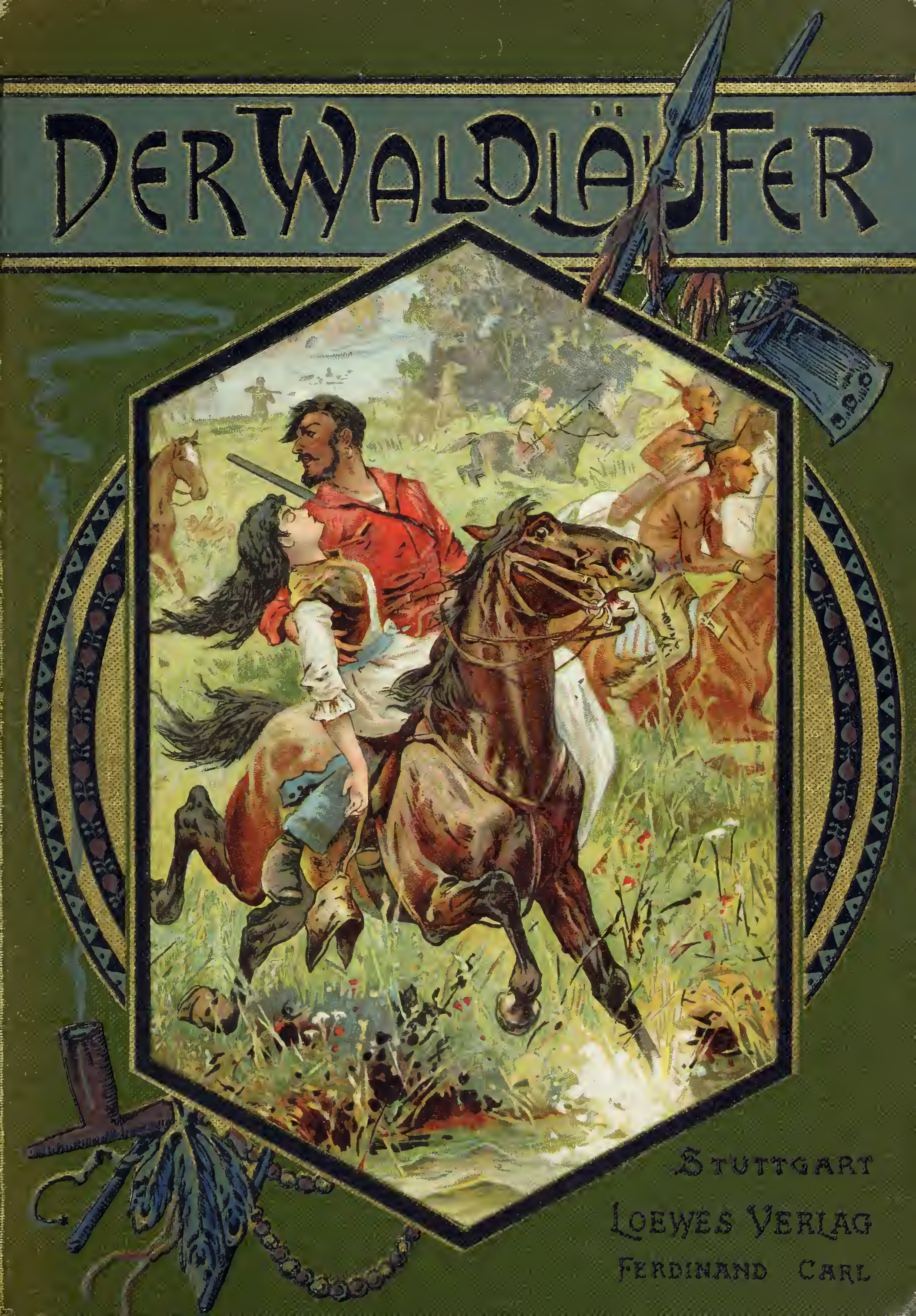

Der Waldläufer
Stuttgart
Loewes Verlag
Ferdinand Carl









Der Waldläufer.

Eine Erzählung nach Gabriel Ferry
für die liebe Jugend frei bearbeitet

von

Paul Moritz.

Mit 6 Bunt- und 30 Textbildern von F. Bergen und
W. Zweigle.

Sechste Auflage.



Loewes Verlag Ferdinand Carl.

Stuttgart.

9—14. Nr. 377.

K. Hofbuchdruckerei Zu Gutenberg Carl Grüninger (Klett & Hartmann), Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.



Erstes Kapitel.

Auf der Küstenwache.



Wo der buchtenreiche Golf von Biscaya die spanische Küste bespült, hat das wilde, zerklüftete Felsgestade von jeher bequeme Schlupfwinkel für Seeräuber und Schmuggler geboten. Auch der kleine Hafenort Elanchovi war einstmals wegen Schleichhandels berüchtigt, weshalb die spanische Regierung dort eine Küstenwache unterhielt, die ein Hauptmann befehligte. Wir versetzen uns in die Zeit, da sich Napoleon Bonaparte die Kaiserkrone von Frankreich aufs Haupt gesetzt hatte und seine Herrschergewalt über ganz Europa auszubreiten strebte. Um auch Spanien an sich zu reißen, ließ er eine Armee die Pyrenäen überschreiten, und alsbald entzündete sich auf der Halbinsel ein blutiger Volkskrieg.

Damals wohnte in dem burgähnlichen Schlosse Solero, das, auf einer Anhöhe liegend, das Fischerdorf Elanchovi überragte, Don Juan de Mediana, ein reicher und angesehener Graf, mit seiner Gemahlin Donna Luisa, seinem vierjährigen Söhnchen Fabian

und wenigem Gesinde. Der Graf hatte einen jüngeren Bruder Antonio, der sich aber grollend abseits hielt. Man wußte seit Jahren nichts mehr von seinem Verbleiben, ja, es glaubten viele, er sei als Abenteurer in fernen Landen umgekommen. Von leidenschaftlichem Ehrgeiz und brennender Habgier beseelt, mochte dieser Antonio das Glück seines Bruders nicht vor Augen sehen, dem, als dem älteren Sohne, die sämtlichen Güter des Hauses Mediana zugefallen waren. Dazu kam noch, daß Antonio selber auf die Hand der schönen und reichen Donna Luisa gehofft hatte, die seinem begünstigteren Bruder zu teil geworden war. Als nun vollends diesem ein Söhnlein geboren wurde, der schon genannte Fabian, da blieb für Antonio keine Aussicht mehr auf die heiß begehrten Reichtümer, und er suchte, ohne von dem Bruder Abschied zu nehmen, nichts als Haß und Rachgier im Herzen, zunächst sein Heil in der Fremde.

Inzwischen verlebte Don Juan auf Solero im Schoße seiner kleinen Familie die glücklichsten Tage. Sobald aber die Franzosen eingedrungen waren, stellte er als ritterlicher Patriot dem Vaterlande seinen Degen zur Verfügung. Er wurde mit einem ehrenvollen Kommando betraut und traf sogleich Anstalten, nach dem entfernten Kriegsschauplatz aufzubrechen. Wie schmerzlich war die Trennung von der geliebten Gattin, von dem blühenden Söhnlein! Doch durfte der Graf diese teuersten Schätze an dem öden Strande, wohin sich schwerlich der Fuß eines Kriegers verirren würde, unter der Obhut treuer Diener um so geborgener glauben, als der Alkalde, der Ortsvorsteher von Elanchovi, seinem Hause von langher verpflichtet und ihm persönlich mit Leib und Seele ergeben war. So war Don Juan beruhigt, riß sich von den Seinigen los, kämpfte aufs tapferste in mehreren Gefechten, erlag aber bald zum großen Schmerz seiner Gattin einer feindlichen Kugel. —

Nun geschah es an einem nebligen Novemberabend, daß Don Lucas Despierto, der Hauptmann der Küstenwache von Elanchovi, einen seiner Leute zu sich beschied. Der gerufene Karabinier oder Miquelote, wie die Angehörigen dieser Truppe hießen, war

ein Bursche von 25 Jahren, groß gewachsen, mager und sehnig. Seine schwarzen Augen lagen tief unter buschigen Brauen, und er hätte den Eindruck eines thatkräftigen Häschers machen müssen, wäre er nicht in Miene und Haltung von einer wirklichen oder angenommenen Schlaffheit völlig beherrscht gewesen. Sein Name Pepe, was Joseph bedeuten sollte, wurde darum nie genannt ohne den Beisatz „der Schläfer“, und man vertraute ihm auch nur die minder wichtigen Wachtposten an. Dem Hauptmann aber mußte gerade etwas Besonderes durch den Kopf gehen, denn als Pepe bei ihm eintrat, stand er nachdenklich abgewandt und hörte nicht, daß die Thüre aufging. Während nun der Miquelote unbeweglich auf der Schwelle stehen blieb und sich auf die gewohnte Strafpredigt gefaßt machte, sah er ein zusammengefaltetes Papier auf der Erde liegen. „Wer weiß, wozu das Ding gut sein kann,“ dachte der Schlaukopf, eine Cigarette zwischen den Fingern rollend, und beschloß sich des Zettels geschickt zu bemächtigen. In seiner taumelnden Weise machte er dann ein paar Schritte vorwärts, der Hauptmann hörte es und wandte sich um, allein schon hatte Pepe den Fuß auf das Papier gesetzt, das er haben wollte. „Hier bin ich, Herr Hauptmann,“ sagte er nun, ehrerbietig salutierend.

„Brav, mein Junge!“ versetzte Don Lucas wohlwollend; „es sind harte Zeiten, nicht wahr?“

„Hab' auch einen Vogel davon pfeifen hören,“ erwiderte Pepe.

„Ich verstehe,“ gab der Hauptmann lachend zurück; „aber bei dir bewährt sich das Elend der Zeiten nur zur Hälfte, du schläfst ja immer.“

„Wenn ich halt schlafe, hab' ich keinen Hunger, Herr Hauptmann,“ entgegnete Pepe, ein Gähnen unterdrückend; „und dann träumt es mir auch, daß die Regierung mich bezahle.“

„Ei, da bist du ja täglich nur vier Stunden ihr Gläubiger. Aber, mein Bursche, darum handelt es sich jetzt nicht; ich will dir diesen Abend einen Beweis meines Vertrauens geben.“

„Ah!“ stieß Pepe hervor, ließ dabei seine Cigarette fallen, und dank den Falten seines Mantels hob er mit ihr auch unbemerkt

das Papier auf. Nun gab ihm der Hauptmann mit den gnädigsten Worten die Weisung, daß er diese Nacht die Ensenadabucht, gerade die wichtigste Strandstelle, zu hüten habe, worüber Pepe höchlich erstaunt war. „Vor allem schlafe mir nicht auf deinem Posten," sagte zuletzt Don Lucas, „und nun geh und vergiß mir deine Laterne nicht." Pepe rührte sich nicht vom Platze. „Wohlan, hörst du nicht?" fuhr der Hauptmann fort und schüttelte den Burschen am Arme. Da raffte sich Pepe wie vom Schlafe auf, gähnte mehrmals und sagte endlich: „Ja, Herr Hauptmann!" Dann ging er trägen Schrittes nach der Thüre.

„Dieser Kerl ist nicht mit Gold aufzuwiegen," sagte der Hauptmann für sich, als Pepe fort war, und rieb sich befriedigt die Hände; „mit ihm und keinem andern ist mein Zweck zu erreichen."

Daß der Hauptmann etwas Besonderes, und zwar nichts Löbliches, im Schilde führe, konnte dem schlauen Pepe nicht entgehen, und was wohl die plötzliche Gunst seines Vorgesetzten zu bedeuten habe, darüber sann er nach, als er draußen in seinem Mantel mit Karabiner und Laterne auf dem Posten stand. Da die Regierung den Küstenwächtern geringen Sold gewährte und in letzter Zeit öfter damit im Rückstand geblieben war, so werde wohl der Hauptmann, dachte Pepe, mit den Schmugglern unter einer Decke stecken und sich die Schlafsucht seines Untergebenen zu nutze machen wollen. „Halt, Freund Pepe!" redete er sich auf einmal an, da ihm das Papier einfiel, das er sich beim Hauptmann angeeignet hatte. „Da werden wir ja die Bescherung schwarz auf weiß genießen." Und nun zog er das Blatt aus seiner Manteltasche hervor, las es mühsam bei seinem Lichte durch, und wenn ihm auch der Inhalt nicht durchweg verständlich war, konnte er doch genug davon entziffern, um seine Mutmaßung bestätigt zu finden, daß Don Lucas heute selber den Schleichhändler spielen wolle. „Mir kann es recht sein," brummte er dann vor sich hin; „werde es schon anzugreifen wissen, daß auch für meine Wenigkeit etwas Erkleckliches abfällt"; und als er im Schein seiner Blendlaterne später Don Lucas herankommen sah, den Posten nachzusehen, legte er sich alsbald der

Länge nach auf die Erde und fing an zu schnarchen, ohne auf den Anruf seines Vorgesetzten zu antworten. Dieser freute sich des Anblicks, murmelte zufrieden etwas vor sich hin und entfernte sich wieder nach dem Dorfe, worauf der Miquelote emporsprang und ausrief: „Aufgepaßt, ihr Herren Schmuggler! Jetzt bin ich nicht mehr Pepe der Schläfer!“

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, ohne daß der lauernde Wächter etwas vor sich gesehen hätte als den unermeßlichen leeren Raum. Nichts unterbrach die weiße Linie, die das Meer bildete, indem es sich mit dem grauen Himmel vermischte. Große dunkle Wolken verhüllten bald den eben aufgegangenen Mond, bald ließen sie ihn durchblicken. Mochte aber der Horizont zeitweise glänzend sein wie geschmolzenes Silber, oder schwarz wie ein Trauerflor, nichts auf dem Ozean verriet die Gegenwart von Menschen. Der Miquelote spähte so angestrengt ins Weite, daß er glaubte, es tanzten ihm Funken vor den Augen herum. Ermüdet von dieser anhaltenden Aufmerksamkeit, schloß er die Augen und sammelte die ganze Kraft seiner Sinne im Gehör.

Auf einmal glitt ein schwaches Geräusch über die Oberfläche des Wassers bis zu ihm herüber; dann trieb ein leichter Landwind den Ton wieder auf die hohe See hinaus, und er hörte nichts mehr. Im Zweifel, ob er das Opfer einer Täuschung gewesen, öffnete der Miquelote die Augen wieder, aber die tiefdunkle Nacht ließ ihn nichts erkennen. Er schloß die Augen nochmals, um von neuem zu horchen. Diesmal vernahm er taktmäßige Töne, ähnlich denen von Rudern, wenn sie die Oberfläche des Wassers sachte durchschneiden und sich mit schwachem Knirschen in den eisernen Haltern bewegen. „Endlich, endlich, wären wir so weit!“ sagte Pepe mit einem Seufzer der Befriedigung. Und nun tauchte auch ein schwarzer Punkt am Horizont auf, wurde größer und größer, und bald kam ein Boot, mit leichter Schaumfurche hinter sich, herangerudert. Sogleich nahm Pepe eine Stellung an, daß er alles sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Dabei kamen ihm vergilbte Kräuterbüschel zu Hilfe, die die Spitze der

Böschung begrenzten und ihm über den Kopf hinausgingen, sodaß er bequem zwischen den Stengeln auslugen konnte. Auch richtete er seine Laterne so, daß sie den nach dem Dorfe führenden Hohlweg beleuchtete, und nach einigen Sekunden knarrten die Kieselsteine am Ufer unter dem Kiel des landenden Bootes.

Zwei Männer in Matrosentracht empfingen, wie es schien, Befehle von dem Manne am Ruder, der unter seinem Mantel die Uniform eines spanischen Marineoffiziers trug und 25 Jahre zählen mochte. Aus seinem gebräunten Gesicht stachen unter schattigen Brauen große schwarze Augen hervor, sein spöttischer Mund wies auf ein stolzes Wesen hin, wie der Gesamtausdruck seiner Züge auf Ehrgeiz und Rachsucht. „Braucht euch keinen Zwang anzuthun," murmelte Pepe vor sich hin, „thut nur ganz, als ob ihr zu Hause wäret."

Jetzt wandten sich die zwei mit katalonischen Messern bewaffneten Matrosen nach dem Dorfe. Doch plötzlich blieben sie stehen. Es kollerte von der Böschung ein Stück Erde, das sich unter Pepes Knie losgebröckelt hatte, mit leichtem Geräusch den Felsen hinab. „Hast du nichts gehört?" sagte der eine von ihnen. „Nein, und du?" sagte der andre. „Es hat mir geschienen, als hörte ich dort etwas herunterfallen," sagte der erste wieder und deutete nach der Stelle, wo der Miquelote mit verhaltenem Atem auf dem Bauche lag. „Pah, wird ein Maulwurf gewesen sein, der in sein Loch zurückgeschlüpft ist," entgegnete der zweite; „und hat uns nicht der andre versichert, daß er für eine Schlafratze von Wächter gutstände?" Dabei beruhigten sich die beiden und setzten ihren Weg fort.

Kaum waren die zwei Männer in der Nacht verschwunden, so glitt Pepe wie eine Schlange den Hang hinunter, stürzte sich mit wohlberechnetem Schwung auf den Mann im Boote, setzte ihm den Lauf seines Karabiners auf die Brust und rief: „Rühren Sie sich nicht, sonst sind Sie ein Kind des Todes!"

„Wer bist du?" fragte unerschrocken der Bedrohte mit einem Wutblick.

„Ei, ei, ich bin Pepe, der Miquelote, Sie wissen es recht wohl: Pepe der Schläfer."

„Wehe ihm, wenn er mich verraten hat!" sagte der Fremde, wie wenn er mit sich selbst spräche.

„Wenn Sie damit Don Lucas meinen," versetzte der Karabinier, „so thun Sie ihm unrecht; aber machen wir's kurz: vierzig Goldstücke haben Sie dem Hauptmann gegeben ..." — „Nur Zwanzig," fuhr der Fremde hastig heraus. — „Nun, so will ich trotzdem nicht unbescheiden sein," erwiderte Pepe lachend, „und bleibe bei meiner ersten Zahl. Geben Sie mir also vierzig, dann können Sie hier treiben, was Sie wollen." — Der Fremde machte hierauf eine Gebärde des Unwillens, überlegte einen Augenblick, streifte dann einen Ring vom Finger und sagte: „Nimm und packe dich!" — Pepe musterte den Ring und sprach: „Meinethalben, das Ringelchen mag wohl



echt sein, und der Handel ist abgemacht, Herr — Schleichhändler. Nunmehr bin ich stumm, taub und blind."

„Hüte das Boot, bis ich zurückkomme," sagte der andre kalt, sprang ans Ufer und folgte den zwei Matrosen.

Pepe hatte geraume Zeit auf seinem nächtlichen Posten ausharren müssen, bis sich Schritte vom Hohlweg her hören ließen. Die Matrosen, mit umhüllten Gegenständen schwer bepackt, brachten diese in das Boot, alles in aufgeregter Hast, der Offizier sprang hinein, rief: „Vorwärts!" und in voller Eile, ohne Pepe eines Wortes oder Blickes zu würdigen, ruderten sie davon. Bald darauf lag die Ensenadabucht wieder so öde und verlassen da, wie zuvor.

Zweites Kapitel.

Der Knabenraub.

Am nächsten Morgen, bald nach Sonnenaufgang, eilte der alte Pförtner der Gräfin von Mediana zum Alkalden und machte schreckensbleich die Anzeige, daß seine Herrin samt ihrem Söhnlein diese Nacht vom Schlosse verschwunden sei; nach allen Anzeichen zu schließen, liege ein Verbrechen vor. Auch die Kammerjungfer der Gräfin kam herbeigestürzt und erhob ein solches Jammern und Kreischen, daß eine Menge Fischersleute zusammenströmten und hundert Fragen vorbrachten, auf die sich keine Antwort geben ließ. Der Alkalde warf sich rasch in sein Amtskleid und verfügte sich in Begleitung seines Schreibers hinauf nach dem Schlosse.

Oben angekommen, schlug man zuerst die von innen verriegelte Thür des Schlafzimmers der Gräfin ein. Auf dem Boden lagen leere Schubladen umher, andre waren zur Hälfte ausgeleert. Deshalb brauchte man aber noch keine Gewaltthat anzunehmen; auch plötzlicher Entschluß zu freiwilliger Abreise, obwohl sich kein Grund dafür denken ließ, konnte eine ähnliche Unordnung veranlaßt haben.

Das Bett der Gräfin war noch unberührt, die Möbel standen an ihrem gewohnten Orte; die Vorhänge der Fenster und des Alkovens waren nicht zerknittert, die weißen Steinplatten des Fußbodens unbeschädigt, ungeritzt, sodaß sie keinerlei Kampf verrieten. Auch war trotz des eindringenden Windes im Zimmer noch ein Rauchgeruch verbreitet, ähnlich dem einer Lampe, die aus Mangel an Öl langsam verlischt. Offenbar hatte man sie bis an den Morgen brennen lassen. Verbrecher würden sie gewiß ausgelöscht haben, um in aller Ruhe bei ihrem Geschäfte bleiben zu können. Endlich waren auch tausend Kleinigkeiten, die räuberische Habsucht reizen konnten, in den Schubladen geblieben. Der alte, ehrwürdige Diener betrachtete trüben Blickes das öde Zimmer, die auf dem Boden zerstreuten Kleider seiner Herrin, sowie das Bettchen des jungen Grafen, das noch die Spuren der Benutzung zeigte, und worin er, von seiner Mutter bewacht, den Tag vorher rosenwangig und lächelnd geschlafen hatte.

Die Anwesenden traten jetzt auf den eisernen Balkon hinaus, der in geringer Höhe über dem Erdboden angebracht war. Umherliegende Glasscherben zeigten an, daß das Balkonfenster entweder mit Gewalt geöffnet worden war, oder daß der nächtliche Wind das offengelassene zertrümmert hatte. Also auch hier keine Gewißheit. Jetzt sagte der Alkalde: „Ich kann mir nicht erklären, was die Frau Gräfin von Mediana bewogen haben soll, sich durchs Fenster zu entfernen, und doch läßt die von innen verriegelte Ausgangsthür in dieser Hinsicht keinen Zweifel übrig. Aber da muß ich Euch doch fragen," fuhr er gegen den Pförtner gewendet fort, „wie konntet Ihr wissen, daß die Gräfin verschwunden sei, da man nicht in ihr Zimmer gelangen konnte?" — „Das ist ganz einfach," erwiderte der Greis; „um die Stunde, wo sich die Kammerjungfer gewöhnlich bei Madame einfindet, hat sie angeklopft, aber keine Antwort erhalten; sie hat dann stärker geklopft, wieder ohne Antwort; darauf ist sie unruhig geworden und hat mich benachrichtigt. Nun habe auch ich angeklopft und gerufen; da aber keine Antwort erfolgte, so habe ich eiligst die Gartenleiter geholt, und da habe

ich, durch dies offene Fenster hindurch, das Zimmer in dem Zustande gesehen, in dem Sie es jetzt erblicken."

Der brave Alkalde, dem mehr Rechtschaffenheit und Würde als Scharfsinn eigen waren, rieb sich wiederholt die Stirne, ohne daß ihm eine Erleuchtung kommen wollte. Doch war er, wie die übrigen, von einem hier im Schlosse begangenen Verbrechen überzeugt. Alle ließen ihre Blicke über das Ufer, über das Meer hinschweifen, konnten aber nichts Verdächtiges bemerken. Der Wind blies, der Ozean brauste in altgewohnter Weise, und von allen Stimmen der Natur erhob sich keine, um den Schuldigen anzugeben. Nur am Horizont zeigten sich noch die weißen Segel eines der hohen See zusteuernden Schiffes. Ohne Verzug wurde alles Erdenkliche aufgeboten, die Spur eines Thäters zu entdecken, aber selbst die eifrigsten Nachforschungen gaben keinen Aufschluß über das rätselhafte Ereignis, zumal da sich Pepe der Schläfer wohl hütete, von dem Verlauf seines nächtlichen Wachtdienstes gegen irgend jemand auch nur ein Sterbenswörtchen verlauten zu lassen.

— Aber was hatte sich denn in der unheimlichen Nacht auf dem einsamen Bergschlosse zugetragen? Lüften wir jetzt den Schleier des Geheimnisses von der furchtbaren That, die geschehen war und deren Verüber sich wohl zunächst dem Auge der Gerechtigkeit entziehen, aber schließlich doch der Vergeltung nicht entrinnen konnten.

Nach einer langen Kreuzfahrt auf den südlichen Meeren hatte Don Antonio die Heirat Donna Luisas mit seinem ältern Bruder erfahren, und diese Heirat hatte, wie wir schon wissen, alle seine Zukunftspläne zerstört und dafür in seiner ehrgeizigen Brust ein Rachegefühl genährt, das ihn völlig bemeisterte. Er konnte zuletzt den Wunsch nicht mehr unterdrücken, das Kind seines Bruders, durch dessen Dasein für ihn selbst jede Hoffnung auf späteren Besitz des reichen Familiengutes schwinden mußte, aus dem Wege zu räumen.

Mit dem Kommando einer in der Südsee gemachten Prise betraut, hatte er von dem genommenen Schiffe mit einer wenig zahlreichen Mannschaft, die ihm der Kapitän der siegreichen Kor=

vette überließ, Besitz ergriffen. An verschiedenen Orten, wo er anlegte, hatte er dann seine Besatzung bald durch etwa dreißig Abenteurer vermehrt — lauter zusammengewürfelte Leute, die vor keiner Unthat zurückschreckten. An der Spitze dieser Bande war er in die spanischen Gewässer zurückgekehrt, hatte zu Elanchovi mit dem bestechlichen Hauptmann Despierto ein geheimes Einverständnis unterhalten, infolgedessen Pepe dem Schläfer in der von Don Antonio bestimmten Nacht die Strandwacht anvertraut war.

Was nun die Gräfin Mediana betrifft, so hatte sie, seitdem sie Witwe geworden war, auf der Strandburg Solero ein noch abgeschiedeneres Leben als zuvor geführt. Sie schloß sich stets mit ihrem Kinde ein und rief nur selten, meist nur zur Zeit ihrer Mahlzeiten, die sie in ihrem Zimmer einnahm, eine ihrer Dienerinnen herbei. Um jene Stunde nun, wo der Auftritt zwischen dem Schläfer und dem Unbekannten stattfand, es war gegen elf Uhr abends, befand sich die Gräfin wie gewöhnlich in ihrem Schlafzimmer, wo eine Lampe brannte. Eine Glasthür führte auf den Balkon hinaus, der sich nur etwa zwanzig Fuß über dem Boden des Gartens befand, und durch die Scheiben der Thüre hindurch gewahrte man zu dieser Zeit nichts als den schwarzen Himmel und die weiße Linie, die das Meer bildete, wo es mit dem Himmel zusammenfloß. Die Augen der Gräfin schweiften bald über dieses düstere Gemälde hin, bald suchten sie wieder die Wiege, worin ihr schlafendes Kind lag. Plötzlich vermischten sich schrille Laute mit dem Seufzen des Windes, und es trafen die Töne einer Seetrompete Donna Luisas Ohr. Ein solches Signal wird manchmal in der Nacht zwischen Schiffen an dieser gefährlichen Küste gewechselt, aber die Gräfin kannte es nicht, für sie lag etwas so Ungewöhnliches in dem vom Meer herkommenden Schalle, daß er ihr wie ein Echo aus der unsichtbaren Welt erschien.

In ihre ängstlichen Träumereien versunken, hatte sie ein dumpfes, vom Balkon her kommendes Geräusch nicht beachtet, bis sich das Fenster heftig öffnete, der eindringende Wind sich im Zimmer verfing und das Licht der Lampe zu einer bis zur Mündung ihres Glas-

rohres aufsteigenden Feuerzunge gestaltete. Und nun sah die vor Entsetzen versteinerte Gräfin einen Mann auf sich zukommen! Hätte der Blitz neben ihr eingeschlagen, ihre Betäubung konnte nicht größer sein, als in dem Augenblick, da Antonio de Mediana gleich einem drohenden Gespenste vor ihr stand! Sie faßte sich allmählich etwas, und es entspann sich ein langer Wortstreit zwischen ihnen, bei dem sie die Klagende, Bittende, Flehende, Beschwörende war, er der Hassende, Höhnende, Gebietende. Als sie zuletzt von dem Eindringling den Befehl erhielt, ihr Kind zu wecken und anzukleiden, wollte sie um Hilfe rufen, aber die Todesangst hielt sie davon zurück; der Feindselige, der sie selbst wie mit Tigerklauen festhielt, hatte ja auch ihr Kind in seiner Gewalt, und sein großes Messer blinkte blutdürstig vor ihren Augen. Sie zögerte noch, zu gehorchen, doch ihr Peiniger stampfte zornig auf den Boden und gebot ihr, sich zu beeilen. Endlich hatte die bedauernswerte Mutter, die von ihrem geliebten Kinde getrennt werden sollte, mechanisch und mit halbem Bewußtsein, alles, was sie der Wüterich geheißen hatte, gethan, ohne daß eine Rettung gekommen wäre; doch bei einem letzten Kusse, bei der letzten Umarmung ihres laut schluchzenden Lieblings bedeckten sich ihre Augen mit einem Schleier; die Unempfindlichkeit des Körpers lähmte den Seelenschmerz, sie stieß einen schwachen Schrei aus, schwankte vorwärts und fiel ohnmächtig nieder.

Don Antonio mochte auf diese Ohnmacht gerechnet haben. Er prüfte jetzt rasch den Riegel der Zimmerthür, öffnete den Schreibtisch der Gräfin und raffte daraus die Juwelen, das Geld, auch einige Papiere an sich. Aus Kommode und Schränken riß er hastig die Wäsche heraus und band sie in Päcke. Die entleerten Schubladen lagen auf dem Boden umher, die Thüren der Schränke blieben halb offen, sodaß das Zimmer den Anblick der einer jähen Abreise vorangehenden Unordnung darbot. Dann trocknete er sich die Stirne, von der ihm der Schweiß herabrann, warf sich in den Lehnstuhl und schien einen inneren Kampf zu kämpfen. „Nein!" rief er endlich; „ein Opfer genügt mir; aber er . . . dieser Knabe . . . ist sein Blut, das Blut meines Bruders, und dieses

werde ich nicht vergießen!" Und nun stürzte er auf das Fenster zu, ließ ein schwaches Pfeifen hören, und einige Sekunden darauf trat einer der Männer, die Pepe gesehen hatte, ins Zimmer.

„Flink, Jose, wirf diese Päcke zum Fenster hinaus!" befahl Don Antonio dem Matrosen. „Juan wird sie unten in Empfang nehmen."

„Welche Päcke?" fragte der Matrose mit einem rohen Lachen, wobei er auf den regungslosen Körper der Gräfin deutete.

„Diese da!"

„Mit Eurer Erlaubnis, Kapitän!" sagte Jose, indem er über einige Silbersachen herfiel.

„Brauchst dich nicht zu genieren, mein Bursche, aber spute dich!"

Jose steckte ein, was er Wertvolles erhaschen konnte, warf dann die Päcke in den Garten hinab, und auf einen Wink seines Gebieters hob er mit Leichtigkeit die bewußtlose Gräfin vom Boden auf, trug sie nach dem Fenster und verschwand mit ihr über den Balkon. Don Antonio that ein Gleiches, indem er das Kind, das vor Schrecken stumm dalag, aus der Wiege riß und mit sich fortnahm. An den Strand zurückgelangt, legten die Unmenschen Mutter und Kind in das bis dahin von Pepe bewachte Boot. Die Gräfin wurde auf Geheiß ihres unversöhnlichen Entführers von einem der Matrosen draußen auf dem Meere erdolcht; den kleinen Fabian, dessen Blut man nicht vergießen wollte, überließ man dem Hunger, der Kälte und dem Sturm. Um aber jeden Verdacht von sich fern zu halten, warfen sich die Missethäter, als sie in die Nähe ihres Schiffes gekommen waren, ins Meer, gleichsam, als wären sie selbst mit dem Boot verunglückt, und legten den Rest des Weges schwimmend zurück. —

Nach Verlauf von Monaten nahm Antonio unangefochten als einziger überlebender Erbe von den väterlichen Gütern Besitz und verfolgte als Günstling eines königlichen Prinzen eine Laufbahn, von der wir im Fortgang unsrer Geschichte hören werden. —

In der auf die Entführung folgenden Nacht, die ebenso nebelig, wie die verflossene, war, hatte Pepe, dank der Huld seines

Hauptmanns, abermals die Wache bei der Ensenadabucht. Nachdem nun durch den Brillantring auf weit hinaus für seine Bedürfnisse gesorgt war, wollte er diesmal seinem Gewissen genügen und seine Pflicht thun, so sehr auch Don Lucas das Gegenteil wünschen mochte. Und die Gelegenheit dazu ließ nicht lange auf sich warten. Gegen zehn Uhr schlich sich ein Kutter heran, dessen Segel und Takelwerk ein Kriegsschiff oder wenigstens einen Kaper vermuten ließen. Es war ein französisches Fahrzeug, das halb Seeraub, halb Schleichhandel trieb und zwei Boote in See ließ, um Waren ans Land zu bringen und Lebensmittel dafür einzutauschen. Damit verstrich eine Stunde, als plötzlich auf allen Punkten der Küste ein lebhaftes Gewehrfeuer losbrach, und kurze Zeit darauf ruderten die zwei Boote wieder dem Kutter zu. Die Alarmierung der Küstenwache hatte Pepe der Schläfer veranlaßt, aber zu spät, denn die Boote brachten Schweine, Hämmel und Lebensmittel aller Art ohne Schaden nach ihrem Schiffe zurück.

Der letzte Mann, der auf das Verdeck des Kutters stieg, war ein Matrose von riesigem Wuchs. Er hielt ein Kind in den Armen, das sich nicht rührte und für tot gelten konnte, wenn nicht hie und da ein leichtes Zittern seines Körpers einen Rest von Leben verraten hätte.

„Was um alles in der Welt bringst du da, Rosenholz?“ fragte der diensthabende Offizier den Matrosen.

„Mit Ihrer Erlaubnis, Herr Lieutenant, ein kleines Kind, das ich in einem herrenlos umhertreibenden Kahne, halbtot vor Hunger und Kälte, gefunden habe. Eine tote, in ihrem Blut liegende Frau hielt das Kind noch in den Armen, und es hat mir höllisch viel Mühe gekostet, es aus dem Kahne herauszubringen, da diese spanischen Aufpasser mit aller Macht lospfefferten, indem sie den Kahn für einen der unsrigen hielten; den Kahn mit der Leiche mußte ich seinem Schicksal überlassen. Es war insbesondere ein himmellanger, verteufelter Miquelote (er meinte damit Pepe den Schläfer), der mich eben so hartnäckig als ungeschickt mit seinen

Kugeln begrüßte. Wenn ich den Kerl wieder irgendwo treffen sollte, hat er seine Haut zum längsten getragen."

„Und was willst du mit dem armen Wurm anfangen?" fragte der Lieutenant gerührt.

„Vaterstelle an ihm vertreten, bis der Friede mir gestatten wird, wieder hierher zu kommen und Erkundigungen über seine Eltern einzuziehen, — ja, das beabsichtige ich, Herr Lieutenant." Mit aller Mühe konnte man aus dem armen Kinde, nachdem es sich erholt hatte, nur herausbringen, daß es Fabian heiße, und daß die ermordete Frau seine Mutter sei. —

Fast zwei Jahre waren vergangen, ohne daß der französische Kutter Gelegenheit gehabt hätte, in Spanien zu landen. Doch die zärtliche Liebe des Mannes, der den kleinen Fabian de Mediana gerettet hatte, verminderte sich nicht, ja, sie steigerte sich noch, wie



das Kind heranwuchs. Dieser Matrose, ein wahrer Herkules an Gestalt und Stärke, war ein geborner Kanadier und hieß Rosenholz, wie wir schon gehört haben. Er baute auf den Besitz seines Pflegesohnes allerlei glückverheißende Zukunftspläne, aber es sollte anders kommen. Eines Morgens sah sich der französische Kreuzer gezwungen, vor einer noch einmal so großen englischen Brigg die Flucht zu ergreifen, wurde aber eingeholt, und es entspann sich ein heftiger Kampf. Als der Engländer den Sieg davonzutragen schien, stieg unser Matrose, ganz geschwärzt vom Pulverrauch, in den untersten Schiffsraum hinab, wohin er sein Kind geflüchtet hatte. Nachdem er es zärtlich geküßt, trug er es auf das Verdeck. Dort sollte das Kind inmitten des Getümmels, des fließenden Blutes, der donnernden Geschütze, der fallenden Maste seinem Gedächtnis die Umstände der Trennung einprägen, die zu befürchten stand. Rosenholz deckte seinen Liebling mit seinem mächtigen Körper, hieß ihn niederknieen und sprach feierlich: „Du siehst, mein Sohn, was hier vorgeht?“

„Ich habe Furcht vor dem Blute, das ich sehe, vor dem Lärm, den ich höre,“ brachte Fabian zitternd hervor und verbarg sich in den Armen des Mannes.

„Gut!“ sagte dieser. „Und nun vergiß mir niemals, daß in diesem Augenblick ein Matrose, ein Mann, der dich wie sein Leben liebt, dich hat niederknieen lassen, um dir zu sagen: ‚Knie nieder, mein Kind, und bete für deine Mutter, die ich sterbend neben dir gefunden habe ....‘“ Er konnte nicht ausreden, eine Kugel hatte ihn getroffen und sein Blut spritzte auf Fabian, der herzzerreißende Schreie ausstieß. Dann wurde Rosenholz bewußtlos, und als er wieder zu sich kam, befand er sich als Gefangener, von gräßlichem Durst gequält, in einem verpesteten Schiffsraum. Er rief nach seinem Fabian, der war aber nicht mehr da, und was aus dem Kinde geworden ist, das wird uns erst der Fortgang unsrer Erzählung lehren. —

Wenden wir uns zuvor noch einmal nach Elanchovi zurück. Dort war einige Tage nach dem Verschwinden der Gräfin jener

Kahn, worin sie als Leiche lag, von Fischern am Ufer gefunden worden. An dieser traurigen Stelle pflanzte der alte Pförtner unter heißen Thränen ein Kreuz auf, und die Windfahnen des Schlosses verhüllte er mit Flor. Aber der Krieg, der seine Schrecken bald auch hierher wälzte, zerstreute die Bewohner des Fischerdorfes, häufte andre Unthaten auf die geschilderten und verwischte in kurzem das Andenken an den geheimnisvollen Mord.

Drittes Kapitel.

Eine Gesellschaft von Goldsuchern.

Zu den reichsten Provinzen der mexikanischen Bundesrepublik zählt deren nördlichster Staat Sonora, der im Jahr 1830, wo unsre fernere Geschichte spielt, noch sehr wenig bekannt war. Die Natur zeigt sich dort so verschwenderisch, daß der Boden, kaum vom Pfluge durchfurcht, alljährlich zwei Ernten giebt, auch findet sich in abgelegnen Gebirgsthälern Gold in Menge unter freiem Himmel. In diese Wüsteneien wagen sich zuweilen gewinnsüchtige Leute, ungeachtet der Entbehrungen und Gefahren, denen sie sich aussetzen, ungeachtet des beinahe gewissen Unterganges, der ihnen droht, nur um das Metall der Metalle zu erbeuten. Die meisten dieser Goldsucher oder Gambusinos erliegen den Strapazen, den Überfällen von wilden Tieren, oder dem Tomahawk der Indianer, der grausamen Apachen. Diese Indianer verschmähen das Gold, um so weniger aber die Skalpe der verhaßten Weißen, die in ihre Jagdgründe eindringen. Kehrt dann einmal ein solcher Gambusino mit einem Goldklumpen in die Städte zurück, dann giebt er fabelhafte Berichte von unerschöpflichen Schätzen zum besten, die er flüchtig gesehen habe, und die nur auf eine kühne Hand warteten, die sie zu heben wage. Damit werden immer neue Nachzügler angereizt, ihren Golddurst zu befriedigen.

Es waren etwa 20 Jahre seit den Ereignissen am Strande von Elanchovi verflossen, als zu Arispe, der Hauptstadt von Sonora, eine große Expedition von Goldsuchern ausgerüstet wurde. Der Unternehmer war ein Fremder — ein Spanier, Namens Don Estevan de Arechiza, der seit kaum zwei Jahren aus Europa gekommen war. Im Besitz großer Geldmittel, hatte dieser Edelmann achtzig entschlossene Männer angeworben und ihnen das Presidio Tubac, einen befestigten Ort an der indianischen Grenze, als Sammelplatz bezeichnet; dorthin wolle er in wenigen Tagen selbst aufbrechen und sich dann an ihre Spitze stellen. Er mußte sich zuvor noch eines Mannes versichern, von dem er wußte, daß er Mitwisser des Geheimnisses eines Goldlagers im Indianergebiet sei, auch den Weg und Zugang zu der schwer aufzufindenden Stätte genau kenne. An diesen Gambusino sandte er einen Eilboten Namens Manuel Baraja.

Nach der Sicherheit zu schließen, womit dieser Don Estevan auftrat und sich überallhin bewegte, schien er gute Kenntnisse von Land und Leuten zu haben und wohlerwogene Pläne zu verfolgen. Um seine Person schwebte ein Geheimnis, in das er sich vor jedermann einzuhüllen liebte. Er führte das Leben eines großen Herrn und machte bedeutenden Aufwand, aber niemand konnte sagen, aus welcher Quelle des Reichtums er seine Mittel schöpfte. Er hielt offene Tafel, spielte hoch und verborgte nicht selten größere Summen, ohne je an ein Zurückfordern zu denken. Auch machte er von Zeit zu Zeit eine kurze Reise von höchstens einer Woche, wo er aber inzwischen gewesen war, erfuhr niemand; denn seine Dienerschaft war entweder in seine Angelegenheiten nicht eingeweiht, oder zur strengsten Verschwiegenheit angehalten. Vor kurzem hatte er bei Tafel einen Brief erhalten, dessen Schreiber, wie der Bote sagte, sofortige Antwort erwartete. Der Spanier bat seine Gäste um Entschuldigung, erbrach das Siegel, und die Anwesenden bemühten sich, aus den Mienen des Lesenden irgend etwas von dem Inhalt des Briefes zu erforschen. Aber Don Estevan war ein Meister in der Kunst, seine Empfindungen zu verbergen. Mit dem gleich=

gültigsten Gesicht von der Welt sagte er, den Brief einsteckend, zu dem Boten: „Es ist gut; meldet Euerm Herrn, daß ich mich spätestens in drei Tagen von heute bei ihm einfinden werde.“ Dann entschuldigte er sich noch einmal bei seinen Tischgenossen wegen seiner Unhöflichkeit und nahm das unterbrochene Gespräch wieder auf. Doch konnte einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß seine Ruhe fortan etwas Erzwungenes hatte, daß also der Brief eine Nachricht von Wichtigkeit enthalten haben mußte. Davon werden wir bald hören. Übrigens kann es nicht wundernehmen, daß es dem stolzen Spanier bei dem Einfluß, den ihm seine Freigebigkeit und die ganze Ritterlichkeit seines Wesens verschafften, in kurzer Zeit gelungen war, die nötige Anzahl von Teilnehmern an dem Abenteuer, auf das er ausging, zusammenzubringen. —

In einem schwachbevölkerten Bezirk, wohl ein paar Tagreisen von Arispe, bereitete sich in der Morgenfrühe ein Mann vor der Thür einer einsamen, ärmlichen Hütte sein Frühstück. Zwei schlecht gebahnte Wege durch die dichten Wälder, welche die ganze Umgegend bedeckten, liefen in der Nähe der Stelle zusammen, wo der Mann auf seiner Wolldecke lag. Einige Raben, die krächzend von Baum zu Baum flogen, und das Geschrei der blauen Elstern, die den anbrechenden Morgen begrüßten, unterbrachen allein die tiefe Stille der Wälder. Die Überreste eines großen Feuers dienten in diesem Augenblick dem Manne dazu, sich aus kleinen Kuchen von Maismehl, die er röstete, und einigen Stücken an der Sonne getrockneten Fleisches einen Imbiß herzustellen. Nicht weit von ihm weidete ein ungefesseltes Pferd das spärliche und welke Gras ab, das am Waldesrand wuchs, und das der Morgenwind leise bewegte. Die Kleidung des Mannes bestand in einem hemdartigen Wams ohne Knöpfe, einer weiten Hose, beides aus gegerbtem, backsteinfarbigem Leder. Die Hose, vom Knie bis zu den Füßen offen, zeigte die Beine von gegerbten Ziegenhäuten umgeben, die mit Figuren bedeckt waren. Diese unförmlichen Stiefel waren mit scharlachroten Kniebändern befestigt, in deren einem ein langes

Messer mit seiner Scheide stak, dergestalt, daß der Mann, ob auf dem Boden liegend, oder zu Pferde sitzend, den Griff des Messers schnell mit der Hand erreichen konnte. Eine Schärpe aus rotem, chinesischem Krepp und ein großer Filzhut, um den eine Schnur venetianischer Perlen lief, vollendeten ein malerisches Kostüm, wie es jenen Leuten eigen war, die gewohnt sind, durch die stachlichten Gebüsche der amerikanischen Savannen hinzugaloppieren, die auf ihren abenteuerlichen Fahrten bald unter einem Dache, bald unter freiem Himmel, heute auf einer Ebene, morgen im Dickicht des Urwalds schlafen. In den Gesichtszügen des Feldkochs, von dem wir sprechen, mischte sich rohe Wildheit mit spöttischer Gutmütigkeit. Aber seine gebogene Nase, seine dichten Augenbrauen, seine schwarzen, zuweilen düster funkelnden Augen straften den manchmal bemerkbaren lächelnden Ausdruck des Mundes so sehr Lügen, daß ein ihm Begegnender nicht nur abgestoßen wurde, sondern unwillkürlich Schrecken empfinden mußte. Ein kurzer, neben dem Reitersmann liegender Karabiner, im Verein mit dem Messer im Stiefel, machte ihn zu einem gefährlichen Kameraden in diesen Einöden. Und er war auch wirklich ein Verfemter, ein vogelfreier Mensch, ein Bandit, mit Namen Cuchillo.

Seiner ganzen Haltung nach schien der Unhold jemand zu erwarten. Es ließen sich auch bald vom Walde her Pferdetritte vernehmen, und ein Reiter von hoher Statur, mit dichtem, schwarzem Bart und ganz wie Cuchillo gekleidet und bewaffnet, nahte sich. Es war Manuel Baraja, der Bote Don Estevans. Die beiden Gauner — denn auch Baraja hatte eine mehr als zweideutige Vergangenheit hinter sich — begrüßten sich als alte Bekannte und tauschten bei einer Cigarette aus Maisstroh unter vielem Gelächter ihre spitzbübischen Redensarten aus. Dann entledigte sich der Abgesandte seines Auftrags mit den hochtrabenden Worten: „Don Estevan de Arechiza, mein hoher Gönner, hat Eure Botschaft erhalten, Señor Cuchillo, deren Inhalt nur Euch und ihm bekannt ist."

„Will es hoffen," warf Cuchillo dazwischen.

„Don Estevan," fuhr der Bote fort, „war auf einen em-

pfangenen Brief hin eben im Begriff, nach dem Presidio Tubac aufzubrechen, als er auch Eure Nachricht erhielt. Ich sollte ihn begleiten, allein er hat mir dann befohlen, vorauszueilen, um Euch zu sagen, daß die Sache reifliche Prüfung verdiene, und da der Ort Eures Aufenthalts auf dem Wege nach Tubac liege, so wolle er Euch hier aufsuchen und sprechen. Er ist so gut beritten, daß er schon in einigen Stunden hier eintreffen kann."

„Gut!" entgegnete Cuchillo; „wenn meine Vorschläge, wie ich nicht zweifle, von Don Estevan angenommen werden, so schließe ich mich, wie Ihr selbst, Señor Baraja, seiner Expedition an." — Inzwischen hatte sich der Bote seines ungeheueren Sporenpaars entledigt, sein Pferd abgesattelt und ihm mit der flachen Hand einen Schlag in die Seite gegeben, damit es sich zu dem andern geselle und dessen mageres Futter teile. Dann holte sich Baraja auf Einladung seines Freundes mit der Spitze seines langen Messers eines der Fleischstücke von den Kohlen und ließ sich den Braten samt Maiskuchen zu einem Schluck aus seiner Kürbisflasche schmecken.

Nach beendetem Frühstück, das dem unverwöhnten Gaumen höchlich zugesagt haben mußte, denn von Fleisch und Fladen war nicht ein Schnipfelchen übriggeblieben, machten die zwei Biedermänner noch ein kurzes Schläfchen. Davon erwacht, zündeten sie wieder ihre Cigaretten an, und während Baraja ein Mal über das andre gähnte und seine Glieder reckte, sagte Cuchillo:

„Wenn ich die Karten nicht ganz und gar verschworen hätte, würde ich mir erlauben, den Señor Baraja zu einem Spielchen einzuladen.“

„Warum verschworen?“

„Die Geschichte ist bald erzählt, und was mir begegnet ist, kann jedermann begegnen. Ich hatte mit einem meiner Freunde ein Kartenspiel angefangen. Mein Freund behauptete, daß ich ihn betrogen hätte. Darüber kam es zu einem Wortwechsel.“

Der Erzähler machte eine Pause, um einen Schlauch voll Wasser an seine Lippen zu setzen, dann fuhr er fort:

„Mein Freund hatte den Mangel an Zartgefühl, daran zu sterben!“

„Wie! an Euern Worten?“

„Nein, an dem Messerstiche, der die Folge davon war.“

„Ich wußte wohl, daß das Unrecht auf der Seite Eures Freundes sein mußte.“

„Der Alkalde von Arispe schien andrer Meinung zu sein, denn seine Maßregeln haben es mir nahe gelegt, diese Einsamkeit aufzusuchen.“

„Ich verstehe,“ sagte Baraja und blies eine Rauchwolke von sich. „Auch ich habe das Gelübde gethan, keine Karte mehr anzurühren, seitdem mich das verteufelte Spiel um Haus und Hof gebracht hat.“

„Was Ihr nicht sagt!“

„Ja, Freund, nachdem ich die eine Hälfte meines Gutshofes verspielt hatte, setzte ich die andre daran, sie wieder zu gewinnen, und“ — er blies durch seine Finger — „verlor so beide.“

„Was folgt daraus?“ versetzte Cuchillo. „Man muß sich vom

bösen Geschick nicht unterkriegen lassen. Wenn es Euch also gefällig ist, Señor Baraja, so laßt uns auf Ehrenwort ein wenig um das Gold spielen, das wir demnächst einheimsen werden."

„Ich hätte nicht gewagt, es Euch anzubieten, Señor Cuchillo, und nehme die Partie an."

Damit zog Baraja, zugleich mit dem andern, ein schmutziges Kartenspiel aus der Tasche; als aber die zwei Tugendhelden eben ihre Kurzweil beginnen wollten, verkündete Pferdegewieher, sowie ein Geräusch von Glöckchen, Tritten und verworrenen Stimmen, die wahrscheinliche Ankunft der wichtigen Person, die sich bei Cuchillo angemeldet hatte.

Bald erhob sich auch in einiger Entfernung eine Staubwolke und ließ auf das Nahen einer großen Zahl von Pferden schließen, wie sie reichere Personen des Staates Sonora auf ihren Reisen vorangehen lassen. Diese Pferde, von besonderer Rasse, sind außerordentlich ausdauernd. Wenn sie zwanzig Wegstunden zurückgelegt haben, ohne geritten worden zu sein, findet man sie noch ebenso munter, als ob sie gerade aus dem Stalle kämen. Man sattelt sie abwechslungsweise, wenn große Strecken durchreist werden sollen, und kommt auf diese Weise so geschwind vom Fleck, wie in Europa mit der Post, wo auf jeder Station frische Pferde genommen werden. Der Gewohnheit gemäß ging auch jetzt eine mit einer Glocke versehene Stute als Führerin des Trupps, der etwa aus dreißig Tieren bestand, den übrigen voran. Nun kam ein Reiter herbeigesprengt, ritt über die Pferde hinaus, um die Stute und mit ihr den ganzen Pferdetrupp anzuhalten, und als sich der Staub verzogen hatte, ward eine Gruppe von fünf Reitern sichtbar. Zwei von ihnen schienen die Herren der drei andern zu sein, die in kleinem Abstand folgten.

Der stattlichere von den beiden Voranreitenden war ein Mann von etwas mehr als Mittelgröße. Er schien bereits über vierzig zu sein. Ein grauer, breitrandiger Filzhut schützte ihn vor der brennenden Sonne. Sein dunkelblauer Dolman, reich mit seidnen Borten verziert, war fast ganz verdeckt durch ein weißes, mit

himmelblauer Seide gesticktes Flortuch, paño de sol genannt. Unter einem glühenden Himmel muß die Weiße dieses Tuches, wie dem Araber sein Burnus, dazu dienen, die Sonnenstrahlen zurückzuwerfen. An den mit falbem Saffianleder bekleideten Füßen des Reiters hielt ein goldverzierter Riemen eiserne Sporen fest. Die Falten des goldverbrämten Überkleids bedeckten weite Beinkleider, die der ganzen Länge nach mit Knöpfen von Silberdraht besetzt waren. Schon mischten sich bei dem Manne, den wir beschreiben, einige graue Haare unter die schwarzen, die sich an den Schläfen stark gekräuselt zeigten. Seine gebräunten Gesichtszüge verrieten ungestüme Leidenschaften. Eine leicht gekrümmte Nase erhob sich über dem dichten Schnurrbarte, der seinen Mund beschattete. Unter einer knochigen, breiten, von frühen Runzeln durchfurchten Stirne glänzten lebhafte schwarze Augen hervor. Der Bezeichnete ist Don Estevan de Arechiza. Sein Gefährte, der Senator Tragaduros y Despilfarro aus Arispe, war jünger und seine Kleidung anspruchsvoller, aber sein fades Gesicht und seine nachlässige Haltung, obwohl einer gewissen Eleganz nicht entbehrend, brachten es nicht zu dem aristokratischen Anstrich des Reiters mit dem Sonnentuch. Die drei Diener endlich, von fast wildem Äußern, hatten lange Lanzen mit scharlachroten Fähnchen, und am Sattel befestigt einen Bund von zusammengeflochtenen Lederriemen, den in den Savannen üblichen Lasso zum Einfangen der Büffel und wilden Pferde. Den Beschluß machten zwei Maultiere mit ungeheuern Mantelsäcken auf dem Rücken. Sie trugen den Reiseballast, die Matratzen, Kochgeschirre und Lebensmittel.

Sobald Don Estevan Cuchillos und Barajas ansichtig wurde, machte er Halt, und der ganze Trupp that ein Gleiches. „Es ist Don Estevan," sagte Baraja halblaut zu Cuchillo, und zu Estevan gewendet sagte er vernehmlich: „Dies ist der fragliche Gambusino," seinen Kameraden dem Reiter mit der Sonnengaze förmlich vorstellend. Arechiza heftete einen durchbohrenden Blick auf Cuchillo und konnte sich einer Gebärde der Überraschung nicht erwehren. „Ich habe die Ehre, Ew. Señoria die Hand zu küssen," begann

Cuchillo; „ich bin es in der That, der ...“ Allein trotz seiner gewöhnlichen Frechheit hielt der Bandit plötzlich inne und fuhr zusammen, indem verblaßte Erinnerungen in seinem Gedächtnisse auftauchten, denn diese beiden Männer standen sich nicht zum ersten Male gegenüber.

„Aha! wenn ich mich nicht täusche,“ sprach der Spanier mit ironischer Miene, „so kennen wir einander schon lange, Señor Cuchillo, obgleich Ihr diesen Namen früher nicht geführt habt.“

„Ebensowenig wie Ew. Señoria, die damals ...“ Don Estevan sprühte Zornblicke auf den Sprecher, und sein schwarzer Schnurrbart richtete sich borstenartig in die Höhe, sodaß Cuchillo seinen Satz nicht vollendete; er hatte begriffen, daß er verschweigen müsse, was er wisse; aber diese Art Mitschuld gab ihm schnell seine gewöhnliche Zuversicht zurück.

Die Reiter waren abgestiegen, der Senator trat, um Siesta zu halten, in die Hütte, und in einem benachbarten ‚Rohrpalast‘ setzten der Spanier und der Bandit ihre Unterredung fort.

„Ich habe ein Goldlager gesehen,“ berichtete Cuchillo schließlich, „das so ergiebig ist, daß man ein Königreich dafür kaufen kann!“

Das Wort ‚Königreich‘ schien Arechizas Gedanken besonders zu schmeicheln; er blickte befriedigt und fragte: „Wie habt Ihr das Lager aufgefunden?“

„Es lebte ein Gambusino,“ antwortete der Bandit, „dessen Ruhm durch ganz Sonora verbreitet war. Er hieß Marcos Arellanos. Er hatte mit einem Genossen diese Fundstätte entdeckt, doch in dem Augenblick, als sie sich der Schätze bemächtigen wollten, wurden sie von Indianern angegriffen. Der Genosse des Arellanos blieb auf dem Platze, und dieser selbst entkam mit knapper Not auf seinem vorzüglichen Renner. Ein Zufall führte mich mit ihm zusammen im Presidio Tubac. Dort schlug er mir eine zweite Expedition vor, ich nahm sein Anerbieten an, und wir machten uns auf den Weg. Wir gelangten glücklich in das Goldthal, wie er den Ort nannte. O, ihr himmlischen Mächte! Ihr hättet diese Goldblöcke sehen sollen, Señor, wie sie in der Sonne funkelten

und glänzten. Aber nur unsre Augen durften wir sättigen, denn die Apachen hatten uns einen Hinterhalt gelegt und stürmten mit wildem Kriegsgeheul auf uns ein. Ich kam allein zurück. Der arme Arellanos! Ich habe ihn recht bemitleidet. Wohlan, Señor! Das Geheimnis dieses Goldthals will ich zu den vorhin genannten Bedingungen an Euch verkaufen."

„An mich verkaufen? Und wer bürgt mir für Eure Treue?"

„Mein Vorteil," erwiderte Cuchillo mit einem gewissen Grinsen. „Ich verkaufe das Geheimnis, obwohl es unbezahlbar ist, an Euch, weil ich aus eignen Mitteln keine so starke Expedition ausrüsten könnte, wie sie nötig ist, den Erfolg zu sichern. Ich werde zu gleicher Zeit Führer und Geisel sein."

Diese Antwort schien den Spanier zu befriedigen. „Und wo liegt dieses Goldthal?" fragte er wieder.

„Es liegt jenseits des Presidio Tubac, zu dem von hier aus ein Weg führt. Immerhin ist es ein gefährliches Unternehmen. Die Wüsten, die man durchziehen muß, sind nur ein kleines Hindernis, verglichen mit der Gefahr, von blutdürstigen Indianerhorden, die dort beständig umherstreifen, überwältigt zu werden. Das Grabmal eines ihrer Häuptlinge, das sie abergläubisch verehren, befindet sich in der Nähe des Goldthals; dort haben sie auch mich und den unglücklichen Arellanos überrascht."

„Hat wohl," forschte nun Estevan weiter, „jener Arellanos Euch allein und sonst niemand das Geheimnis des Goldthals anvertraut? Hatte er nicht etwa eine Frau, die darum wissen konnte?"

„Gestern," erwiderte der Bandit, „habe ich von einem Vaquero, einem Viehtreiber, der hier durchkam, erfahren, daß die Frau des Arellanos soeben, wie er sagte, gestorben sei; hätte sie aber auch um das Geheimnis gewußt und es ihrem Sohne mitgeteilt . . ."

„Arellanos hat einen Sohn hinterlassen?" unterbrach ihn Arechiza mit Nachdruck.

„Einen Adoptivsohn," erwiderte Cuchillo; „der junge Mensch kennt weder seinen Vater noch seine Mutter; er ist in Europa, mutmaßlich in Spanien, geboren."

Bei diesen Worten schien Don Estevan etwas betroffen zu sein.

„So hat wenigstens," fuhr Cuchillo fort, „der Kommandant einer englischen Kriegsbrigg ausgesagt, der im Jahr 1811 in den Hafen von Guaymas kam. Nach einem blutigen Kampfe gegen einen französischen Kutter war dieses Kind, das spanisch und französisch sprach, gefangen genommen worden. Ein Matrose, wohl sein Vater, war jedenfalls umgekommen. Der kinderlose Arellanos nahm den Knaben aus Mitleid zu sich und machte einen Mann aus ihm. So jung dieser Bursche noch ist, besitzt er doch den Ruf eines Rastreadors, eines Spurenfinders, der nie fehlgeht, und eines unerschrockenen Pferdebändigers."

Der Spanier schien wie zerstreut zu sein und nicht auf Cuchillo zu hören, und dennoch war ihm keine Silbe von dem, was dieser erzählte, entgangen; allein — sei es nun, daß er genug davon gehört hatte, oder daß ihm der Gegenstand peinlich war — er unterbrach plötzlich den Erzähler. „Ihr glaubt also," fragte er, „daß dieser Spurenfinder, der nie fehlgeht, dieser Pferdebändiger, den keine Gefahr schreckt, im Fall er das Geheimnis seines Pflegevaters weiß, für Euch — für uns, kann ich wohl sagen, kein gefährlicher Nebenbuhler werden könnte?"

„Das Goldthal," erwiderte Cuchillo, „ist, wie schon gesagt, von Indianern gleichsam belagert und nur einer ansehnlichen Macht zugänglich, wie sie dieser arme Tiburcio Arellanos unter keinen Umständen aufbringen könnte."

Don Estevan versank in ein minutenlanges Schweigen; er hatte Grund, sich die Frage vorzulegen, ob in diesem Tiburcio Arellanos nicht vielleicht der junge Fabian de Mediana stecke, wie der Leser bereits richtig vermutet haben wird. Und Cuchillo seinerseits dachte über gewisse Vorgänge nach, die auf den Gambusino Arellanos und seinen Adoptivsohn Bezug hatten, und deren er aus guten Gründen keine Erwähnung that. Cuchillo wechselte nämlich oft seinen Namen, und unter einem dieser falschen Namen, die er immer sehr schnell abnutzte, befand er sich einst zu Tubac, wurde dort mit Arellanos bekannt und machte mit ihm gemeinschaftliche

Sache. Als nun Arellanos, bevor er jene Fahrt unternahm, vom Presidio zurückgekommen war, um seine Frau und seinen Pflegesohn, den er wie sein eignes Kind liebte, zu sehen, vertraute er einzig seiner Frau den Zweck seiner Reise an, hinterließ ihr auch die genaue Aufzeichnung seiner Reiseroute. Davon freilich wußte Cuchillo nichts; was er aber zu verschweigen hatte, war, daß er selbst, nach flüchtigem Einblick in das Goldthal, Arellanos ermordet hatte, um sich jener Schätze später allein zu bemächtigen.

Die langen Verhandlungen des Spaniers mit dem Banditen endigten mit dem Abschluß eines Vertrags. Don Estevan hatte zuletzt seinen Stolz und sein Mißtrauen schweigen heißen, um in dem Führer zum Goldthal ein unentbehrliches Werkzeug für seine ferneren Zwecke, die wir bald kennen lernen werden, zu gewinnen.

Als Cuchillo aus der Hütte trat, fing die Sonne schon an, sich dem Horizont zuzuneigen. Er that einen Pfiff, und gleich kam sein wohldressiertes Pferd im Galopp herbeigelaufen. Hierauf goß er etwas Wasser aus seinem Schlauch in eine Kürbisflasche und erfrischte das lechzende Tier damit. Dann sattelte er seinen Rappen, und gab einem der Diener Don Estevans in dessen Namen den Befehl, alles zum Aufbruch nach der Poza, einer etliche Stunden entfernten Cisterne, wo man Nachtquartier halten wollte, bereit zu machen. Bald darauf setzte sich die Gesellschaft in Bewegung.

Es giebt keinen trostloseren, entmutigenderen Anblick als diese endlosen kahlen Flächen, auf denen alles Wachstum aus Mangel an Säften wie erstorben ist. Zwar erheben sich hier und da, wie in Algerien, lange Stangen, um eine Cisterne anzuzeigen, allein die ledernen Eimer, die an den Stangen hängen, sind von der Sonnenhitze ganz gekrümmt und geborsten und zeigen deutlich an, daß die Wasserbehälter bis zum letzten Tropfen ausgetrocknet sind. Wehe dem Wanderer, den sein Unstern in diesen menschenleeren Einöden den Weg verlieren läßt!

Viertes Kapitel.

Die Tigertöter an der Poza.



Kurz vor Sonnenuntergang, als die Reisenden bereits über die schlimmste Strecke der Kalkflächen hinausgeritten waren, und da und dort schon einzelne Gummibäume aufstiegen, sahen sie ein verendetes Pferd mit Sattel und Zaum am Boden liegen, daneben einen geborstenen Wasserschlauch.

„Ah!" sagte Cuchillo, „den armen Teufel, der das Tier geritten hat, finden wir wohl auch bald so daliegen, denn die Fußspuren im Sande

lassen erkennen, daß der ‚Abgesessene' seinen Weg zu Fuß fortgesetzt hat, wenn auch schwankend genug, wie aus der Ungleichheit derselben leicht zu schließen ist."

Und wirklich kam die Gesellschaft nach einigen Minuten bei einem Manne an, der unbeweglich am Rande des Weges lag. Ein großer, verwitterter Strohhut bedeckte sein Gesicht, und sein ganzer Anzug bestand aus einer abgeschabten Zitzweste und stark abgenutzten Beinkleidern aus Nanking mit Filigranknöpfen. Mehr sah man in der schnell eingebrochenen Dunkelheit nicht von ihm.

„Benito!" rief der Spanier einen seiner Diener an, „entfernt doch mit Eurer Lanzenspitze den Hut vom Gesichte des Mannes, vielleicht ist er bloß eingeschlafen."

Der Diener nahm, ohne abzusteigen, den Hut etwas gewaltsam weg, stieß auch mehrmals mit der umgekehrten Lanze nach dem Körper des Mannes, aber ohne die mindeste Wirkung.

„Cuchillo," sagte jetzt Don Estevan, den ein Gefühl von Mitleid anwandeln mochte, „versuchet, während wir vorausreiten, den armen Teufel da zum Leben zu bringen, so wenig das Euer Gewerbe sein mag, und Ihr sollt eine halbe Unze Gold bekommen."

„Caspita, Señor! Ihr täuschet Euch in meinem Charakter; ich bin der Menschlichste der Sterblichen, so oft ich — — ein Interesse habe, es zu sein. Ew. Señoria lassen mich nur machen! Es müßte mit dem Henker zugehen, wenn ich Euch den Burschen da nicht heute abend noch aufrecht nach der Poza brächte."

Die andern ritten weiter, und Cuchillo stieg vom Pferde, das auf die Mahnung: „Ruhig, Tordillo!" gehorsam stehen blieb. Dann beugte er sich über das Gesicht des mit dem Tode Ringenden, fuhr aber betroffen zurück, als er dessen Züge erkannte. Es war Tiburcio Arellanos! Zuerst gingen dem Banditen Mordgedanken durch den Kopf, und er zog schon den Dolch aus der Scheide, um auch dem Sohne den Rest zu geben, wie er einst den Vater umgebracht hatte. Dann überlegte er, daß dazu immer noch Zeit sei, falls ihm der Bursche unbequem würde; und die halbe Unze Gold! und welch vorzügliche Erwerbung müßte der Spurenfinder

für Don Estevans Expedition sein! Diese Erwägungen behielten die Oberhand, und nach kurzer Zeit hatte der barmherzige Samariter durch Wasser aus seinem Schlauche und geschickte Behandlung den Halbverschmachteten wieder zur Besinnung gebracht.

Endlich wurde Tiburcio auch seiner Sprache mächtig und gab nach und nach, wie es seine Schwäche gestattete, die folgende Aufklärung: „Seit 24 Stunden, die ich am Sterbebette meiner Pflegemutter zugebracht, hatte ich mein Pferd völlig vergessen. Ich schloß die Hütte, in die ich nicht mehr zurückkehren wollte, und machte mich auf den Weg, schon von Fieberanfällen heimgesucht. Am zweiten Tage gingen meinem verdursteten Tiere die Kräfte aus, und es stürzte tot nieder, wobei ich mitstürzte und der an meinem Sattel befestigte Wasserschlauch zerbarst. Es blieb mir, erschöpft und hilflos wie ich war, nur noch so viel Kraft übrig, mich abseits zu schleppen, um wenigstens ruhig sterben zu können.“ Tiburcio hätte sagen können, daß ihm seine Adoptivmutter ein königliches und furchtbares Erbe hinterlassen habe: das Geheimnis des Goldthales und die Rache an dem unbekannten Mörder Arellanos’; nur hätte er hinzusetzen müssen, daß ihm die Witwe des Gambusino das erstere nur unter der Bedingung anvertraut habe, daß er den Mörder sein Leben lang suchen und die Unthat rächen werde. Doch war das Urteil des jungen Mannes durch seine Schicksale gereift genug, mit diesen Dingen jetzt hinter dem Berge zu halten.

„Also haben Euch Eure Pflegeeltern, Arellanos und seine Witwe, mit Ausnahme des Pferdes, das nun verendet ist, gar kein Erbe hinterlassen?“ fragte Cuchillo.

„Nichts als das Andenken an ihre Wohlthaten und die Verehrung ihres mir gesegneten Namens.“

„Armer Arellanos! Ich habe ihn sehr bedauert,“ entfuhr es unvorsichtigerweise Cuchillo, dem seine Heuchelei einen Streich spielte.

„Ihr habt ihn also gekannt?“ rief Tiburcio lebhaft aus. „Wie heißt Ihr denn, mein gütiger Retter?“

‚Ich heiße Cuchillo, junger Mann . . .“

„Diesen Namen habe ich nie von ihm gehört,“ fiel Tiburcio ein.

„Und gekannt habe ich Arellanos nicht,“ fuhr Cuchillo, seinen Fehler wieder gutzumachen, mit Nachdruck fort; „aber ich habe viel von ihm sprechen hören, als einem sehr braven und berühmten Gambusino, und das ist, meine ich, genug, daß ich ihn bedaure. Außerdem habe ich seine Frau von des Mannes Tode unterrichtet, den mich der Zufall hatte erfahren lassen.“

So natürlichen Tones diese Antwort gegeben wurde, hatte Cuchillo doch ein so verdächtiges Gesicht, daß Tiburcio einen plötzlichen Argwohn nicht zurückweisen konnte und einen mißtrauischen Blick auf ihn warf.

In diesem Augenblick kam Cuchillos Pferd ein plötzlicher Schrecken an. Seine Mähne sträubte sich, und es näherte sich, wie um Schutz zu suchen, seinem Herrn. Die Stunde rückte heran, wo sich die unheimliche Wüste in ihrer nächtlichen Majestät zeigt. Schon ließen aus der Ferne die Schakale ihr Geheul hören, als ihnen mit einem Male ein rauher, eigentümlicher Ton Schweigen gebot. Es war die Stimme des Puma, des mähnenlosen amerikanischen Löwen. Ein noch durchdringenderes Gebrüll kam gleich darauf von einer andern Seite des Waldes.

„Hört Ihr es, Tiburcio?“ fragte der Bandit, „es ist ein Puma und ein Jaguar, ein gefleckter Tiger, die sich um den Körper Eures Pferdes streiten werden. Wie leicht könnte sich der Besiegte an einem von uns schadlos halten wollen! Ich habe nichts außer meinem Karabiner, und Ihr seid waffenlos.“

„Ich habe meinen Dolch!“ versetzte Tiburcio unerschrocken.

„Pah, das will in diesem Falle nicht viel heißen,“ sagte Cuchillo. „Sitzet hinter mir auf, und machen wir, daß wir fortkommen!“

Ungeachtet der doppelten Last entfernte sich Cuchillos Pferd rasch von dem unheimlichen Orte, und nun störte nichts mehr die feierliche Stille der Nacht. Die Sterne glänzten am Himmel, und eine frischere Luft säuselte durch das Laub der Eisenholzbäume.

„Wo führt Ihr mich hin?“ fragte Tiburcio, der sich, dank seiner abgehärteten Jugendkraft, wieder völlig erholt hatte.

„Nach der Poza, wo mich einige Freunde erwarten, und wo wir die Nacht zubringen werden; von dort gedenken wir morgen früh nach der Hacienda del Venado — der großen Meierei zum Hirsch — aufzubrechen."

„Nach der Hacienda del Venado?" erwiderte der Jüngling mit Freude, wie es schien; „sie ist auch mein Reiseziel."

„Darf ich wissen, guter Freund, was für Geschäfte Ihr dort habt?"

„Einen Lebensunterhalt suchen," antwortete Tiburcio etwas zögernd, „mich dort, wenn mir's glückt, unter die Vaqueros aufnehmen lassen."

„In solch einem traurigen Gewerbe wollt Ihr Eure Kräfte abnutzen?" versetzte Cuchillo. „Als Vaquero dienen? In Sonnenglut und Nachtkälte um geringen Lohn Pferde und Rinder hüten? Nein, da weiß ich Euch ein besseres Los. Ihr habt wohl in Eurer Abgeschiedenheit nichts von dem großen Unternehmen gehört, das man vor kurzem in Arispe eingeleitet hat?"

„Kein Wort."

„So nehmt doch lieber Dienste bei uns! Wir sind nahezu hundert wohlbewaffnete und wohlausgerüstete Männer. Es kann nicht fehlen: als Gambusino aus guter Schule müßt Ihr mit einem Male Euer Glück machen."

„Es ist also eine Expedition von Goldsuchern?"

„Nichts anderes. Sie tritt im Bezirke von Tubac zusammen, und obschon ich, unter uns gesagt, nie über Tubac hinausgekommen bin, werde ich doch einer der Führer dieser Expedition sein. Habt Ihr Lust, Euch anzuschließen?"

Nach einigem Sinnen, denn ein Entschluß war folgenschwer, erwiderte Tiburcio: „Ich kann mich nicht ohne weiteres verpflichten. Gebt mir ein paar Tage Bedenkzeit."

„Nehmt sie Euch."

Er weiß von nichts, er ist ungefährlich, sonst würde er nicht auf die karge Stelle eines Vaquero ausgehen, dachte Cuchillo und begann in sorgloser Weise zu pfeifen, indem er sein Pferd antrieb.

Plötzlich stolperte dieses mit dem linken Fuße und stürzte beinahe. Tiburcio sprang flammenden Blicks von seinem Sitze herab und rief mit drohender Stimme:

„Ihr sagt, Ihr wäret nie über Tubac hinausgekommen? Seit wann gehört Euch dieses Pferd, Cuchillo?"

„Was kümmert das Euch?" erwiderte der Abenteurer, nicht wenig betreten über eine Frage, die ihm tief ins Gewissen schnitt; „und was kann mein Pferd," fuhr er fort, „mit der Frage zu thun haben, die Ihr so unhöflich an mich richtet?"

„Bei der Seele Arellanos', ich will es wissen, sonst ..."

Cuchillo spornte sein Pferd, daß es zur Seite sprang, aber in dem Augenblicke, wo er die Hand an die Riemen seiner Büchse legte, stand Tiburcio schon wieder neben ihm, preßte ihm kräftig die Hand und fragte wiederholt:

„Seit wann gehört Euch dieses Pferd?"

„Oho, welche Neugierde!" entgegnete Cuchillo mit erzwungenem Lachen. „Wenn Ihr's aber durchaus wissen wollt ... vor sechs Wochen hab' ich's gekauft. Habt Ihr's etwa früher schon bei mir gesehen?"

Bei diesen Worten legte sich die Aufregung des jungen Mannes einigermaßen, und die Lüge des Reiters schien seinen jähen Verdacht zu zerstreuen, denn er drückte nicht länger auf die Hand des Banditen. „Verzeiht mir die Heftigkeit," sagte er, „aber erlaubt mir noch eine Frage."

„Nur heraus damit!" versetzte Cuchillo. „Da wir einmal daran sind, kommt es unter Freunden auf eine Frage mehr oder weniger nicht an."

„Wer hat Euch vor sechs Wochen dieses Pferd verkauft?"

„Sein Herr, zum Donner, sollt' ich meinen!" sagte der Abenteurer, um Zeit zu gewinnen; „ein ... Unbekannter ... der von einer langen Reise zurückkehrte."

„Ein Unbekannter!" wiederholte Tiburcio. „Bitte nochmals um Verzeihung."

„Sollte man's Euch etwa gestohlen haben?" fragte Cuchillo spottenden Tons.

„Nein; aber denken wir nicht mehr an meine thörichten Fragen."

„Ich verzeihe sie Euch," sagte Cuchillo, den Großmütigen spielend; — „so wahr," fügte er im stillen hinzu, „als du nicht mehr weit kriechen wirst, Kröte du!"

Tiburcio verfiel in eine Träumerei und war nicht mehr auf seiner Hut, da benutzte der Bandit die Dunkelheit und schnallte verstohlenerweise die Riemen seiner Büchse auf. Er war zweifellos im Begriff, seine Rache zu nehmen, als ihnen ein Reiter, der ein gesatteltes und gezäumtes Pferd nach sich zog, entgegengaloppierte.

„Seid Ihr's, Señor Cuchillo?" rief der Reiter im Herankommen.

„Zum Teufel!" brummte Cuchillo ... „Ah, Benito, wenn ich recht sehe?"

„Jawohl. Nun, wie ist's, Señor? Habt Ihr den Mann gerettet? Don Estevan schickt hier zur Vorsorge eine Kürbisflasche mit frischem Wasser und ein Pferd für ihn."

„Er ist heil und gesund durch mich," erwiderte Cuchillo ... „bis zu dem Augenblick, wo ich ihm hinhelfe," murmelte er zwischen den Zähnen.

„Gut so! Dann laßt uns eilen, ins Nachtlager zu kommen," sagte der Diener.

Tiburcio sprang zur Erde, bestieg das von Benito gebrachte Pferd, und alle drei ritten schweigend dem Orte zu, wo die Karawane Halt gemacht hatte: der todmüde Benito nur mit dem Gedanken, so schnell als möglich den Rastort zu erreichen, Cuchillo unter Verwünschung des Lästigen, wegen dessen Dazwischenkunft er seine Rache verschieben mußte, Tiburcio vergeblich bemüht, den Argwohn zu verscheuchen, der ihm so plötzlich gegen den Banditen aufgestiegen war.

In dieser Gemütsverfassung sahen die drei dahingaloppierenden Reiter schon nach einer Viertelstunde die Feuer leuchten, bei denen sich die Karawane gelagert hatte, und erreichten endlich die Poza.

Diese Poza war auf zehn Stunden rundum der einzige Ort, wo man zu jeder Jahreszeit Wasser fand; sie stellte einen Behälter vor,

der ohne Zweifel von einer geheimen Quelle gespeist wurde und eine größere Öffnung hatte als die sonst vorhandenen. Die Cisterne befand sich in einem schmalen Thälchen, dessen geneigte Ränder das Regenwasser in sie einströmen ließen. Wohlbelaubte Bäume mit engverschlungenen Wipfeln wehrten die Sonnenstrahlen ab und machten aus der Poza eine willkommene Oase in dieser Wüste. Der Ort diente aber nicht allein den Reisenden als Ruheplatz, auch Jäger fanden sich hier ein, um Hirsche zu schießen oder den Jaguaren und andern wilden Tieren aufzulauern, die zur Nachtzeit der Durst von allen Seiten herbeitrieb.

Zwischen den Zugängen zur Poza und dem Saume des benachbarten Waldes hatten Don Estevans Diener ein großes Feuer angemacht, teils der eisigen Nachtkälte wegen, wie sie in jenen Gegenden auf die Tagesglut zu folgen pflegt, teils um die gefährlichen Bestien abzuhalten. Unweit von dem Feuer, über dem ein halber Hammel briet, während Weinschläuche zur Abkühlung in Wasserrinnen lagen, war für Arechiza und den Senator je ein Feldbett aufgeschlagen. Diesen Herren wurde jetzt Tiburcio von Cuchillo vorgestellt.

Der junge Mann dankte dem Spanier ebenso warm als ehrerbietig für die großmütige Rettung seines Lebens. Don Estevan aber, vom Anblick des Redenden, dessen Gesicht vom Schein des Feuers voll beleuchtet war, betroffen, ja für einen Augenblick aus der Fassung gebracht, musterte den Jüngling mit größter Aufmerksamkeit vom Scheitel bis zur Sohle. Tiburcio war groß und schlank, mit breiten Schultern und weißen, kräftigen Händen. Er hatte dunkelbraunes Haar, schwarzen Bart, olivenfarbenen Teint, eine Adlernase mit beweglichen Flügeln, ein fast wildes Feuer in den Augen, und ein Spiel der Oberlippe, das auf ein leidenschaftliches Temperament deutete. Das Ganze seiner Züge war edel und von melancholischem Ausdruck. „Er ist das Ebenbild Juans de Mediana — Gesicht, Gestalt, Stimme,“ sagte Don Estevan bei sich. Da ihm aber daran liegen mochte, die Entdeckung, die er gemacht hatte, nicht kundzugeben, so verbarg er seine Überraschung

unter der Maske der Freundlichkeit. Er lud Tiburcio ein, solange es ihm beliebe sein Gast zu bleiben, und begab sich dann mit Cuchillo, den er hereinwinkte, in einen dunkeln Baumgang, wo sie eine längere Besprechung miteinander hatten.

Mittlerweile ließen sich immer näher und lauter die Heultöne durstiger Tiger hören, und es bemächtigte sich der Leute, die um das Feuer saßen, eine wachsende Aufregung, zumal da Benito, der alte Vaquero, haarsträubende Geschichten über seine Erfahrungen mit Jaguaren zum besten gab, sodaß alle Zuhörer das Gruseln ankam. Unter anderm erzählte er, oft von Zwischenfragen der Umsitzenden unterbrochen, das Folgende:

„Eines Tages, oder vielmehr in einer Nacht, wie diese ist, hatte ich mich von der Hacienda del Venado, wo ich damals diente, entfernt und wollte die Nacht bei der Quelle Ojo de Agua zubringen. Ich hatte mein Pferd ziemlich weit von mir an einem Orte angebunden, wo das Gras dichter wuchs, dann legte ich mich hin und schlief, wie einer schläft, der seine zwanzig Stunden Wegs gemacht hat, als ich mit einem Male durch ein höllisches Brüllen und Wiehern aufgeweckt wurde. Der Mond schien so hell, daß man wie am lichten Tag sehen konnte. Erschreckt durch den Teufelslärm, wollte ich mein Feuer wieder anzünden, allein es war erloschen, und trotz allen Blasens zeigte sich kein Fünkchen mehr. Plötzlich sah ich mein Pferd vorbeigaloppieren, das in seiner Angst die Leine, womit es angebunden war, zerrissen hatte. ‚Gut!‘ sagte ich bei mir selbst, ‚anstatt eines Pferdes, das mir durchgegangen, werde ich nun deren zwei suchen müssen.‘ Kaum hatte ich das gedacht, so sah ich beim Mondschein einen prächtigen Jaguar hinter meinem Pferde herjagen. Er schien die Erde kaum zu berühren, denn mit jedem seiner Sprünge legte er wohl zwanzig Fuß zurück. Ich sah ein, daß es um mein Pferd geschehen war. Ich horchte ängstlich, vernahm aber nichts mehr. Erst nach einer Viertelstunde, die mir sehr lang vorkam, trug mir der Wind ein entsetzliches Gebrüll zu ...“ Hier fuhr der Erzähler schaudernd zusammen und hielt einen Augenblick inne. „Virgen

Santa, heilige Jungfrau!“ rief er aus, „es war ganz wie dieses Gebrüll.“

In der That hatte sich im selben Augenblick in nächster Nähe eine fürchterliche Stimme hören lassen, sodaß dem guten Benito das Wort im Munde stockte. Eine tiefe Stille folgte darauf, und ein Schreckenshauch schien über Menschen und Tieren in der Luft zu schweben. Don Estevan befahl, daß jeder sein Gewehr bereit halte, und daß man ja das Feuer nicht ausgehen lasse — eine Mahnung, der es bei so drohender Gefahr nicht bedurft hätte, wie man sich leicht denken kann.

Inzwischen war es längere Zeit still geblieben. Der Mond war aufgegangen und übergoß mit seinem weißen Lichte die Wipfel der Bäume, auf denen die Eulen ihr unheimliches Konzert anstimmten. Mit Ausnahme dieser Eulen, des Spottvogels, der das Eulengeschrei von Zeit zu Zeit nachahmte, und des Vampyrs, der mit seinen großen Flügeln vorbeirauschte, schien die Einöde ringsum, außer unserm Lager, nichts Lebendes zu beherbergen. Allmählich atmeten Benitos Zuhörer wieder frei auf, und einer davon bat ihn, seine unterbrochene Erzählung fortzusetzen. Dazu war er sogleich bereit, es schien ihm einen Genuß zu gewähren, die zagenden Kameraden noch mehr zu ängstigen.

„Ich sagte also,“ begann der Vaquero wieder, „der Jaguar habe in großen Sprüngen mein Pferd verfolgt, und daß ich kein loderndes Feuer, wie dieses da, gehabt hätte, die Bestie fernzuhalten. Auf einmal bemerkte ich das Pferd selbst wieder, das zu mir hergaloppierte, allein dieser Galopp war sein letzter, nach dem furchtbaren Reiter zu schließen, den es auf dem Rücken trug. Der Jaguar, der sich auf dem armen Tiere festgeklammert und sich in dessen Hals eingebissen hatte, ließ sich von ihm forttragen, und kaum war er einige Schritte von mir entfernt, so hörte ich ein entsetzliches Krachen zermalmter Knochen; das Pferd stürzte blitzschnell zur Erde, der Jaguar hatte ihm das letzte Wirbelbein am Kopfe abgebissen. Gierig machte sich nun der Tiger an sein Opfer, und am Morgen war von dem Renner,

der mich so lange Zeit getragen hatte, nichts mehr übrig als zerfleischte Fetzen."

„Und doch," bemerkte Tiburcio, der weit weniger aufgeregt war als die übrigen, „und doch würde der Jaguar Euch selbst zerrissen haben, wenn Ihr kein Pferd gehabt hättet."

„Dieser junge Mensch urteilt ganz gut, wie mir scheint," rief Baraja, den diese Bemerkung etwas beruhigte. „Hier haben wir zwanzig Pferde für einen Tiger," setzte er, ein Schnippchen schlagend, hinzu.

„Zwanzig Pferde, jawohl," entgegnete Benito, „Ihr habt richtig gezählt; wenn aber der Jaguar, der uns, scheint's, eine Visite machen will, schon Menschenfleisch gekostet hat, was dann, Señor Baraja? Dann wird er Pferdefleisch verschmähen und sich lieber an einen von uns halten, und bei Licht betrachtet, kann man ihm das auch gar nicht übelnehmen."

In dieser Weise wurde noch manches geredet, als aus einiger Entfernung ein klägliches Gekläff herübertönte, ähnlich dem des Schakals, das aber im Vergleich mit dem Gebrüll der Jaguare wie Musik klang.

„Was?" sagte der alte Vaquero leise, „ein Schakal untersteht sich, nahe bei einem Tiger zu kläffen? Fürwahr, das kommt mir seltsam vor."

„Ich habe mir sagen lassen," versetzte Tiburcio ebenso leise, „der Schakal folge dem Jaguar heulend, wenn dieser auf der Jagd ist."

„Allerdings," erwiderte Benito; „doch getraut sich der Schakal nur dann in der Nähe des Jaguars zu kläffen, wenn dieser seine Beute zerreißt; es ist dies gleichsam eine demütige Bitte an den Tiger, ihm auch etwas von der Mahlzeit übrig zu lassen. Jagt aber der Jaguar, dann hütet sich der Schakal wohl, einen Laut von sich zu geben, und er thut es aus Furcht, er möchte dem reißenden Tier selber zur Beute werden. Aber still! Läßt sich nicht da drüben ein zweiter Schakal hören?"

Und wirklich kam dieselbe traurige Weise in der gleichen Tonfolge von entgegengesetzter Seite.

„Ich sage es noch einmal,“ fing Benito wieder an, „die Schakale wären nicht so verwegen, sich derart zu verraten; es müssen also zwei andre Geschöpfe sein, die vor den Jaguaren keine Furcht haben!“

„Von wem wollt Ihr reden?“ fragte Tiburcio erstaunt.

„Von zwei menschlichen Geschöpfen, von zwei kühnen amerikanischen Jägern, ich möchte darauf wetten. Nur diese besitzen den Mut, zur Nachtzeit auf so gefährliche Tiere Jagd zu machen. Wahrscheinlich haben sie sich getrennt und geben sich ein verabredetes Zeichen, um in der Finsternis einander wieder zu finden.“

Hierauf stockte die Unterhaltung einige Augenblicke. Alle aber waren davon überzeugt, daß die beiden Jäger, wenn es wirklich solche waren, mit äußerster Vorsicht herankommen mußten, denn man hörte auch nicht das leiseste Krachen von Zweigen oder Knistern von dürrem Laube. Aber die Spannung der um das Feuer Versammelten wuchs von Minute zu Minute, und der Senator, der Hasenfuß, dem alles Blut aus den Wangen gewichen war, ging auf Tiburcios Vorschlag, ihm seine Büchse und seinen ausgesetzteren Posten so lange abzutreten, zum stillen Spotte Don Estevans bereitwillig ein.

„Hollaho!“ rief jetzt eine Stimme aus der Finsternis, „hollaho! Habt keine Furcht und feuert nicht!“ Damit war Benitos Vermutung schon bestätigt, denn es kam ein amerikanischer Jäger zum Vorschein, ein wahrer Herkules, dessen nähere Schilderung wir uns vorbehalten, da er eine hervorragende Rolle in unsrer Geschichte spielen wird. Der Riese trug als Waffe eine lange und schwere Büchse mit dickem, sechseckigem Lauf. Nachdem sein lebhaftes Auge die ganze Truppe gemustert und sekundenlang wie mit Wonne auf Tiburcios Antlitz verweilt hatte, sagte er in barschem, doch aber gutmütigem Tone: „Mit euerm verwünschten Feuer schreckt ihr uns seit zwei Stunden die prächtigsten gefleckten Tiger.“

„Schrecken?“ fiel Baraja ein; „Caramba, sie machen es uns wett!“

„Hoffentlich werdet ihr nun das Ding da auslöschen!“ fuhr der Jäger fort.

„Unser Feuer auslöschen, das doch unsre einzige Rettung ist?" rief der todesbange Senator; „wie könnt Ihr Euch so etwas einfallen lassen?"

„Oho!" höhnte der Jäger; „acht Männer mit Flinten stehen da beisammen und haben kein andres Mittel, sich vor zwei armen Tigern zu schützen, als ein Feuer?" — „Wer seid Ihr?" fragte jetzt Don Estevan gebieterisch. — „Ein Jäger, wie Ihr seht." — „Was für ein Jäger?" — „Ich und mein Gefährte gehen der Fischotter, dem Biber, dem Wolfe, dem Tiger und dem Indianer zu Leibe, wie es gerade kommt." — „Und wer ist Euer Kamerad?" — „Er wird im Augen-



blick hier sein. Also aus das Feuer, sage ich! Sonst überlassen wir's euch selber, für eure Rettung zu sorgen, und dann mögt ihr zusehen, wie ihr mit den wilden Katzen zurecht kommt."

Der Jäger sprach so zuversichtlich, daß Don Estevan ihm willfahren mußte. Die Glut wurde zerstreut, der Amerikaner stieß wieder einen Schakalschrei aus, und gleich kam sein Genosse herbei. So hochgewachsen dieser war, ging er dem andern doch nur bis an die Schulter; übrigens war sein Aussehen nicht weniger befremdend als das des Riesen.

„Was wollt ihr nun thun?" fragte Don Estevan.

„Was wir thun wollen?" erwiderte der zuletzt Gekommene, der den Namen Dormilon oder der Schläfer führte; „das Einfachste von der Welt. Wir nehmen unsern Stand bei der Cisterne und lassen die Jaguare herankommen; mein Kamerad nimmt's dann mit dem einen auf, ich mit dem andern."

„Und das scheint Euch so einfach?" fragte der Senator, indem er sich den Angstschweiß von der Stirn wischte.

„So einfach wie Brot essen," antwortete Dormilon.

Und da begrüßte auch schon ein markerschütterndes Freudengeheul der Bestien die eingetretene Dunkelheit, und im Nu waren die beiden Jäger in der Höhlung des Thälchens verschwunden. Die andern hielten voll banger Erwartung den Atem zurück, und nach einigen Sekunden konnten sie sehen, wie zwei Tierkörper mit feurigen Augensternen, bald springend, bald kriechend, zwischen den Bäumen hindurchglitten — zwei Tierkörper, bei deren Anblick es auch dem Unerschrockensten kalt ums Herz werden konnte. Geschmeidig, wie die Waldlianen, zeigten die zwei Katzen beim Herankommen vier lichte Punkte, vier Feuerkugeln, die sich unablässig bewegten, ähnlich den Leuchtkäfern, die der Waldwind auf den Blättern der amerikanischen Bäume hin und her wiegt. Es war so still, daß man das gierige Schnauben vernahm, womit die durstigen Tiger die feuchten Ausdünstungen der Cisterne einsogen. Mit einem Male fiel ein Schuß, dem das Geheul eines mit dem Tode ringenden Tieres folgte. Dann hörte man ein verworrenes Geschrei von Menschenstimmen und von

tierischem Geheul, wie wenn sich beide Jäger mit ihrem Feinde auf dem Boden herumwälzten, bis ein zweiter Schuß krachte und ein zweites Gebrüll, zuerst durchdringend, dann allmählich ersterbend, die kurze Scene endigte. — Die Gesellschaft hatte von diesem Vorgang nichts gesehen, nur das Gehör ließ ihn einigermaßen erraten. Sie standen wie angefesselt, und erst als der Jägerriese seine hohe Gestalt auf dem Rande des Thälchens zeigte, liefen sie alle hin und erblickten an der Erde die ausgestreckten Körper beider Jaguare.

„Da seht ihr," sagte Dormilon, indem er sich einen blutigen Riß hinter dem Ohr hinab mit kaltem Wasser wusch, „da seht ihr, was zwei Kentuckier-Büchsen und ein gutes Messer ausrichten können. Ist keine Hacienda hier in der Nähe, wo man die zwei Tigerfelle und ein schönes Pumafell verkaufen könnte?"

„Gewiß," erwiderte Benito; „wir selbst gehen nach der Hacienda del Venado, die nur eine Tagreise von hier entfernt ist; auf dem Gutshofe dort bekommt ihr die Felle gut bezahlt und noch eine Prämie obendrein."

„Was meinst du, Kanadier, gehen wir so weit?" fragte Dormilon seinen Gefährten.

„O ja, das thun wir," antwortete dieser.

„Welches Gewerbe treibt ihr denn eigentlich?" nahm Don Estevan das Wort.

„Wir sind Waldläufer," sagte der Kanadier.

„Waldläufer? Erklärt mir diesen Beruf."

„Das ist bald erklärt," nahm jetzt Pepe das Wort. „Wir leben meist in den Wäldern und zwar aus keinem andern Grunde, als weil es uns in Gottes freier Natur weit besser gefällt, als in den Ansiedlungen, wo man nach kaum zehn Schritt schon wieder von Gesetzesschranken belästigt wird. Indes ist es ein Metier, welches wohl mit der Zeit ganz aufhören wird. Wenn wir zwei einmal irgendwo in der kühlen Erde ruhen werden, so dürfte wohl auch das Geschlecht der Waldläufer so ziemlich ausgestorben sein. Der Kanadier dort, mein lieber Freund, hat keinen Sohn, um das Gewerbe fortzuführen, und mir geht's wie ihm." Bei den letzten

Worten lag in der Stimme des Jägers ein Anflug von Schwermut, wie sie jemand empfindet, vor dessen geistigem Auge ein liebes Bild in die Nacht der Vergessenheit versinkt.

„Ein unerfreuliches Handwerk!“ versetzte Don Estevan; „schließt euch unsrer Expedition an, so könnt ihr eure Mützen mit Goldstaub füllen. Wollt ihr das?“

„Nein!“ erklärte Dormilon rundweg.

„Ein jeder bleibe bei seinem Handwerk!“ fügte der Kanadier hinzu; „wir sind keine Goldsucher. Und dann muß ich Euch sagen, daß wir gern dahin gehen, wohin es uns beliebt, ohne Oberhaupt, ohne Aufsicht; mit einem Wort, wir sind gern frei, so frei wie die Sonne, wie der Wind auf den Savannen.“

Diese Sprache war so klar und entschieden, daß der Spanier von weiterem Drängen abstand.

In der That hielten die beiden Jäger die Angelegenheit für erledigt; denn sie streckten sich nach der bald darauf erfolgten Beendigung des Mahles ruhig in der Nähe des Feuers aus und überließen es dem Gefolge des spanischen Edelmanns, ob es für seine eigne Sicherheit wachen wollte oder nicht. Sie selbst schienen für ihre Person keinerlei Sorge zu tragen und schliefen bald so fest und tief, wie nur jemand nach einem Tage voll anstrengender Strapazen dies thun kann.

Tiburcio war der einzige, den seine innere Unruhe lange nicht einschlafen ließ. Was drängte sich nicht alles in seinen Vorstellungen im Halbtraum durcheinander! Zuerst das Bild seiner teuern Pflegemutter in ihrer Sterbestunde, wie sie dem aus weiter Ferne herbeigeholten Kaplan beichtete von dem Geheimnis des Goldthales, und er dabei das feierliche Gelübde ablegte, den ermordeten Arellano zu rächen. Dann sah er vor sich Cuchillo, an den sich immer mehr der Verdacht heftete, als müßte er der Mörder Arellanos' sein. Dann strahlte wieder der Glanz des verheißenen Goldthals vor dem jungen Gambusino auf und verband sich mit der nicht minder strahlenden Erinnerung an ein Begegnis, das er vor zwei Jahren gehabt hatte: Ein ungeheurer Wald mit düstern

Bogengängen öffnete sich vor ihm. Ein Mann, ein junges Mädchen, Diener zu Pferde bewegten sich voll Unruhe darin, verirrt in dem undurchdringlichen Labyrinth von Lianen und stachlichtem Gestrüpp. Sie begrüßten ihn als den Schutzengel, der sie vom sichern Untergang retten und an das Ziel, dem sie zustrebten, geleiten sollte. Die blassen Wangen des Mädchens, ihre sanften schwarzen Augen und rabenschwarzen Haare schwebten ihm besonders lebhaft vor. Er sprach damals den Verirrten Mut zu, brachte sie glücklich auf den verlornen Weg und begleitete sie nach ihrer Behausung, wo er Tage und Wochen ihr Gast blieb und gar herrliche Zeiten verlebte. Und das war eben die Hacienda del Venado, wohin er jetzt wieder kommen sollte, und jener Mann war Don Augustin Pena, der Besitzer des Gutes, und das junge Mädchen, welchem er in seinem Herzen eine liebe Erinnerung bewahrt hatte, dessen einzige Tochter Rosarita. Unter dem Eindruck dieser Bilder und Gedanken schlief er endlich ein. —

Sobald der Tag graute, wurden sämtliche Schläfer durch den Klang einer kleinen Glocke und die Hufschläge eines Pferdetrupps aufgeweckt. Es war Benito, der die von den Tigern verscheuchten Pferde wieder eingefangen hatte, — eine ihn auszeichnende Geschicklichkeit, auf die er sich etwas einbilden durfte. Im Augenblick war alles auf den Beinen; die beiden Jäger aber hatten sich schon vorher in aller Stille entfernt. Bald waren auch die Reitpferde gesattelt, die Maultiere beladen, und die Gesellschaft nahm ihren Weg nach der vielgenannten Hacienda. Der Senator ritt mit Don Estevan voraus, Baraja und Cuchillo, der den tödlich gehaßten Tiburcio wieder hinter sich aufs Pferd genommen hatte, schlossen sich an, und diesen folgten die Diener. Sie ritten mit kurzem Aufenthalt bis zum Abend, wo sich die weißschimmernden Gebäude der Meierei in der Ferne zeigten. Dann hatten sie noch eine Strecke durch den Wald zurückzulegen, der rechts und links die Ebene bedeckte.

In dem Augenblick, wo der Reitertrupp aus dem Walde wieder ins freie Feld gelangte, kamen zwei Männer, mit der

Büchse in der Hand, aus den Gebüschen hervor. Es waren die zwei Tigertöter.

„Du hast dich durch ein bißchen Ähnlichkeit täuschen lassen," sprach der Kanadier zu Dormilon. „Es ist sicherlich ein Anderer. Wie sollte der Graf gerade hierher geraten sein?"

„So gewiß ist er's, als ich die Nase mitten im Gesicht habe," erwiderte der Schläfer. „Fünfzehn Jahre," fuhr er fort, „haben in seinem Aussehen und in seiner Haltung wenig geändert, und der Ton seiner Stimme ist noch derselbe, wie damals, wo ich wohlbestallter spanischer Küstenmiquelote war. Du kannst dich darauf verlassen, Rosenholz, daß ich mich nicht irre, und daß wir mit diesem Manne hier noch etwas erleben werden."

„Ja, ja," sagte Rosenholz nach kleiner Pause; „man trifft öfter den Feind, den man flieht, als den Freund, den man sucht, und so sollst du heute recht haben." Mit diesen Worten stützte sich der Kanadier traurig und nachdenklich auf den langen Lauf seiner Büchse und folgte den Reisenden mit dem Auge, bis sie hinter den Mauern der Hacienda verschwanden. Jetzt hüllte die untergehende Sonne den Westen in einen purpurnen Nebel. Die Hügel, die einen Augenblick beleuchtet gewesen waren, kleideten sich in die graue Farbe der Dämmerung, und die beiden Jäger suchten ermüdet das Dickicht des Waldes auf.

Fünftes Kapitel.

Gewitterschwüle Mondnacht.

Zur Hacienda del Venado gehörten große, vielgestaltige Ländereien, die sich über zwanzig Stunden weit bis zu den Grenzen feindlicher Indianer erstreckten. Deshalb war auch



der Wohnsitz des Eigentümers, des Hacendero, festungsartig gebaut und damit zu einem fast uneinnehmbaren Zufluchtsort gemacht worden. Auf

der ungeheuern Ebene, in deren Mitte die Hacienda lag, breiteten sich gegenüber der Stirnseite des Gebäudes unabsehbare Maisfelder und Olivenpflanzungen aus, die ein ziemlich breiter Bach durchzog; nach hinten aber, einige hundert Schritt von der Ringmauer, begann der Urwald und lagerte sich weithin in düsterer Majestät. Der schon genannte Hacendero, Don Augustin Pena, galt in Sonora für einen der reichsten Gutsherren, und glücklich mochte sich schätzen, wer die Hand seiner schönen Tochter Rosarita davontrug. Nicht nur ein ergiebiges Goldbergwerk war sein eigen, er besaß auch zahllose Herden von Rindvieh, Pferden und Mauleseln, die auf den endlosen Savannen oder in den tiefen Wäldern frei umherliefen, doch bewacht von einer großen Anzahl Vaqueros.

Es war eine Stunde vor Sonnenuntergang, als zwei Männer über die Ebene nach der Hacienda ritten, der eine auf einem prachtvollen Pferde, der andre auf einem stattlichen Maultier. Sie hatten eben ihre Unterhaltung abgebrochen, um sich an dem Schauspiel zu weiden, das jetzt ihre Augen auf sich zog. Ein goldenes Licht spielte in den grünen biegsamen Stengeln der Maisfelder, die im Abendwind fluteten. Die weißen Blüten der Ölbäume, von diesem erfrischenden Lufthauch sanft geschüttelt, fielen gleich Schneeflocken auf den Rasen herab, der sich wie ein Teppich ausbreitete. Die Feldarbeiter kehrten nach verrichteter Arbeit in ihre Hütten zurück, teils mit Ackergeräten beladen, teils mit einem langen Treibstachel versehen, womit sie die trägen Ochsen zur Beschleunigung ihrer Schritte anreizten. Zu gleicher Zeit versammelten sich Tausende von Tieren an den Ufern des Baches, um ihren Durst zu löschen. Bald waren es lange Reihen von Stieren und Kühen, die beim Anblick ihrer Tränke vor Freude brüllten, bald sprangen große Haufen freier Pferde wiehernd dem Bache zu, oder verfolgten einander über das Blachfeld hin. Der Boden erzitterte unter den Hufen dieser edeln Tiere, die zwar an den Anblick der Menschen gewöhnt waren, aber immer noch den schüchternen Stolz, den graziösen Gang der wilden Pferde hatten, mit ihren glänzenden Augen, offenen Nüstern, fliegenden Mähnen. Sobald ihr Durst

gelöscht war, entfernten sie sich wieder haufenweise mit der Schnelligkeit des Blitzes, wobei sie mutwillig mit den Hinterfüßen ausschlugen und mit ihren prächtigen Schweifen wedelten, bis sie in den Staubwolken, die unter den Hufen aufwirbelten, verschwanden.

Der Mann auf dem Pferde — es war Don Augustin, der Herr der Hacienda — blickte mit besonderer Befriedigung auf die Scene. Sein Anzug bestand nur aus einem Hemde von feinem weißen Battist, ohne Wams, einer Sammethose mit goldenen Knöpfen und einem breitkrempigen Strohhute. Der andre Reiter war der Kaplan der Hacienda, ein ehrwürdiger Franziskanermönch in blauer Kutte; daß er einen großen grauen Filz trug, und daß sein Kleid über hohen Reiterstiefeln aufgeschürzt war, gab ihm ein mehr soldatisches als mönchisches Aussehen. Die beiden setzten jetzt ihr Gespräch wieder fort, denn der Kaplan hatte der Witwe des gemordeten Goldsuchers Arellanos die letzte Tröstung gereicht und wußte viel von dort zu erzählen.

„Den jungen Tiburcio, von dem Ihr da redet, kenne ich recht wohl," sagte Don Augustin; „er ist ein gar wackerer junger Mann. Ich werde nie vergessen, daß ich einst auf einer Reise mit meiner Tochter ohne seine rettende Dazwischenkunft im Urwald verschmachtet wäre."

„Was Ihr nicht sagt!" entgegnete der Mönch. „Damit fällt mir auf manches ein Licht. Diesem Tiburcio hat seine sterbende Pflegemutter den Schwur abgenommen, daß er den Mörder ihres Mannes überall suchen und verfolgen wolle, und hat ihm dafür ein Papier eingehändigt, worauf Arellanos vor seiner Abreise die Wege und den Zugang zu einem nur ihm bekannten unerschöpflichen Goldlager genau verzeichnet hatte. Und nun lebt Tiburcio der Hoffnung, sich durch den Goldfund so reich zu machen, daß er trotz seiner ungewissen Herkunft um die Hand Eurer Tochter anhalten könne."

Darauf sagte Don Augustin mit heiterer Miene: „Wäre Rosarita ihm geneigt, so würde mich weder sein Stand noch seine Armut abhalten, ihn zum Schwiegersohn zu erwählen; als ein

schöner, verständiger und tapferer Mann müßte er ja wie kein andrer geeignet sein, meinen Besitz gegen die feindseligen Indianerhorden zu verteidigen. Allein Rosaritas Hand ist bereits versagt."

„Schon versagt?" gab der Mönch erstaunt zurück. „Und wer ist der glückliche Bräutigam, wenn Ihr mir seinen Namen anvertrauen wollt?"

„Darüber will ich Euch drinnen im Hause Bescheid geben," sagte Don Augustin, denn in diesem Augenblick waren sie am Fuß einer Freitreppe angelangt, die zu einer großen Vorhalle führte, aus der man ins Gesellschaftszimmer der Hacienda eintrat.

Das geräumige Zimmer, mehr ein Saal zu nennen, ward durch einen beständigen Luftdurchzug kühl erhalten. Auf dem steinernen Mosaikboden lagen feine chinesische Matten, während andre, reicher bemalte, als Rouleaux dienten. An den weißen Wänden hingen wertvolle Kupferstiche in Goldrahmen, und das Möbelwerk bestand aus ledernen Schaukelstühlen, Pfeilertischchen mit silbernen Kohlenbehältern für die Raucher, etlichen Sesseln und einem Sofa. Auf einem Tische von poliertem Balsamholz standen große Krüge mit Trinkwasser, dabei zierliche Platten mit großen Schnitten von Wassermelonen; auch gaben Orangen, süße Limonen und sonstige Tropenfrüchte die gastfreundliche Absicht des Hacendero zu erkennen und veranlaßten den Kaplan, ihn zu fragen, ob er Gäste erwarte.

„Don Estevan de Arechiza," war die Antwort, „wird heute abend mit zahlreichem Gefolge eintreffen."

„Und ihm, dem Spanier, wollt Ihr Eure Tochter geben?"

„Ihm hab' ich mein Wort verpfändet," sagte der Hacendero, indem er sich, die Cigarre im Munde, auf seinem Schaukelstuhle wiegte; „aber," setzte er geheimnisvoll hinzu, „zu Gunsten eines andern, dessen Name noch verschwiegen bleiben muß."

Der Mönch wollte etwas erwidern, da meldete ein Diener zwei Fremde, und als diese eintraten, rief Don Augustin: „Ah! Ihr seid es, Pedro Diaz? Streifen denn in der Nachbarschaft Indianer umher, denen es das Lebenslicht auszublasen gilt, daß Ihr Euch bei uns einfindet?"

Der Angeredete hatte sich in der That einen Namen gemacht durch seinen eingefleischten Indianerhaß, durch seine Kühnheit in Bekämpfung der Wilden und durch die Gewandtheit, womit er sich aus den schlimmsten Verlegenheiten, die sie ihm bereiteten, herauszuwickeln wußte. Er war ein Mann in den Dreißigen, einfach aber schmuck gekleidet, mit offenem Gesicht, hoher Stirne und schlanker Gestalt, der seinen Begleiter mit den Worten einführte: „Erlaubt mir, bevor ich antworte, Euch hier den König der Gambusinos und den Fürsten der Musiker vorzustellen — Señor Diego Oroche, der das Gold wittert, wie ein Jagdhund das Wild, und der die Mandoline spielt wie ein zweiter Orpheus."

Der Genannte, etwas ärmlich, ja unsauber angethan, durch sein umgehängtes Instrument und seine ungeheuer langen und spitzen Nägel als Mandolinenspieler genugsam kenntlich gemacht, verneigte sich höflich gegen den Hausherrn, wobei ihm lange Strähnen seines ungekämmten Haares ins Gesicht fielen. Dann sprach Diaz weiter: „Man hat uns von einer Expedition ins Apachenland gesprochen, die im Werke sei, und da bin ich sogleich mit diesem Herrn in den Sattel gesprungen, um in Arispe Anschluß an die Abenteurer zu suchen."

„Diesen Weg könnt Ihr Euch ersparen," erwiderte Pena; „das Haupt der Goldsucher kann jede Stunde hier eintreffen und wird mit Freuden, ich darf es versichern, Eure Dienste annehmen. Also hat unsern Pedro Diaz das Goldfieber auch heimgesucht?"

„O nein, dem Himmel sei Dank! Das Goldsuchen überlasse ich einem so erfahrenen Gambusino, wie Señor Oroche; mir ist es nur um Züchtigung der Indianer zu thun, die mir so viel Schaden zugefügt, mir zwei Brüder getötet, meine Felder verwüstet und meine Herden gestohlen haben."

„Ei, da nehmt Ihr auch zugleich für mich Rache an den Frevlern," sagte der Hacendero, „und als Dank im voraus sollt Ihr mein bestes Reitpferd zum Geschenke haben."

„Nichts kann mir erwünschter sein," erwiderte Diaz verbind-

lich; „es soll mein Streitroß werden, dessen Mähne ich zu Euern Ehren mit indianischen Kopfhäuten schmücken will.“

Die Unterhaltung, an der sich außer dem Mönch und dem struppigen Mandolinenspieler auch die später eingetretene Doña Rosarita, die schöne Tochter des Hauses, beteiligte, war im lebhaftesten Gange, als ein Geräusch von Pferden und Stimmen die erwarteten Gäste ankündigte. Don Augustin ging hinaus, die Ankömmlinge zu empfangen. Mit der seinen Landsleuten eignen Ungezwungenheit begrüßte er Don Estevan und den Senator ehrerbietig, und die Herzlichkeit, womit er Tiburcios Hand schüttelte, mußte diesem von der glücklichsten Vorbedeutung scheinen. Cuchillo aber hielt sich aus Achtung gegen seinen Chef im Hintergrunde und ging in den Stall, um seinen Tordillo selber zu versorgen.

Beim Eintritt in den Saal war nur noch Rosarita anwesend, die übrigen hatten sich auf ihre Zimmer zurückgezogen; auch Tiburcio begab sich bald auf das seine, nachdem er mit raschem Entschlusse einen günstigen Augenblick benutzt hatte, Rosarita um eine hochwichtige Unterredung zu bitten, die sie ihm auch huldreich mit den Worten zusagte: „Heute abend um zehn Uhr werde ich hinter den Gittern meines Fensters sein.“ Dann dauerte es nicht lange, so entfernte sich die Jungfrau gleichfalls, und nun besprachen die drei Männer eifrigst ihre geheimen Angelegenheiten. Was für unsre Geschichte davon wichtig ist, soll hier im Zusammenhang kurz erzählt werden.

Don Estevan hatte seit zwanzig Jahren in Spanien und in Mexiko ein rastloses Abenteurerleben geführt, um seinen glühenden Ehrgeiz zu befriedigen und auch, wie er sich gegen seine Vertrautesten schon manchmal geäußert hatte, „einen Tag seines Lebens zu vergessen,“ der ihn (was er aber nur sich selbst gestand) mit unaufhörlichen Gewissensbissen folterte. Als jüngerer Sohn eines spanischen Grafenhauses war er lange Zeit nur ein unbedeutender Edelmann gewesen, jetzt besaß er als Herzog von Armada Würden und Güter die Fülle. Er stand in Diensten eines spanischen Prinzen von Geblüt, der sich von dem väterlichen Throne unge=

rechterweise, wie er meinte, ausgeschlossen sah. Für diesen Prinzen sollte in der Neuen Welt ein Königreich erobert werden, und zwar durch Losreißung des Staates Sonora von der mexikanischen Bundesrepublik. Don Estevan, der diesen Plan für seinen fürstlichen Herrn entworfen hatte, getraute sich, ihn auch auszuführen, denn er hatte sich lange genug in diesem Lande umhergetrieben, um dessen innere Verhältnisse zu kennen. Vor allem suchte er die ansehnlichen Geldmittel, die ihm der Prinz zur Verfügung gestellt hatte, um unzufriedene Bürger Sonoras zum Abfall von ihrer Regierung zu reizen, auf jede Weise zu vermehren. Deshalb hatte er von Cuchillo, den er einstmals über einem todeswürdigen Verbrechen ertappt und verschont hatte, das Geheimnis des Goldthals auf die uns bekannten Bedingungen hin erkauft. Zugleich wollte er sich in den Mitgliedern seiner Expedition eine verwegene Schar heranbilden, die ihm zu jedem Handstreich behilflich wäre. Auch hatte er seine beiden Mitwisser und Anhänger, denen von dem künftigen Könige stolze Erhöhungen verheißen waren, den reichen Don Augustin Pena und den Senator Tragaduros, der durch seine Familienverbindungen großen Einfluß in der Hauptstadt Arispe besaß, enger aneinander zu ketten gewußt, indem er dem Hacendero das Versprechen ablockte, seine Tochter und einzige Erbin Rosarita dem Senator vermählen zu wollen. Daß es nun den Erfolg der beabsichtigten Staatsumwälzung am besten sichern hieß, wenn man Gold mit vollen Händen ausstreuen könnte, darin waren die drei Verschworenen einig, und so gipfelte ihre Verhandlung in dem Beschluß, die Expedition durch tüchtige Leute zu verstärken und sich ohne Aufschub nach dem Goldlager in Marsch zu setzen. Tragaduros sollte auf der Hacienda zurückbleiben und sich mit Rosarita verloben.

Als der Beginn des Abendessens gemeldet wurde, trafen die Gäste wieder in einem andern Saale zusammen. Ein kostbar angerichteter Tisch nahm die Mitte ein, und die Flammen zahlreicher Wachskerzen, die von der frischen Nachtluft in den Kristallglocken flackerten, erleuchteten das altertümliche massive Silbergeschirr, das

überall glänzte. Entgegen der einfachen Sitte des Hauses war das Mahl so reichlich bestellt und so lecker zubereitet, daß auch die verwöhntesten Gaumen ihre Ansprüche mehr als befriedigt fanden.

Den obern Teil der Tafel nahmen der Wirt, seine Tochter, Don Estevan, der Senator und der Kaplan ein, der auch das Tischgebet sprach; Tiburcio, Cuchillo, Pedro Diaz und Oroche saßen am untern Teil. Die Unterhaltung wurde bald lebhaft. Man sprach von der Expedition und drückte Wünsche für ihr Gelingen aus, wobei die Beispiele von großen Erfolgen früherer Unternehmungen dieser Art hell ins Licht gesetzt, die von Mißerfolgen kaum erwähnt wurden. Zuletzt brachten die Diener ungeheure Wassergläser, die nach der Reihe von Hand zu Mund gingen, und der Wirt verkündete: „Bevor sich meine werten Gäste zur Nachtruhe entfernen, habe ich die Ehre, sie für morgen zu einer Jagd auf wilde Pferde einzuladen, die mit Tagesanbruch stattfinden wird."

Alle Anwesenden nahmen es mit der Bereitwilligkeit von Leuten an, die gut zu Nacht gespeist haben und sich in ihrem gedankenlosen Behagen dem Glauben hingeben, daß der morgende Tag ihnen gehöre.

„Caramba!" rief Cuchillo aus, „ich würde gern auf die ganze Goldsucherei verzichten, wenn mir immer ein solches Abendessen blühte!"

Dagegen hatte Tiburcio das ganze Mahl über kein Wort gesprochen, auch nur wenige Bissen gegessen, und nachdem er sich auf sein Zimmer zurückgezogen hatte, erwartete er mit Ungeduld die Stunde, die ihm Rosarita zur Unterredung bestimmt hatte. Von seinem Fenster aus warf er einen schwärmerischen Blick auf die schlummernde Landschaft. Im hellen Mondschein glänzte der Weg, der ihn hergeführt hatte, wie ein langes Band, das sich durch die Ebene schlängelte, dann sich im Waldesdunkel verlor. Der Wald selbst war in das tiefste Schweigen gehüllt, nur ein säuselnder Wind bewegte die silberfarbenen Wipfel seiner riesenhaften Bäume. Die Quellen, die er barg, wurden jetzt von seinen wilden Gästen auf-

gesucht, und von Zeit zu Zeit verriet ein dumpfes Brüllen die Angst eines Stiers, der die Nähe von nächtlichen Raubtieren gewittert hatte. Diese Töne, womit sich die vom Innern der Hacienda kommenden Accorde einer Mandoline verbanden, störten allein die allverbreitete Stille.

Während Tiburcio seinen Gedanken nachhing, bemerkte er in der Ferne, tief im Walde, einen Lichtschimmer. Dieses durch den Mondschein etwas verdunkelte Licht zitterte geheimnisvoll durch das windbewegte Blätterwerk, blieb aber immer an derselben Stelle haften. Somit zeigte es einen Rastort von Wanderern an. „So nahe bei einer Hacienda?“ sagte der Jüngling vor sich hin, „was mag das bedeuten? Warum meiden jene Leute dies gastliche Haus? Sind es vielleicht unbekannte Freunde, wie sie der Himmel zuweilen dem Bedrängten zusendet, der ihrer bedarf? Cuchillo, Don Estevan und sein Senator, sie sind für mich ebensoviele Feinde und sehen sich alle geborgen unter Penas wirtlichem Dache: warum sollten jene Leute, die das Dach der Bäume vorziehen, nicht vielmehr Freunde sein?“ So grübelte er, im Banne seiner gedrückten Stimmung, noch eine gute Weile. Unterdessen war die Zeit fortgerückt; Tiburcio steckte sein Messer — die einzige Waffe, die er besaß — in den Gürtel und verließ geräuschlos sein Zimmer. Vorsichtig spähend und lauschend, ging er mit leisen Tritten über den Hof an dem Hauptgebäude entlang, hinter dem sich das Zimmer der Doña Rosarita befand. —

Don Estevan, dessen Wachsamkeit auf alles gerichtet war, was um ihn her vorging, hatte Rosaritas Benehmen gegen Tiburcio keinen Augenblick außer acht gelassen. Als ihm dann der Hacendero noch die Neuigkeiten mitteilte, die der Kaplan aus dem Hause Arellanos' gebracht hatte, da drängten sich ihm, dem Umsichtigen, Vielgewandten, die Überzeugung auf: daß die Heirat des Senators auf schwachen Füßen stehe, daß Cuchillo mehr als wahrscheinlich Markos Arellanos ermordet habe, und daß Tiburcio das Geheimnis des Goldthales kenne, somit ihnen allen der gefährlichste Gegner, ja ein Todfeind sei.

Unter solchen Umständen galt es ein rasches Handeln. Sobald er das Gesellschaftszimmer verlassen hatte, ließ er Cuchillo zu sich in den Garten rufen. Dort ging er, in seinen Mantel gehüllt, unter den Granatbäumen auf und ab. In seinem Innern erhob sich ein heftiger Kampf seines Gewissens mit seinen Leidenschaften. Er war der einzige, der den wahren Stand und Namen Tiburcios kannte. Sollte er nun, so nahe an dem verfolgten Ziele, zurückweichen müssen, oder sollte er das Hindernis, das sich ihm entgegenstellte, rücksichtslos zertrümmern? ‚Die Vorsehung,‘ sprach er bei sich selbst — und ein bitteres Lächeln flog über seine Züge — ‚die Vorsehung schafft mir Gelegenheit, diesem jungen Menschen seinen Namen, seine Ehre, seine Güter, alles, was er verloren, zurückzugeben. Die gute Handlung meines reifern Alters könnte so für das Verbrechen meiner Jugend Ersatz leisten. Soll ich sie ausüben? Soll ich ihr mich selbst, meine hohen Pläne zum Opfer bringen? . . . Nein, nein, und abermals nein!‘

Jetzt nahte sich Cuchillo. Wie ungern war er von einem Kartenspiel aufgestanden, das er mit Baraja bei einem guten Trunk soeben in Gang gebracht hatte! Arechiza trat ihm stirnrunzelnd entgegen. Er hatte ihm vorher schon Vorwürfe darüber gemacht, daß er, trotz seiner gerühmten Geschicklichkeit, die Leute ausholen zu können, doch auf dem ganzen Herwege nicht dahinter gekommen war, daß Tiburcio mit Rosarita auf vertrautem Fuße stand. Jetzt warf er ihm die Frage an den Kopf:

„Hattet Ihr nicht bei Euerm Unternehmen mit Arellanos, wo Ihr Euch noch nicht Cuchillo nanntet, ein Pferd, das zuweilen mit dem linken Fuße stolperte?“

„Ah!“ machte Cuchillo und trat erbleichend einen Schritt zurück.

„Haben wirklich Indianer Euern Gefährten umgebracht?“

„Soll ich es etwa gethan haben?“ versetzte der Bandit mit einem häßlichen Lachen.

„Habt Ihr nicht beim Messerkampfe eine Wunde am Bein erhalten? Habt Ihr nicht Arellanos' Leiche auf Euern Schultern fortgetragen?“

„Ja, das habe ich, damit sie nicht den Indianern in die Hände falle."

„Und in dieser Absicht habt Ihr sie in einen benachbarten Fluß geworfen?"

Der Mond ließ durch die Blätter der Granatbäume einen grellen Schein auf das Gesicht des Banditen fallen, der mit verstörten Blicken diese Beweise eines Mordes anhörte — untrügliche, dem Mönch von der sterbenden Witwe gelieferte Beweise, von denen Cuchillo nicht begreifen konnte, woher sie kämen. Er hatte die Unthat für immer in der Einöde begraben geglaubt; wie groß war nun seine Bestürzung, als er sich überzeugen mußte, daß die Einöde gesprochen hatte!

„Weiß es Tiburcio?" fragte er mit schlecht verhehlter Angst.

„Nein; aber er weiß, daß der Mörder seines Vaters ein Pferd wie das Eurige hatte, daß er am Beine verwundet worden ist, daß er die Leiche seines Vaters ins Wasser geworfen hat; nur den Namen des Mörders weiß er nicht. Aber, sollte ich nur den leisesten Verdacht schöpfen, daß Eure Rechtlichkeit ... gegen mich in Frage steht, so überliefere ich das Geheimnis der Mordthat dem jungen Manne, der Euch wie einen Skorpion zertreten wird. Ich wiederhole Euch also: keine Falschheit, Cuchillo, keinen Verrat, oder Ihr spielt um Euer Leben!"

Wenn nicht das deinige dies Geheimnis bezahlt, dachte Cuchillo; und was Tiburcio betrifft, dachte er weiter, so wird man es morgen um diese Zeit seinen Ohren anvertrauen können, die dann schon nicht mehr hören werden.

Cuchillo gehörte indessen zu den Leuten, die sich schnell wieder von einer Erschütterung, wie er sie soeben durchgemacht hatte, erholen. „Wie dem auch sein möge," erwiderte er mit einem unverschämten Grinsen, „Euer Gnaden können in allen Stücken auf meine Ergebenheit bauen."

Diese Blutschuld, die auf Cuchillo lastete, knüpfte ihn mit neuen Fesseln der Unterwürfigkeit wie der gemeinsamen Besorgnis an den Spanier, der ihm nun ohne Rückhalt eröffnete, was alles

von Tiburcio zu befürchten stand, und den Jüngling seinem Dolche preisgab. Indem sie so sprachen und im Garten weiter fortgingen, näherten sie sich dem Pavillon, den die Tochter des Hacendero bewohnte. So tief war die Stille der Nacht, daß man auf ziemliche Entfernung die Stimmen, wenn auch nicht die einzelnen Worte von Sprechenden vernehmen konnte.

„St!“ sagte der Spanier leise, „ich hörte dort reden.“

„Es ist Tiburcios Stimme und eine weibliche,“ flüsterte der Bandit.

„Ha,“ versetzte Don Estevan, „also kein Zweifel mehr!“

Obgleich es nicht so dunkel war, als die zwei Aufpasser wünschten, konnten sie doch unbemerkt vorwärts schleichen. Ein kleiner, ziemlich dichter Hain von Pomeranzen- und Citronenbäumen, die balsamische Düfte verstreuten, war der Ort, den man erreichen mußte. Ihre Absicht gelang ihnen auch, da der Mond, an dem hin und wieder ein Wölkchen vorüberzog, während es am entfernten Horizont stark wetterleuchtete, zum Glück ihre Schatten nach der Mauer hin warf, und nun sahen und hörten sie alles, was am Pavillon vorging. Eine matte Helle, die aus dem offenen Fenster der Doña Rosarita drang, erstarb auf dem Sande des Gartens. Hinter den starken Eisenstangen des mit dem Boden auf gleicher Höhe befindlichen Fensters zeigte sich die liebliche Gestalt des weißgekleideten Mädchens. Tiburcio stand seitwärts an das Gitter gelehnt. Die Lauscher mußten jetzt sehen, wie Rosaritas Hand in der seinigen ruhte, mußten ihn versichern hören, daß er um ein unermeßlich reiches Goldlager wisse.

„Auch Don Estevan kennt das Goldthal und will es ausbeuten,“ entgegnete Rosarita; „ich hab' es erfahren.“

„Aber dies Geheimnis muß ich ja allein besitzen, so hat man mir wenigstens gesagt!“ rief Tiburcio erstaunt aus. „Also — Don Estevan hat auch Kenntnis davon? ... Nun, dann wird mir Don Estevan sagen können, wer der Mörder meines Vaters ist, denn nur dieser kann es ihm verraten haben. O mein Gott!“ rief er, mit erhobenen Händen, „gieb, daß ich ihn bald finde!“

„Bitte lieber deinen Gott, daß er dir gnädig sein möge!" rief hier eine Stimme, deren Ton Rosarita einen Schrei des Schreckens entriß, während plötzlich eine schwarze Gestalt pfeilschnell den Raum durcheilte, der Tiburcio von den zwei Spähern trennte. Noch ehe sich der Bedrohte in Verteidigungszustand setzen konnte, fühlte er einen heftigen Stoß, der ihn zu Boden warf; sein Feind fiel über ihn her. Einige Minuten lang wälzten sich beide Gegner wortlos auf dem Sande umher. Man hörte sie nur dumpf und gepreßt atmen. Das Messer, das Cuchillos Hand entschlüpft war, blitzte unheilverkündend, ohne daß sich einer von den Ringern der Waffe bemächtigen konnte. „Cuchillo, wir sind quitt!" rief jetzt Tiburcio, der sich emporraffte, dem Banditen ein Knie auf die Brust setzte und seinen Dolch aus dem Gürtel zu ziehen suchte. Da kam Don Estevan herbeigestürzt, einen Augenblick unschlüssig, ob er für oder gegen Tiburcio Partei nehmen sollte.



„Haltet ein!" rief Rosarita, „um aller Heiligen willen haltet ein! Vergreift euch nicht an dem Gaste meines Vaters!" Don Estevan hielt Tiburcios Arm zurück, der eben mit dem Dolche auf

Cuchillo zustoßen wollte, und während sich der Jüngling umwandte, um zu sehen, wer sich zwischen ihn und seine Rache stelle, erhob sich Cuchillo rasch von der Erde. Tiburcio aber warf sich zurück, rollte seinen Mantel zusammen, den er wie einen Schild vor sich hinhielt, und schien, in Fechterstellung, zur Verteidigung wie zum Angriff bereit.

„Ah! du nennst das quitt sein?“ schrie Cuchillo; „dein Leben gehört mir, ich hab' es dir nur geliehen und werd' es dir wieder nehmen!“

„Komm heran, du Hund!“ rief Tiburcio dagegen, den der Anblick seiner beiden Gegner noch mehr außer sich gebracht hatte. „Auch Ihr heran, Arechiza! Ihr feiger Meuchelmörder, der Leute bezahlt, um Wehrlose hinterrücks zu überfallen!“

Eine bleifarbige Blässe verbreitete sich bei dieser schimpflichen Anklage über das Gesicht des Spaniers, und nun zog auch er den Dolch. „Drauf, Cuchillo, drauf!“ rief er voll Wut und stürzte selbst auf Tiburcio los. Ohne Zweifel wäre dieser den vereinten Anstrengungen seiner Gegner erlegen, aber mit einemmal drang eine lebhafte Helle durch Rosaritas Gitterfenster und warf einen rötlichen Schein auf die Scene. Gleich darauf kam die Jungfrau mit einer Leuchte herbeigestürzt und rief: „O, mein Gott, lasset ab von dem blutigen Streit! Señor Arechiza, Señor Cuchillo, zieht euch zurück, um der heiligen Jungfrau willen! Niemand soll sagen können, daß in unserm Hause ein Verbrechen verübt worden!“

Diese Dazwischenkunft der flehenden Tochter des Hausherrn that ihre Wirkung. Die Messer bargen sich in ihren Scheiden. Cuchillo knurrte wie ein Hund, dem man einen Maulkorb angelegt, Don Estevan bewahrte ein düsteres Schweigen, dann traten beide wieder aus dem Lichtkreis in den Schatten und verschwanden. Tiburcio allein blieb stolz, mit funkelndem Auge, auf dem Kampfplatz zurück. „Flieht, mein Freund!“ beschwor ihn das Mädchen, „o, fliehet augenblicklich! Ich sehe, Ihr seid hier keine Stunde mehr Eures Lebens sicher!“

Für Tiburcio gab es nach diesen Worten kein Besinnen mehr;

er warf einen raschen Blick nach jener vorhin bemerkten Lichtstelle im Wald hinüber, drückte Rosarita zum flüchtigen Abschied die Hand, eilte dann, Blutspuren von einer Wunde, die er empfangen, im Sande zurücklassend, nach der Ringmauer, erstieg sie an günstiger Stelle und schwang sich ins Freie.

„Tiburcio, leb' wohl!“ rief ihm die bebende Jungfrau nach. Allein ihre Stimme verhallte ohne Antwort in der Nacht. Noch einige Augenblicke hörte sie die Tritte des Fliehenden, dann kniete sie nieder und betete: „O, mein Gott, schütze ihn vor den Gefahren, die ihn jetzt bedrohen! Wachet, o wachet über ihn, ihr guten Geister, denn sein Leben ist mir teuer!“ — —

Der Spanier hatte den Umstand, daß Tiburcio von dem Goldthal wußte, bei dessen Machtlosigkeit als minder wichtig, sogar mit Verachtung angesehen; allein die Thatsache, daß Rosarita Tiburcio begünstigte, stellte sich ihm als ein unübersteigliches Hindernis in den Weg. Hatte doch Arechiza den Senator, dessen Mitwirkung in der Hauptstadt ihm unentbehrlich war, zuletzt nur durch die verheißene Heirat für seine Pläne gewonnen; auch wollte man einen Teil der Millionen, die Tragaduros als Mitgift erhielte, zur Werbung weiterer Anhänger verwenden. Das alles stand nun auf dem Spiel. Es war also keine Zeit zu verlieren — Tiburcio, der entwischte, mußte tot oder lebendig eingefangen werden!

Sobald Arechiza und Cuchillo über diesen Punkt im reinen waren, beschlossen sie, die Verfolgung ohne Säumen ins Werk zu setzen. Der Senator und Don Augustin wurden mitten in der Nacht aus dem Schlaf geweckt und von dem jüngsten Ereignis unterrichtet, wobei Don Estevan dem biedern Hacendero seine geheimen Anschläge gegen Tiburcio verschwieg. Der Hacendero zeigte sich nicht wenig erstaunt über das Gehörte, namentlich was die beiden jungen Leute betraf, beruhigte jedoch Don Estevan mit den Worten: „Was fällt das alles ins Gewicht gegen mein Gelöbnis? Hab' ich nicht dem Herzog von Armada mein Wort verpfändet? Ich ziehe es nie zurück, nur er allein kann mich davon entbinden. Ist Euch diese Versicherung genug?“

„Warum sollte ich nicht zufrieden sein?“ rief der Spanier, indem er dem Hacendero die Hand hinbot. „Es sei so, Don Pena, ich halte Euch bei Euerm Worte fest und nehme das Übrige auf mich. Allein Tiburcio kann möglicherweise Hilfsgenossen finden und vor uns in das Goldthal eindringen; wir müssen deshalb sofort nach Tubac abgehen, um ihm zuvorzukommen.“

„Wenn Ihr das müßt, so müßt Ihr; aber was auch geschehen mag,“ versicherte Don Augustin nochmals, „Rosarita wird die Gattin des Senators. Lebt also wohl und mögen wir uns recht bald wiedersehen!“

Don Estevan begab sich darauf in den Hof hinab, wo er schon alles zur Abreise bereit fand. Cuchillo, Baraja, Oroche und Diaz saßen schon im Sattel; der letztgenannte ritt einen prächtigen Rappen, den ihm Don Augustin, seinem Versprechen gemäß, noch im Laufe des Abends gesattelt und gezäumt zugestellt hatte. Die Maultiere waren bepackt und wurden von den Dienern, darunter der redselige Benito, vorgeführt. Obschon sich Arechiza auf der ganzen Strecke keine Rechnung auf frische Reitpferde machen konnte, wußte er doch, daß er früher als Tiburcio in Tubac ankommen würde, wenn dieser auch ihren Nachstellungen entgehen und wider alles Erwarten das Presidio erreichen sollte.

Sechstes Kapitel.

Wiedergefunden.

Die Reiterschar hatte sich noch nicht lange in Bewegung gesetzt, als Cuchillo seinem Chef meldete, man habe, geleitet von Blutstropfen, die Spur des jungen Menschen gefunden; dieselben führen nach dem Walde, wo er ohne Zweifel eine Zufluchtstätte bei dem Feuer gefunden, das man in der Ferne zwischen den Bäumen bemerkte. „Wir wollen nun auf das junge Füllen Jagd

machen," setzte er mit grinsendem Lächeln hinzu, „und ich bitte Ew. Señoria, mir die Führung zu überlassen."

„Gut," erwiderte der Spanier, „und wenn Euch der Fang gelingt, sollt Ihr zwanzig Goldstücke haben."

Der Bandit grinste noch abscheulicher und rief: „Wohlan! Benito wird mit einem seiner Kameraden vorausreiten und uns bei der Brücke des Salto des Agua jenseits des Waldstroms erwarten. Ew. Señoria mögen mit Diaz den Bach entlang reiten, den Ihr zu Eurer Linken finden werdet. Bevor Ihr dann bei der genannten Brücke ankommt, möget Ihr an einem schattigen Orte Halt machen; wir werden dann, sobald wir mit unserm Geschäft fertig sind, zu Euch stoßen."

Dieser Plan wurde befolgt, und es war nun Cuchillos erste Sorge, seine Trabanten Baraja und Oroche, die schon dicke Freundschaft miteinander geschlossen und sich dabei so tüchtig bezecht hatten, daß sie bedenklich im Sattel schwankten, aus ihrer Betäubung zu wecken. Zu diesem Zwecke holte er aus dem Walde eine längliche Frucht, so gelb wie eine reife Banane und Jocuistle genannt, deren säuerlicher Saft die Trunkenheit unfehlbar niederschlägt. „Und nun müssen wir an unsre Arbeit," sagte er zu den Ernüchterten, „Ihr steiget hier ab und führt eure Pferde am Zügel fort, bis euch die Helle des Feuers unterscheiden läßt, wer sich dort niedergelassen hat, und sobald ich meinen Karabiner abgeschossen habe, werde ich mich auf euch zurückziehen."

Hierauf band er seinen Tordillo an den Stamm eines Sumachs und kroch wie ein Jaguar bis in die Nähe des Feuers. Er horchte einen Augenblick mit verhaltenem Atem: Brülltöne, die von Tieren der benachbarten Savanne kamen, der durchdringende Schrei eines Hahns, das unheimliche Klagen eines Käuzchens, das nicht weit von da auf einem Baume saß, und das Gewinsel der Schakale vermischten sich mit dem fernen Brausen des Salto de Agua. Der Mond erleuchtete den Wald von oben, und der Lichtkreis erweiterte sich vor Cuchillos Augen unter dem Gewölbe der Bäume. Er kroch immer weiter, bis er unter die verwickelten, von den Wurzeln

eines Manglebaumes gebildeten Schwibbogen kam. Dort machte er einen kurzen Halt, sah sich um und horchte von neuem; als er dann noch etwas weiter vorwärts gekrochen war, flog mit einem Male ein wildes Lächeln über seine Züge, denn er erblickte jetzt drei Männer, von denen zwei neben einem Feuer saßen, während der dritte zu ihren Füßen an der Erde lag.

Hier wollen wir den Gang der Handlung einen Augenblick unterbrechen und den Leser zuvor mit den drei Gestalten bekannt machen. — —

Um die Stunde, wo Tiburcio die Hacienda verließ, war der Wald in tiefes Schweigen gehüllt, das kaum durch das dumpfe Brausen des zwischen seinen felsigen Ufern dahineilenden Stromes gestört wurde. Die Strahlen des Mondes warfen über die dunkelgrüne Baumdecke ein endloses, lichtes Tuch, das wie die Wellen des Meeres hin und her wogte. Das Licht drang da und dort durch die Zwischenräume der Bäume hindurch, traf mit seinem bläulichen Scheine die graue Rinde der Wurzelbäume und der Sumache (Gerberbäume), und bestrahlte die runzeligen Stämme der Korkeichen, sowie das bleiche Laub der Eisenbäume. Durch das Netz der Zweige tausendfach gebrochen, fielen diese Lichter gespenstisch unter die am schwersten zu durchdringenden Dickichte. Die grünen und gelben Moose flimmerten unter den samtnen Reflexen der großen Aronblätter, die mit Blüten, silbernen Bechern ähnlich, geschmückt waren. Ein Feuer, dessen rote Helle mit dem weißen Mondlicht kontrastierte, verlieh den herabhängenden Lianen das Aussehen von Eisendrähten, wie sie aus einem Schmelzofen hervorgehen. Dagegen boten die fernen Tiefen des Waldes im Gegensatz zu den von der Flamme erhellten Stellen, einen noch düstereren, ja unheimlich drohenden Anblick dar.

In der Nähe dieses Feuers ruhten die zwei uns von der Poza her bekannten Tigertöter von einem ermüdenden Marsche aus. Daß sie die allbekannte Gastfreundschaft der Hacienda del Venado nicht in Anspruch nehmen wollten, mußte seine besondern Gründe haben, die wir erfahren werden, nachdem wir erst ihre

wunderlichen Gestalten näher ins Auge gefaßt haben. Der Jäger-Riese trug einen Anzug, der zugleich etwas von dem des Indianers und dem des Weißen hatte. Seine Kopfbedeckung bestand aus einer Mütze von Fuchspelz in Form eines abgestumpften Kegels. Ein baumwollenes Hemd mit blauen Streifen bedeckte seine Schultern; neben ihm auf der Erde lag eine Art Mantel, aus einer Wolldecke verfertigt. Seine Beine waren nach Indianerweise durch lederne Hosen geschützt, aber statt der Mokassins trug er reichlich mit eisernen Nägeln beschlagene Schuhe, auf denen man wohl zwei Jahre, ohne sie abzunutzen, gehen konnte. Ein poliertes Büffelhorn hing ihm über die Schultern und enthielt sein Pulver, ein lederner Beutel einen großen Vorrat von Bleikugeln. Eine langläufige Büchse und ein in buntem Wollgürtel steckendes Jagdmesser vervollständigten seine Ausrüstung. Sein Anzug wie sein riesiger Wuchs machten ihn als einen jener kühnen Jäger kenntlich, die von den ersten in Kanada angesiedelten Normannen abstammen. Sein Hauptthaar fiel schon stark ins Graue und würde sich fast mit der Farbe seiner Mütze vermischt haben, wenn nicht eine große, kreisrunde, von einer Schläfe zur andern gehende Narbe als Grenzlinie gedient hätte. Diese Narbe zeigte an, daß der Mann, wenn er auch noch sein Hauptthaar hatte, doch in großer Gefahr geschwebt, dieser Hülle beraubt zu werden. Seine gebräunten Züge schienen von Bronze zu sein, doch hatten sie einen Ausdruck von Güte, der zu der herkulischen Stärke seiner Glieder gar wohl paßte; denn die Natur pflegt diesen Kolossen oft ebensoviel Milde als Stärke zu verleihen.

Sein Gefährte, obwohl ziemlich hoch gebaut, sah neben ihm fast zwerghaft aus; er mochte fünfundvierzig Jahre zählen, das heißt fünf bis sechs Jahre weniger als der Kanadier; allein in seinem Gesicht lag bei weitem nicht jene Heiterkeit, die aus einer unwiderstehlichen Kraft entspringt. Seine schwarzen Augen hatten etwas Kühnes, fast Freches; seine beweglichen Züge verrieten heftige Leidenschaften, die sich bis zur Grausamkeit steigern konnten. Alles an ihm deutete auf eine südländische Rasse und mehr auf einen

Reiter als auf einen Fußgänger, wenn auch seine Kleidung und Bewaffnung von der seines Genossen wenig abwichen.

Der Kanadier überwachte, auf dem Moose liegend, mit ganz besonderer Sorgfalt eine Hammelkeule, die an einem Stück Eichenholz steckend, das auf zwei kleinen Gabeln von demselben Holze ruhte, über den feurigen Kohlen briet und einen köstlichen, im Feuer zischenden Saft fallen ließ. Dabei hörte er seinem Kameraden gelassen zu, der in etwas aufgeregtem Tone zu ihm sagte: „Ist es bloßer Zufall, der mich in diesen Wüsten mit einem Manne zusammenführt, dem ich vor fünfzehn Jahren Rache geschworen habe?“

„Rache?“ entgegnete der Kanadier. „Rache ist eine köstliche Frucht, ehe man sie pflückt, aber sie ist bitter, wenn man sie gekostet hat.“

Darauf erwiderte Dormilon: „Es scheint indessen, Freund Rosenholz, daß du nicht ganz dieser Ansicht bist, sobald es die Apachen, Sioux, Raben und andre Rothäute betrifft, die von deiner Büchse und deinem Messer ein langes und breites erzählen können.“

„Oh, das ist ein ander Ding, Pepe: die einen haben mir meine Felle gestohlen, die andern haben mich halb skalpiert, und alle haben mir das Leben sauer genug gemacht. Übrigens könnte ich vielleicht deinen Racheplänen zustimmen, wenn ich deine Beweggründe wüßte.“

„Das ist mit ein paar Worten gesagt,“ versetzte der Schläfer; „ich hatte schon lange vor, dir davon zu erzählen, heute nun soll's geschehen; aber aus meinem entsetzlich leeren Magen kann ich nicht so viel hervorholen.“

„Wenn es weiter nichts ist, dem kann abgeholfen werden,“ sagte der Kanadier und nahm die Hammelkeule, die ihren köstlichen Wohlgeruch mit dem balsamischen Nachtwind vermischte, vom Bratspieße. Dann setzten sich die beiden Hungrigen einander gegenüber und bildeten mit ihren ausgestreckten Beinen eine Ellipse, deren Mittelpunkt der Braten war, und eine gute Weile störte nichts als ein gewaltiges Kinnbackengeräusch die Stille des

Waldes. Endlich hatte Pepe die nötigen Kräfte zu seiner Erzählung gesammelt.

„Vor zwanzig Jahren etwa,“ begann er, „war ich, wie ich dir schon gesagt, Miquelote oder Küstenwächter im Dienste Seiner Katholischen Majestät. Ich wäre mit meinem Lose so ziemlich zufrieden gewesen, denn unsre Löhnung reichte für meine Bedürfnisse hin; aber unglücklicherweise wurde uns diese Löhnung nicht immer ausbezahlt. So ward ich einmal dazu gebracht, einem fremden Manne, der in einem Kahne herbeigerudert kam, ein Lösegeld zu erpressen und ihn dann seinen Geschäften nachgehen zu lassen. Später erfuhr ich, daß es keine Handelsgeschäfte waren, die der Fremde trieb. Es wurde dabei Blut vergossen, und dieses Blut macht mir seit jener Zeit manchmal zu schaffen ... Aber warum bezahlte mich auch der König von Spanien nicht? Ich bekam, wie gesagt, Geld, daß ich schweigen sollte; ich wollte noch mehr haben; dann gerieten wir in Streit miteinander, der Mann und ich; dann zeigte ich ihn, um auch mein Vergehen abzubüßen, bei der Justiz an; der Prozeß wurde eingeleitet, und da die spanische Justiz das Unvorhergesehene liebt, so schickte man mich nach Afrika, nach der Festung Ceuta, unter dem Vorwande, der Staat brauche mich zum Thunfischfang. Da ich nun aber entfernt keine Lust zum Fischfang hatte, sann ich auf Mittel zu entkommen und wurde nach tausend Abenteuern, die ich dir heute nicht alle herzählen kann, nach Amerika und an deine Seite verschlagen, wo ich mir's, wie du zugeben wirst, angelegen sein ließ, mich in deiner Schule zum perfekten Waldläufer auszubilden.“

„Der Mann, den du angegriffen, und der dir ein Bein gestellt, war also reich und mächtig?“ fragte Rosenholz nach einer Weile.

„Ja, ja, er war ein großer Herr; ich war der thönerne Topf, der an dem eisernen zerschellte. Aber in der Wüste giebt es keinen Standesunterschied mehr, und morgen früh spätestens hoffe ich es ihm beweisen zu können.“

„Unter solchen Umständen kann ich dein Vorhaben nur billigen,“

sagte Rosenholz, indem er sich noch ein Stück Hammelbraten abschnitt, an dem zwei Männer genug gehabt hätten; „wir werden also unsre Wanderung nach Arispe, um dort Gelder für die gelieferten Pumafelle einzukassieren, noch verschieben.“ Und nach einer kleinen Kaupause setzte er hinzu: „Auch ich bin nicht mein lebenlang Fischotterjäger gewesen. Ich war einst Matrose, wie du weißt; ei nun, ich finde, daß die Wüste einem Meer gleicht: wer darin gelebt hat, kann sie nicht leicht verlassen. Und doch hätte ich ohne ein gar trauriges Erlebnis nicht auf das Meer verzichtet . . . Doch was nützt es, davon zu sprechen? Was vergangen ist, das ist vergangen.“

„St!“ unterbrach ihn Pepe; „es scheint mir, ich höre das Buschwerk krachen.“ Er deutete nach der Richtung und erspähte einen Schatten, der sich in einer Entfernung von etwa dreißig Schritt, auf dem grünen Teppich einer Lichtung verlängerte. „Wer da?“ rief er und griff nach seiner Büchse.

„Ein Mensch, der an euerm Feuer eine Zuflucht sucht,“ antwortete eine matte Stimme.

„Nur heran!“ rief der Kanadier; „seid uns beim Feuer und beim Essen willkommen!“

Da zeigte Tiburcio, den sie von der Poza her kannten, sein durch die letzten aufregenden Scenen und das verlorene Blut todblaß gefärbtes Gesicht.

„Was? Ihr seid es?“ fragte der Schläfer; „habt Ihr Euch etwa verirrt und die Spuren der Reiter verloren, zu denen Ihr gehörtet?“

„O nein,“ erwiderte Tiburcio, indem er sich auf den Rasen mehr hinfallen ließ, als daß er sich setzte. „Don Augustins Hacienda hatte mich freundlich aufgenommen; allein unter seinem Dache weilen Gäste, mit denen ich, meiner Sicherheit wegen, nicht länger zusammenwohnen kann.“ Dabei schlug er seinen Mantel zurück und zeigte seinen rechten Arm, dessen durch Cuchillos Messer zerrissener Ärmel blutgefärbt war.

„Der Teufel!“ rief Rosenholz aus. „Ihr habt da mit einem

Kerl zu thun gehabt, der nicht faul war! Laß sehen, mein Junge: zum Glück geht es nicht auf den Knochen und wird Euch nicht viel schaden; wir legen eine Kompresse von zerriebenen Kräutern darauf, vom Oreganokraut, das bannt Entzündung und Fieber."

Nachdem Rosenholz den Verwundeten, den er fast zärtlich anblickte, verbunden und mit einer Schnitte Hammelbraten nebst einem Schluck Branntwein erquickt hatte, hieß er ihn sich zum Schlafe niederlegen, der ihm vor allem vonnöten sei. Tiburcio ließ sich das nicht zweimal sagen, streckte sich ins Gras und versank unter dem Schutze seiner treuen Wächter nach kurzem in einen tiefen Schlaf, wie er ihn seit langer Zeit nicht genossen hatte.

Der Kanadier betrachtete das Gesicht seines schlummernden Gastes ohne Aufhören und mit wehmütigem Blicke. „Wie alt glaubst du, daß der junge Mensch wohl sein möge?" fragte er den Exmiquelote.

„Nicht über vierundzwanzig," sagte dieser.

„So dacht' ich auch," versetzte der andre seufzend; „es ist das Alter, das er haben muß, wenn er noch lebt."

„Wen meinst du denn?" unterbrach ihn Pepe, in dessen Seele diese Worte ein Echo zu finden schienen. „Solltest du jemand kennen, der . . ."

„Schweigen wir davon," erwiderte Rosenholz, „und quälen uns nicht mit traurigen Erinnerungen; es kommt nichts dabei heraus."

„Ganz mein Dafürhalten," gab Pepe zurück. „Auch weiß ich jetzt etwas weit Besseres zu thun. Hab' ich aus Don Augustins Wimmelherden unangefragt einen Hammel entlehnt, so wird's ihm auch auf ein Pferd mehr oder weniger nicht ankommen. Zum Ersatz wird's schon einmal Gelegenheit geben. Ich habe da meinen Sattel, und wenn ich einen guten Fang thue, werden wir, wie jede gut gerüstete Macht, Fußvolk und Reiterei beisammen haben."

„Immer zu!" sprach der Kanadier; „ich glaube nicht, daß du dem Eigentümer großen Schaden zufügst, und wünsche dir viel Glück. Inzwischen will ich den Wachtdienst bei diesem wackern Jungen versehen."

Jetzt nahm Pepe den an seinem Sattel befestigten Lasso und entfernte sich, um ein Pferd einzufangen. Rosenholz blieb allein. Er betrachtete von neuem den jungen Schläfer, warf trockenes Holz in die Flamme und legte sich dann auch zum Ausruhen nieder.

Welch eine wunderbare Fügung des Schicksals! Fabian de Mediana und der kanadische Matrose, vor zwanzig Jahren einander plötzlich entrissen, lagen jetzt, dreitausend Stunden von dem Ort ihrer Trennung, zum zweitenmal Seite an Seite!

Einige Stunden mochten vergangen sein, als Pepe wieder zum Vorschein kam. Er zog ein Pferd nach sich, indem er sich mit den Überresten eines Taschentuchs die schweißtriefende Stirn abtrocknete. Das edle Tier, ein Prachtexemplar der mexikanischen Rasse, die der arabischen wenig nachsteht, bebte vor Furcht beim Anblick des Feuers und der zwei daliegenden Körper; wenn auch den Menschen, den König der Schöpfung, die Furcht erniedrigt, so verleiht sie doch manchen Tieren eine weitere Schönheit. Selbst Rosenholz, der gegen Pferde eine Art Verachtung hegte, konnte sich nicht enthalten, das vor ihm stehende zu bewundern. Pepe band das Tier an den Stamm eines Korkbaumes und gönnte sich nun auch ein wohlverdientes Schläfchen.

Der Kanadier wußte noch nicht, daß Pepe, der Schläfer, der nämliche Miquelote war, der in jener Nacht ebenso hartnäckig als ungeschickt auf ihn „lospfefferte“, denn bei seinen vertraulichen Mitteilungen hatte Pepe des Ortes Elanchovi, als scheute er sich vor dem Namen, niemals Erwähnung gethan. Darum verspottete Rosenholz bei sich selber die Träumerei, die ihm den jungen, vor seinen Augen schlafenden Mexikaner immer wieder in den Fabian verwandelte, nach dem sich sein Herz so beständig sehnte.

Schon begann die Kälte, die sich in jener Gegend stets einige Stunden vor Sonnenaufgang fühlbar macht, wie ein Eismantel herabzufallen, der Nebel ballte sich an den Gipfeln der Bäume und sank als dichter Tau zur Erde; doch war noch alles ringsumher still. Plötzlich schnaubte das angebundene Pferd heftig und beschrieb im Galopp einen großen Halbkreis um seinen Baum. Offenbar hatte es

ein noch unsichtbarer Gegenstand erschreckt. Rosenholz ging lauschend und spähend einige Schritte vorwärts, da er aber nichts gewahr wurde, kehrte er an seinen vorigen Platz zurück und fand, daß Tiburcio eben erwacht war. „Hört einmal, junger Mann,“ sprach er zu ihm, „die Indianer haben die Gewohnheit, die Gäste, die sie aufnehmen, erst dann nach ihrem Namen und Stande zu fragen, wenn sie unter ihrem Dache einen Bissen gegessen haben; das habt Ihr bei mir gethan — darf ich Euch also jetzt fragen, wer Ihr seid, und was auf der Hacienda vorgegangen ist, daß man Euch dort so übel mitspielte?“ Darauf gab Tiburcio seinem Beschützer, von dessen Zwischenreden oft unterbrochen, alles zu hören, was wir bereits von seinem Abenteuer wissen. Auch zur Begleitung nach dem Goldthale lud er den Jäger ein, was aber entschieden abgelehnt wurde, da für Waldläufer, die sich Wälder und Wüsten zur Heimat erkoren hätten, das Gold von keinem Nutzen sei.

Die unablässigen Fragen des immer dringender und so rührend teilnahmvoll forschenden Kanadiers nötigten Tiburcio, die Kette seiner Erinnerungen so weit als möglich rückwärts zu verfolgen. „Erinnert Ihr Euch nicht mehr an das Wogen des Meeres?“ fragte der Riese unter anderm. „Es ist das ein Schauspiel, das man nie wieder vergißt, so jung man es auch gesehen haben mag.“

„Ich habe das Meer vor vier Jahren in Guaymas gesehen; ich muß es aber, wenn ich gewissen Aufschlüssen, die man mir gegeben, Glauben beimessen darf, zum erstenmal in meiner zartesten Kindheit gesehen haben.“

„Und knüpft sich an diese Erinnerung keine andre?“ forschte Rosenholz weiter.

„Keine, wenigstens keine bestimmte; eine traumhafte von dem gebräunten, rauhen, aber freundlichen Gesicht eines Mannes, der mich sehr liebte. Ja, jetzt erinnere ich mich wieder lebhaft dieses Mannes!“

Nun wagte Rosenholz mit gebrochener Stimme die entscheidende Frage, bei der ihm fast das Herz bersten wollte: „Könnt Ihr Euch nicht entsinnen, unter welchen Umständen dieser Mann

von Euch getrennt wurde? Es war bei . . ." Mehr vermochte er nicht zu sagen, und den Kopf auf beide Hände stützend, erwartete der Felsenmann mit Zittern die Antwort.

Ein feierliches Schweigen folgte auf diese Frage, ein Schweigen, während dessen das Knistern des brennenden Holzes vor dem Keuchen des Kanadiers nicht gehört wurde. Endlich brachte Tiburcio mühsam hervor: „Kanonendonner, Getümmel, Blutströme, der Boden zitterte unter mir; der Mann — ja, ja — der Mann sprach zu mir: ‚Knie nieder, mein Kind, und bete für deine Mutter . . .‘ Das Weitere . . . ja, das Weitere ist meinem Gedächtnis entschwunden."

Bei diesen Worten ergriff den mächtigen Körper des Kanadiers ein krampfhaftes Zittern. Er ließ ein Schluchzen hören, daß Tiburcio erschreckt zusammenfuhr; aber Rosenholz rief, das Übrige ergänzend: „Und bete für deine Mutter, die ich neben dir sterbend gefunden habe."

„Ja, ja!" schrie Tiburcio aufspringend. „Das sind die Worte! Aber wer seid Ihr, daß Ihr alles so genau wißt, was in jenem furchtbaren Augenblick vorgegangen ist?" Der Kanadier erhob sich, ohne ein Wort zu sagen, kniete nieder und rief in der Trunkenheit seines Herzens mit herabrollenden Thränen: „Oh, mein Gott! ich wußte wohl, daß du ihn mir noch einmal zusenden würdest, wenn ihm ein Vater nötig wäre! Fabian! Fabian! ich bin's . . . ich bin jener Mann . . ."

Hier unterbrach ihn plötzlich ein Knall, dem ein das Gesträuch erleuchtender Blitz vorangegangen war, und neben Tiburcio schlug pfeifend eine Kugel in den Boden, deren Absender zu erraten dem Leser nicht schwer fallen dürfte. Pepe sprang von seinem Lager empor wie gebogener Stahl.

Nachdem Cuchillo — von dem der meuchlerische Anschlag ausging — im Dickicht kauernd, den Schuß auf Tiburcio abgefeuert hatte, eilte er Oroche und Baraja entgegen, die er aus Habsucht, um das von Arechiza versprochene Blutgeld nicht mit ihnen teilen zu müssen, von dem Angriff ausgeschlossen hatte; und das war Tiburcios

Glück, denn von drei auf ihn gerichteten Karabinern hätte sicher einer das Ziel nicht verfehlt. Vor seinem Rückzug hatte sich der Bandit nicht einmal die Zeit genommen, sich davon zu vergewissern, ob auch seine Kugel getroffen hatte, denn er fürchtete sich vor der Rache der zwei Tigertöter. Diese aber verfolgten ihn nicht augenblicklich, weil der Schuß gerade in dem Augenblick fiel, wo Tiburcio und der Kanadier noch von der gewaltigen Gemütsbewegung wie betäubt waren.

„Caramba!“ rief Pepe, „ich möchte wohl wissen, für wen diese Kugel gemünzt gewesen, ob für mich, oder für Euch, junger Mensch; denn ich habe Euer Gespräch mit angehört, und ich, der ich dieser Geschichte von Elanchovi nicht ganz fremd bin . . .“

„Der Geschichte von Elanchovi?“ rief der Kanadier, „wie! du weißt um . . .?“

„Aber es ist jetzt nicht der Augenblick zu sentimentalen Erinnerungen,“ redete Pepe rasch dazwischen, denn der Name des Ortes war ihm wider Willen entfahren; „wir sprechen später einmal davon. Ah! du bist es also, Rosenholz, der den jungen Grafen damals gefunden hat? . . . für jetzt genügt das. Und nun, Kamerad, vorwärts! Geh du nach der Seite hin, woher der Schuß gekommen ist; ich will mich mit diesem jungen Freund auf der entgegengesetzten in einen Hinterhalt legen, denn der Schurke, der den Schuß gethan hat, will vielleicht unsern Lagerplatz umgehen, dann muß er uns in die Hände fallen.“

Sie thaten so, und schon begann das erste Tageslicht zwischen den Bäumen hereinzudringen, und die Natur erwachte in der ganzen Pracht der tropischen Wälder. Der auf den blaublütigen Lianen sitzende Huaco ließ die zwei Silben hören, die ihm seinen Namen verschafft haben, und bei deren Klang sich die Schlangen zitternd verbergen; der Choyero schwebte an den Wipfeln der Bäume und suchte die unter dem Dickicht schlafenden Reptilien zu erspähen. Der Morgenwind brachte vom Felde das ferne Gewieher der Pferde und das dumpfe Gebrüll der Stiere herüber, die die aufgehende Sonne begrüßten. Die Winden mit ihren rosenfarbenen und weißen

Glöckchen, die in allen Schattierungen von Grün schillernden Blätter funkelten vom Nachttau, und die runzligen Stämme der Bäume nahmen eine prächtige Goldfarbe an.

Tiburcio, oder wie wir ihn von nun an nennen wollen, Fabian, hatte mit Pepe hinter einem Gesträuch von Sumachstauden Halt gemacht, von wo sie den schmalen Fußpfad, der nach der Brücke über den Salto de Agua führte, verfolgen konnten. Dem jungen, von der Wiedererkennungsscene noch ganz erschütterten Grafen mußte die Gelegenheit willkommen sein, noch mehr von seinen dunkeln Schicksalen zu erfahren. Pepe ließ ihn auch nicht lange darauf warten. „Dieser Wald," begann er, „so öde er ist, birgt ohne Zweifel die Feinde Eures Geschlechts, und furchtbare Gefahr bedroht Euch, vorausgesetzt, daß die Nachstellung nicht mir allein gilt; auch ist es ja wohl möglich, daß er Euch nicht wieder erkannt hat; habe ich Euch doch selbst anfangs nicht wiedererkannt."

„Wer? von wem sprecht Ihr?" fragte Fabian lebhaft.

„Vom Mörder Eurer Mutter, der Euch selbst Titel, Ehre und Reichtümer gestohlen hat."

„Und den kennt Ihr, den Mörder meiner Mutter?" fragte Fabian mit feuersprühendem Auge.

„Ihr kennt ihn auch; er beliebt sich jetzt Don Estevan de Arechiza zu nennen."

Diese Enthüllung trieb Fabian alles Blut nach dem Herzen, er stand wie versteinert.

Wir lassen nun Pepe die traurige Geschichte, die der Leser schon kennt, und wobei der ehemalige Küstenwächter sich selbst wegen des Vorschubs, den er, wenn auch unwissend, dem Mörder der Gräfin geleistet hatte, keineswegs verschonte — wir lassen sie ihn weiter erzählen, und suchen inzwischen den kanadischen Jäger wieder auf.

Rosenholz war eine gute Strecke fortgelaufen, warf sich dann auf die Erde hin, legte das Ohr an den Boden und schloß die Augen, um die Kraft seines Hörsinns mehr zu sammeln. Nach einigen Sekunden hörte er ein dumpfes Geräusch, ähnlich dem eines in entgegengesetzter Richtung fortgaloppierenden Pferdes. „Pepe hat sich



nicht geirrt," murmelte er vor sich hin und folgte dem Reiter in raschem Lauf. Endlich erblickte er, in ziemlicher Entfernung, ein falbes Lederwams, das sich an einer Stelle, wo das Laub viel dünner stand, genau in der Höhe eines Reiters zeigte. Dieses kaum sichtbare Ziel reichte für ihn hin, er stand plötzlich still und drückte seine Büchse nach jenem Punkte ab. Das Lederwams verschwand, und da bei Leuten seiner Art aufs Korn nehmen und treffen dasselbe ist, so zweifelte Rosenholz keinen Augenblick, daß sein Feind tot oder doch verwundet am Boden liege. Ohne alle Vorsicht, indem er nicht einmal sein Gewehr wieder lud, nur einem heftigen Rachegefühl gehorchend, rannte der Waldläufer vorwärts, so ungestüm, daß die jungen Bäumchen und Lianen, durch seine Füße zu Boden gedrückt, durch seinen Körper zerrissen und geknickt, überall knisterten und krachten. Er hörte aber auch, wie ein Tier Gebüsche niederdrückte. Es war ein sich bäumendes Pferd, das ohne seinen Reiter von einer Seite nach der andern sprang. Plötzlich ertönte ein eigentümliches Pfeifen: das Pferd stand still, spitzte die Ohren, reckte den Kopf in die Höhe und blies die Nüstern auf; dann flog es dem Orte zu, woher das Zeichen gekommen war. Rosenholz, in großen Sprüngen ihm nacheilend, hörte schon das Keuchen eines Verwundeten, sah aber auch durch das Laub hindurch, wie das Pferd eine gebückte Stellung annahm und wieder

aufsprang. Aber der Reiter mit dem Lederwams saß nun wieder im Sattel, und im Nu verschwanden Mann und Pferd in den Tiefen des Waldes. Damit sah Rosenholz seinen Racheplan vereitelt. Er lud eiligst seinen Karabiner wieder, fluchte auf den fliehenden Feigling und feuerte endlich, den Flug seiner Kugel beiläufig schätzend, aufs Geratewohl; doch war es zu spät, seine Beute entging ihm. Dann kläffte er dreimal ähnlich dem Schakal, um Fabian und Pepe herbeizurufen.

An dem Orte, wo der Reiter vom Pferde gestürzt war, fand er zwar keine Blutspuren, doch einen in der Eile zurückgelassenen Karabiner. Er hob ihn auf und sagte: „So hat wenigstens mein armer Fabian eine leidlich gute Waffe gewonnen, denn ein Messer allein ist in unsern Wäldern nicht viel wert.“ Nun vernahm er ein mehrmaliges Schießen, und zwar rührten die Schüsse von Oroche und Baraja her, sowie von Pepe, dessen Karabinerstimme sein Genosse recht wohl kannte. Wie besorgt machte ihn dieser Kugeltausch für seinen Fabian, und wie froh atmete er auf, als er den Teuern mit heiler Haut herankommen sah! Mit nassen Augen drückte er ihn ans Herz, und als sähe er ihn zum erstenmal, rief er aus: „Ah! wie groß ist er! wie schön ist er jetzt, der kleine Fabian!“ Dann fragte er voll zärtlicher Sorgfalt sein wiedergefundenes Kind, warum es so blaß und so ernst und düster aussähe.

„Pepe hat mir alles gesagt,“ war die Antwort; „ich weiß, daß sich der Mörder meiner Mutter unter diesen Menschen befindet.“

Inzwischen waren Cuchillo, den des Kanadiers Kugel stark am Schädel gestreift hatte, wie Oroche und Baraja wieder zu ihrem Chef gestoßen, der seinem Grimm über die mißlungene Nachstellung den Zügel schießen ließ und in blinder Wut den Banditen mit seiner Sattelpistole niedergeschossen hätte, wäre er nicht von Pedro Diaz daran verhindert worden. Man wußte nun also, daß die zwei Tigertöter mit Tiburcio-Fabian gemeinschaftliche Sache machten, und beschloß, die Brücke am Salto de Agua, die aus grob behauenen Baumstämmen bestand, ohne Verzug zu zerstören und so

die Feinde zu verhindern, daß sie früher als die Expedition nach Tubac kämen. —

Pepes Pferd war jetzt für unsere drei Freunde eine kostbare, ja die einzige Hilfe, weil es einem von ihnen die Möglichkeit gewährte, die flüchtigen Feinde zu verfolgen und ihnen im Notfalle den Weg abzuschneiden; es fragte sich nur, wer den Ritt wagen sollte.

„Das werde ich sein,“ sagte Fabian, eilte auf das Tier zu und warf ihm sein Taschentuch über die Augen, worauf es, an allen Gliedern zitternd, regungslos stehen blieb.

Fabian holte nun Pepes Sattel herbei, schnallte ihn fest, und nachdem er dem Pferde den Lasso dergestalt über die Nüstern gebunden hatte, daß er als Zügel und Kappzaum zugleich dienen konnte, war er eben im Begriff, sich in den Sattel zu schwingen, als Pepe auf einen Wink des Kanadiers plötzlich dazwischentrat.

„Gemach, gemach!“ sagte er; „wenn hier jemand das Recht hat, dieses Pferd zu besteigen, so bin ich's, dem es durch das Recht der Eroberung gehört.“

„Seht Ihr denn nicht,“ erwiderte Fabian mit Ungeduld, „daß dieses Pferd noch nicht mit dem Eisen des Eigentümers gebrannt, also noch nie geritten worden ist? Wenn Euch Eure Gliedmaßen lieb sind, werdet Ihr nicht aufzusitzen versuchen.“

„Darüber zu entscheiden, steht mir zu,“ versetzte der Schläfer und trat näher, seinen Fuß in den Steigbügel zu setzen; aber kaum hatte das Pferd, dessen Augen noch verhüllt waren, den Druck einer Hand auf dem Sattelknopf gefühlt, als es einen rasenden Seitensprung machte und den verblüfften Dormilon sechs Schritt weit zur Erde warf.

Er hatte sich noch nicht wieder erhoben, und Rosenholz hatte sich Fabians Vorhaben noch nicht widersetzen können, als dieser, ohne den Steigbügel zu berühren, schon im Sattel saß.

„Halt, Fabian, halt!“ rief Rosenholz mit angstvoller Stimme, „Ihr wollt Euch doch nicht allein der Gefahr aussetzen, den Schurken in die Hände zu fallen?“

Aber schon hatte Fabian die Hülle von den Augen des Pferdes

genommen, das jetzt, dem Lichte wiedergegeben, mit zornschnaubenden Nüstern hintereinander drei ungeheure Sprünge machte, um sich der Bürde, die zum erstenmal auf ihm lastete, zu entledigen, dann aber wie vor Scham, sich beherrscht zu fühlen, über und über zitterte und unbeweglich stillstand. Diesen Augenblick benutzte Rosenholz, nach dem Lasso, der als Zügel diente, zu greifen, aber es half nichts: das Pferd machte einen Sprung, daß er es loslassen mußte, und sprengte mit einem Ungestüm davon, das nicht mehr aufzuhalten, höchstens zu leiten war. Noch einige Sekunden konnte der Kanadier mit Schreckensblick dem kühnen Reiter folgen, der sich auf den Sattel bückte, um den Anprall gegen die Baumzweige zu vermeiden; dann sah ihn Rosenholz nicht mehr.

„Sie werden ihn umbringen!“ rief er schmerzerfüllt aus. „Fünf gegen einen! Das ist kein ehrlicher Handel. Versuchen wir's, Pepe, ihm auf dem kürzesten Wege zu folgen, um das mir kaum erst wiedergegebene Kind auch in dieser Gefahr zu schützen!“

Schon hatte Rosenholz seine Büchse auf die Schulter geworfen und war, ohne die Antwort seines Genossen abzuwarten, mit mächtigen Schritten in der von Fabian eingeschlagenen Richtung fortgeeilt, Pepe folgte ihm auf dem Fuße.

Indessen jagte Fabian über Stock und Stein dahin, bis sich nach einer Stunde dieses ungezügelten Rennens die Kräfte des Pferdes erschöpften; seine Schnelligkeit ließ allmählich nach, seine Sprünge wurden weniger heftig, und am Ende gehorchte es dem Meister, den es auf seinem Rücken fühlte. Wie eines Sinnes, hielten Mann und Pferd an, um wieder Atem zu schöpfen, beide in Schweiß gebadet, der aus den Weichen des Renners empordampfte.

Diese Pause benutzte Fabian, wieder Herr seiner Sinne zu werden; der Nebel, der seine Augen verschleierte, begann sich zu zerstreuen, und das stürmische Klopfen seines Herzens, wie das Brausen in seinen Ohren hörten auf, er konnte wieder sehen und hören.

Zerstampftes Laub, frisch abgebrochene kleine Zweige, die Spur mehrerer Pferdehufe auf dem Grase oder im Sande ließen

Fabians geübte Augen erkennen, daß die Reiter, die er verfolgte, hier vorbeigekommen sein mußten. Auf einmal überraschte das ferne Geräusch eines Wasserfalls sein Ohr. Noch einen Augenblick Verzug, und die Flüchtlinge erreichten vor ihm die Notbrücke über das tiefe Bett, in das der Waldstrom eingezwängt war! Konnten sie nicht mit vereinter Anstrengung die Brücke zerstören? Dann war jede Verfolgung abgeschnitten, denn bis er eine Furt gefunden hätte, sagte er sich, würde Don Estevan die weiten Ebenen, die sich nach Tubac hin



erstreckten, längst gewonnen haben. — Diese Gedanken stachelten Fabians Leidenschaften von neuem auf, er drückte die Weichen seines Pferdes und galoppierte den Pfad entlang, dessen Krümmungen ihm die Feinde noch verbargen. Nach kurzem begann das Brausen des Stromes die lauten Hufschläge des Pferdes zu überschallen, und obgleich der Renner zu fliegen schien, trieb ihn Fabian doch noch mehr an, denn schon mischten sich menschliche Stimmen unter das Getöse des Wassers. Diese Stimmen wirkten so mächtig auf den Jüngling, wie seine wiederholten Stöße auf die Weichen des Pferdes: wenige Sekunden noch, und er mußte sich mitten unter den Feinden befinden, die er zu erreichen brannte, und deren überlegene Anzahl er in seinem Rachefieber nicht in Anschlag brachte.

Wie schon bemerkt, verband eine aus roh behauenen Baumstämmen zusammengefügte Brücke die beiden steilen Ufer, zwischen denen tief unten der Salto de Agua rauschte. Die Brückenbalken, die so breit waren, daß ein Pferd darüber hingehen konnte, lagen an beiden Seiten ohne jede weitere Befestigung auf den nackten Felsen, so daß keine gar so große Kraft dazu gehörte, die Brücke zu zerstören und so den Übergang unmöglich zu machen. In dem Augenblick nun, wo Fabian der Brücke nahe kam, zogen jenseits vier von ihren Reitern angetriebene Pferde aus allen Kräften an den Lassos, die mit dem einen Ende an den Knopf jedes Sattels, mit dem andern an die Balken befestigt waren: die Balken setzten sich in Bewegung, trennten sich voneinander und stürzten in den Strom hinab, wobei das Wasser hoch aufschäumte, während die Stricke, die die Reiter plötzlich frei machten, pfeifend dem Sturz der Holzmassen folgten.

Fabian, der sein Pferd, das sich erschrocken bäumte, vergebens über den Wassersturz zwingen wollte, stieß einen Wutschrei aus: „Fluch dir, Antonio de Mediana!“ rief er hinüber; „ich bin Fabian, dessen Mutter du gemordet hast!“

Dieser Zuruf lähmte den Spanier einen Augenblick, wie das plötzliche Kampfgeschrei der zwei Tigertöter, die auf kürzestem Wege

herangekommen waren, seine Begleiter, bald jedoch ermannten sich die Goldsucher wieder, wandten ihre Pferde um und jagten davon. Fabian aber zog sein Messer, ließ sein Pferd dessen Spitze fühlen und trieb es mit neuem Ungestüm vorwärts. Jetzt sprang das Tier pfeilschnell über den Abgrund hinweg und erreichte das jenseitige Ufer. Doch einer seiner Hinterfüße glitt auf dem feuchten Abhang aus. Einen Augenblick suchte das Pferd das Gleichgewicht wiederzugewinnen, der Felsen knirschte unter seinen stampfenden Hufen, aber eine unwiderstehliche Gewalt ließ seine Kniekehlen sich beugen, sein Auge erlosch, noch ein angstvolles Gewieher, und das edle Tier verschwand mit seinem Reiter in der Tiefe. Beim Aufzischen des Wassers, das weit über das Ufer hinausspritzte, entwand sich ein herzzerreißender Schrei der Brust des Kanadiers, und der Waldstrom schloß sich brausend über seiner doppelten Beute.

Siebentes Kapitel.

Nächtlicher Angriff der Apachen auf das Lager der Goldsucher.

Etwa vierzehn Tage nach den Ereignissen am Salto de Agua fanden in einem Teile der Wüsten, die sich vom Presidio Tubac bis zu den amerikanischen Grenzen erstrecken, Auftritte statt, wie sie die lebhafteste Phantasie nicht erstaunlicher ausdenken kann. Bevor wir aber diese Ereignisse näher schildern, wollen wir erst den Schauplatz derselben betrachten, der fast nur Jägern und Goldsuchern bekannt ist.

Wir befinden uns, ungefähr sechzig Stunden vom Presidio Tubac und einige hundert Stunden von der Grenze der Vereinigten Staaten entfernt, inmitten ungeheuer sandiger und baumloser Ebenen, deren Einförmigkeit nur durch Schluchten unterbrochen wird, die das Regenwasser verwüstend aushöhlt. Der Hirsch und der Büffel

fliehen diese Einöden, wo das spärliche Gras, kaum aufgesproßt, schon wieder verdorrt; auch die Indianer erscheinen dort nur, wenn der sengende Wind aufgehört hat, der während eines Teils des Jahres diese Wüsten heimsucht.

Es mochte jetzt etwa vier Uhr nachmittags sein, denn die Sonne neigte sich schon dem Westen zu und warf schrägere Strahlen. Die leichten weißen Wolken am tiefblauen Himmelsgewölbe begannen als Zeichen des nicht mehr so fernen Sonnenuntergangs eine rosige Farbe anzunehmen, und hoch in den Lüften schwebte ein Adler, ohne die Flügel zu rühren. Gerade unter diesem König der Vögel dehnte sich ein freier Platz, eine Art Cirkus aus, von großen Kaktus mit scharfen Spitzen und von dornigen Nopalpflanzen umhegt. Mit diesen Pflanzen vermischten einige wenige Gebüsche von Eisenbäumchen ihr blasses Laub, und an einem Ende der natürlichen Ringmauer befand sich ein mäßig hoher, oben ganz flacher Hügel; außerhalb aber dehnten sich kalkhaltige Flächen, sandige Steppen, auch Reihen kleiner Anhöhen, gleichsam feste Wellen in dem endlosen Sandmeer aus.

Auf diesem von der Natur befestigten Platze waren soeben etwa sechzig Reiter abgestiegen. Die Flanken der Pferde dampften wie nach einem Eilritt. Verworrene Menschenstimmen, Pferdegewieher, Waffengeklirr ertönten ringsum. Lanzen mit flatternden roten Fähnchen, Musketen, Karabiner, Doppelflinten waren noch an den Sattelbögen befestigt. Von den Reitern besorgten einige ihre Pferde, andre lagen auf dem Sande unter dem spärlichen Schatten der Kaktuspflanzen und dachten vor allem daran, ihre todmüden Glieder ausruhen zu lassen. Beladene Saumtiere kamen gleichfalls auf den Rastort zu, und in weiterer Ferne gewahrte man schwer bepackte Wagen, zwanzig an der Zahl, die sich, von Mauleseln gezogen, in krummer Linie langsam näherten. Der Adler da oben konnte auf dem Wege, den die Reisenden verfolgt hatten, auch Leichname von Menschen und Tieren erspähen, die den beständigen Kämpfen mit umherstreifenden Wilden oder dem glühenden Himmel zum Opfer gefallen waren. Wir brauchen wohl kaum zu

sagen, daß es die Expedition Don Estevans war, die hier zu rasten gedachte, um darauf nach dem Goldthale aufzubrechen.

Kaum waren die Transportwagen angelangt, so wurden sie auch schon abgeladen und Deichsel gegen Deichsel durch eiserne Ketten verbunden; die Sättel wurden aufeinander geschichtet und die leeren Räume zwischen den Rädern damit ausgefüllt, sodaß in kurzem eine starke Barrikade dastand. Im Innern des Lagers wurden die Tiere an die Wagen gebunden und Küchengeräte neben Reisbündeln aufgestellt, die man in Masse herbeigeführt hatte. Dann errichtete man eine Feldschmiede, und bald war die seltsame Karawane wie ein Ameisenhaufen in voller Thätigkeit. Ein reich gekleideter Reiter, dessen Anzug aber durch Staub und Sonne stark gelitten hatte, überblickte von einem schönen Schweißfuchs herab die ganze Anordnung: er war das Haupt der Truppe, der Herzog von Armada. Er verließ den Sattel erst, als für ihn auf dem Hügel in der Lagerecke ein Leinwandzelt errichtet war, auf dem eine Fahne im Winde flatterte, die im himmelblauen Felde sechs goldene Sterne zeigte samt dem Wahlspruch seines Hauses: „Ich werde wachen.“ Der Führer des Zuges schickte hierauf einen seiner Leute, Namens G a y f e r o s, mit einem, wie es schien, dringenden Auftrage ab, denn der Bote stieg augenblicklich zu Pferde und entfernte sich aus dem Lager. Dann zog sich Arechiza nachdenklich in das Zelt zurück. —

Zur Rechten des Lagers nach Osten zu, aber weit hinter den erwähnten Hügelwellen, erhob sich aus dem Sande ein vereinzeltes großes und dichtes Gehölz aus Gummi- und Eisenbäumen, in dessen Schatten ein zweiter, doppelt so starker Reitertrupp Halt gemacht hatte. Da waren aber weder Wagen, noch Saumtiere, noch Verschanzungen zu sehen. Von den Reitern mit ihren kupferfarbenen, grell bemalten Gesichtern waren die einen fast nackt, die andern trugen lose Kleidungsstücke aus Leder und wallende Büsche aus Adlerfedern; auch ihre Pferde sah man höchst seltsam aufgeputzt. Es war ein Indianerhaufe auf dem Kriegszuge. Zehn von diesen Söhnen der Wildnis, wohl die Häuptlinge, saßen mit ernsten

Mienen um ein Feuer, das mehr qualmte als brannte, und ließen die lange Pfeife herumgehen, die bei ihren Beratungen nicht fehlen darf. Die vollständige Rüstung eines jeden der Anführer, das heißt ein lederner Schild, mit dichten Federfransen rings um den Rand, ein langer Spieß, eine Mordkeule und ein Messer, lagen auf dem Sande neben ihnen, und in einiger Entfernung wurden ihre ungeduldigen Pferde, je zu zweien, von fünf Kriegern an der Hand gehalten.

Jetzt zeigte einer der Häuptlinge mit dem Finger nach einem Punkte am Horizont, wo das Auge des Europäers höchstens ein graues Wölkchen bemerkt hätte, aber das des Indianers unterschied eine kleine Rauchsäule, die aus dem Lager der Weißen aufwirbelte. Auch brachte jetzt ein zurückkehrender Kundschafter eine Nachricht, die wichtig sein mußte, denn sämtliche Reiter bildeten alsbald eine Gruppe um ihn her. Blicken wir aber mit dem Auge unsers hochschwebenden Adlers ins Weite, so entdecken wir zwischen dem Indianerlager und dem der Weißen einen einzelnen Reiter, ohne Zweifel den Vermißten, dessen Ausbleiben Don Estevan veranlaßt hatte, einen Boten auszusenden. Es war Cuchillo! Nun bemerkten ihn die Indianer ebenfalls, denn plötzlich stieg ein lang anhaltendes Gebrüll, wie von hundert Panthern, zum Himmel empor, und als sie sich aufmachten, ihn zu verfolgen, wie hungrige Wölfe einem Hirsche nachjagen, floh der Bandit mit verhängtem Zügel nach der Rauchsäule zu. Endlich gewahren wir noch aus unsrer Vogelschau an einer Stelle, die mit dem roten und weißen Lager ein Dreieck bildete, eine kleine Menschengruppe inmitten eines leichten Nebels. Dieser Nebel war durch die Ausdünstungen eines ansehnlichen, an beiden Ufern von Bäumen beschatteten Flusses entstanden. Der Fluß umspülte ein üppig grünes Inselchen, auf dem sich jene Gruppe befand, und teilte sich einige Stunden davon in zwei Arme, ein großes, von einer Gebirgskette begrenztes Delta bildend. In diesem Delta lag das Goldthal.

Was aber führte wohl Cuchillo im Schilde, daß er da draußen, so weit entfernt von der Truppe, umherschweifte? Es war der

ihn quälende Gedanke, mit sechzig Genossen die Goldbeute teilen zu müssen; die Zahl dieser ‚Mitesser‘ mußte vermindert werden, und unter dem Vorwande einer Rekognoszierung der Umgegend hatte er sich also seit zwei Tagen von seinen Kameraden getrennt. Voll Vertrauen auf die Geschwindigkeit seines Pferdes und auf seine Ortskenntnis in diesen Wüsten, wollte er verräterisch die Indianer auf die Fährte der Weißen zu locken suchen.

Um dem Vermißten für alle Fälle die Richtung anzuzeigen, hatte man im Lager Feuer angezündet, deren Rauchsäulen ihm auf der Ebene weithin sichtbar bleiben mußten; auch hatte der nun doch beunruhigte Don Estevan, wie wir wissen, einen Boten abgeschickt, um ihn aufzusuchen, denn Cuchillo allein konnte der Expedition den Weg ins Goldthal zeigen.

Der schlaue Cuchillo hatte sich so zu halten gewußt, daß ihm stets ein beträchtlicher Vorsprung vor den Indianern blieb. Solange er noch eine weite Strecke vom Lager der Goldsucher entfernt war, hatte er sein Pferd in vollen Galopp gesetzt, sobald ihm aber die von seinen Kameraden aufgeführte Verschanzung zu Gesicht kam, trabte er lässiger seines Wegs, um seine Verfolger nicht zu entmutigen.

Die Entfernung, die ihn jetzt noch vom Lager trennte, war groß genug, daß er von keiner der Schildwachen gesehen werden konnte, die Don Antonio an verschiedenen Punkten des Umkreises aufgestellt hatte. Als er dann die Indianer, die ihm nachsetzten, den Gang ihrer Pferde beim Anblick der Rauchsäulen gleichfalls mäßigen sah, machte er selbst Halt. Er kannte die Gewohnheiten der Indianer so gut, daß er dieses gefährliche Spiel mit kaltem Blute wagen konnte. Er wußte, daß sie fast immer nur in überlegener Zahl angreifen; daß noch einige Stunden verfließen würden, bevor sie den Beschluß gefaßt hätten, das Lager zu stürmen, und daß der Trupp, der ihn verfolgte, zufrieden damit, den Aufenthalt der Weißen entdeckt zu haben, umkehren würde, um die Nachricht davon den Häuptlingen zu überbringen. Darin hatte er sich auch nicht geirrt; die Rothäute kehrten bald wieder zu den Ihrigen zurück.

Nun legte sich der Bandit, erfreut über die gelungene List, hinter eine Erhöhung des Bodens und horchte aufmerksam hinaus, ganz in Bereitschaft wieder davonzureiten, sobald ihm seine geübten Sinne eine neue Gefahr anzeigen würden. Wenn er das Lager erst einige Minuten vor dem Handgemenge wieder erreichte, hoffte er, in dem Wirrwarr, der dem Kampfe vorhergehen mußte, den Fragen Don Antonios, dessen Scharfblick er fürchtete, zu entgehen.

„Morgen," sagte er sich, „wären wir unser sechzig, diese Schätze zu teilen, wenn ich es nicht so eingerichtet hätte, daß mit Anbruch des Tages diese Zahl um ein gutes Viertel verringert sein wird. Während sich dann dieses rote und weiße Gesindel miteinander herumbalgt, soll mir's ein Leichtes sein . . ."

Ein ferner Schuß unterbrach plötzlich die Betrachtung Cuchillos. Bald folgte ein zweiter, ein dritter Schuß, endlich ein wohlunterhaltenes Gewehrfeuer. Für einen Augenblick erstarrte Cuchillos Herz; er bildete sich ein, daß sich noch eine zweite Expedition, unabhängig von dem Zuge, dem er als Wegweiser diente, aufgemacht habe, um sich der Schätze, auf die seine Gier gerichtet war, zu bemächtigen. Dann fürchtete er wieder, Don Antonio möchte eine Abteilung seiner eignen Schar ausgesandt haben, um von dem Goldthale Besitz zu ergreifen. Wiederum hätten ihm, so überlegte er, die Spuren einer größeren Anzahl von Weißen, die in der Gegend umherzögen, nicht entgehen können, wie es auch nicht wahrscheinlich sei, daß Don Antonio es gewagt hätte, seine Mannschaft durch Teilung zu schwächen. So beruhigte er sich zuletzt damit, daß das Schießen wohl von amerikanischen Jägern herrühre, die mit den Apachen in Kampf geraten seien.

Wir lassen den Laurer nun hinter der ihn deckenden Bodenwelle seine Zeit abwarten und wenden uns einer andern Gegend der Einöde zu.

Der vorhin erwähnte indianische Kundschafter war in Vollziehung seines Auftrags, nach heranziehenden Weißen umherzuspüren, auch bis zu dem Ufer des Stromes gekommen und hatte dort auf einem Inselchen, unter Weidenbäumen verborgen, drei Bleichgesichter er=

späht. Es konnte nach seiner Beschreibung niemand anders sein, als Rosenholz, Pepe und Fabian, die gleichfalls die abenteuerliche Wanderung nach dem Goldthal miteinander unternommen hatten. In der That war es unser Kleeblatt, das wir vor vierzehn Tagen am Salto de Agua verlassen hatten. Jener Sturz in den Abgrund war glücklicherweise nur für Fabians Pferd tödlich gewesen, und der verwegene Reiter wie durch ein Wunder mit dem Leben davongekommen. Die drei unerschrockenen Genossen, bald nach Don Estevan in Tubac angekommen, folgten von dort anhaltend seiner Spur, aber des von so vielen Bewaffneten umgebenen Antonio de Mediana konnte man sich nicht so leicht bemächtigen. Dazu die günstige Gelegenheit abzupassen, blieb jetzt die angelegentliche Aufgabe der Waldläufer.

Im Rate der um das Feuer sitzenden apachischen Häuptlinge wurde zuerst der jüngste aufgefordert, seine Meinung zu sagen. Er zog den Rauch der Pfeife ein, blies ihn wieder aus und sprach: „Die Weißen haben bald die Füße des Hirsches, bald den Mut des Puma, bald die List des Schakals. Es ist eine List von ihnen, ihre Krieger über die Wüste hin zu zerstreuen; wir müssen sie auf der Insel im Gilaflusse überraschen. Ich habe gesprochen." Nach kurzem Schweigen nahm ein andrer Häuptling das Wort und sagte: „Unsre Feinde kommen von Mittag, und die man soeben entdeckt hat, kommen von Mitternacht; darum dürfen wir nicht gegen die Insel ziehen." In diesem Augenblick erschallte jenes Gebrüll beim Anblick Cuchillos, und die Beratung wurde ausgesetzt, bis die Krieger von seiner Verfolgung mit der Nachricht zurückkehrten, daß sie das Lager der Weißen erblickt hätten. Dann ergriff der zweite Häuptling, der bereits seine Ansicht kundgegeben hatte, noch einmal das Wort.

Es war ein Mann von hohem Wuchse und von dunklerer Gesichtsfarbe als die meisten seiner Landsleute, weshalb sie ihn Schwarzvogel nannten. Seine Rede lautete: „Ich habe gesagt, daß die Männer von Mitternacht nicht zu denen von Mittag gehören können. Stets habe ich den Süden und den Norden einander

bekämpfen sehen, gleichwie die Winde, die aus diesen zwei Himmelsgegenden blasen. Lasset uns an die drei Krieger auf der Insel einen Boten senden, damit sie sich mit uns gegen die Krieger, die die Wagen mitführen, verbünden, und es wird sich der Indianer über den Tod der Weißen durch die Weißen freuen.“ Dieser kluge Rat fand aber keine Unterstützung, der überstimmte Schwarzvogel mußte nachgeben, und man beschloß, hundert Krieger gegen das Lager der Mexikaner zu schicken und zwanzig nach der Insel, was auch nach einer Viertelstunde schon ausgeführt wurde. —

Mittlerweile war es Abend geworden, und das Licht der Sonne wurde durch die Helle des Mondes ersetzt. Im Lager der Goldsucher herrschte noch immer rege Geschäftigkeit. Gruppen von Abenteurern, die teils schmauchend und plaudernd, teils schnarchend auf der Erde lagen, andre mit der Bereitung des Abendessens oder mit Instandsetzung ihrer Waffen beschäftigt, sah man zwischen den Pferden und Saumtieren, die aus Leinwandtrögen ihr Maisfutter verzehrten. Ein schwaches Licht im Zelte des Befehlshabers zeigte an, daß dieser, seinem Wahlspruch getreu, für alle wachte, und am Fuße des Zeltes lag sorglos ein Mensch nach Art einer Dogge, die ihren Herrn behütet. An seinen langen Haaren, an der Mandoline, die neben seinem Karabiner lag, an den Mantelüberresten, in die er sich gar majestätisch gehüllt hatte, konnte man leicht den Gambusino Oroche erkennen. Hinter den Wagen bemerkte man Schildwachen, die mit Späheraugen, den Karabiner im Arm, auf und ab gingen, und zunächst bei der Wagenburg finden wir Benito, Baraja und Pedro Diaz in leisem Gespräch beieinander sitzend. Als Diaz kurz darauf durch den Adjutanten Oroche zu Don Estevan entboten war, tauschten die zwei andern ihre Gedanken über die Flintenschüsse aus, die man den ganzen Nachmittag aus weiter Ferne gehört hatte.

Bald aber verspürte Benito wieder eine Anwandlung, seinen furchtsamen Genossen mit einer Schauermär zu ängstigen, wie dazumal an der Poza, und er begann: „Das Schießen kann, wie gesagt, nur von den vermaledeiten Indianern kommen, und wahr-

scheinlich springen sie jetzt eben mit einem armen Teufel um, wie sie mit meiner Wenigkeit gethan, als ich in meiner Jugend in ihre Hände gefallen war und nur durch ein Mirakel gerettet wurde."

„Was! Ihr schon in der Gewalt von Indianern gewesen? O, erzählt, erzählt!" bat Baraja und empfand ein Gruseln schon im voraus.

„Es geschieht nie etwas andres, als was geschehen muß," begann der alte Vaquero, „und darum soll man sich vor nichts fürchten. So dachte ich auch damals, als ich in die Klauen der Indianer geriet. Nun waren aber die Rothäute an jenem Tage in einer verteufelt schlechten Laune, denn wir hatten ihnen bei einem Scharmützel eine schöne Anzahl Keulenschwinger ins Gras gelegt. Deshalb beratschlagten sie zuerst, ob ich skalpiert oder lebendig geschunden oder in so und so viel Stücke zerschnitten werden sollte, oder wie ich sonst als gefälligstes Opfermahl für ihren Moloch herzurichten wäre. Endlich beschlossen sie, mich an einen Pfosten zu binden, damit ich ihren Schießübungen als Ziel diente."

„Die Satansbrut!" warf Baraja schaudernd dazwischen. Dann fuhr der Vaquero fort: „Da sie sich einen ganzen langen Tag von Jagd und Krieg erholen wollten, sollte ich Unglücklicher herhalten, um ihnen einen Zeitvertreib zu schaffen. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang kam ein Krieger nach dem andern herbeistolziert, zielte auf meinen Kopf und feuerte. So mußte ich für zweihundertvierundachtzig Flintenschüsse als Zielscheibe dienen, keinen mehr und keinen weniger: ich zählte nämlich die Schüsse, um mich ein bißchen zu zerstreuen, denn ich langweilte mich fürchterlich."

„Ich glaub' es wohl, daß das keine Kurzweil für Euch war," rief Baraja im Ton der Überzeugung; „aber, Señor Benito, Ihr wollt mir einen Bären aufbinden mit Euern zweihundertvierundachtzig Flintenschüssen!"

„Ich muß schlechterdings bei der genannten Zahl bleiben und kann auch nicht einen einzigen davon nachlassen. Ich hab' Euch gesagt, wie erbittert die Indianer gewesen sind, und um ihr Mütchen

an mir zu kühlen, suchten sie mich durch die bloße Todesangst zu töten. Die schlechtesten Schützen, die mich in ihrer Dummheit hätten zu Boden strecken können, hatten nur blind geladen. Ich hab' es seitdem erfahren. Alle bessern Schützen dagegen hatten scharf geladen. Mehr denn zweihundertmal fühlte ich, wie das Pfeifen des Bleis meine Haare emporsträubte. Als nun die Henkershunde sahen, daß mich diese entsetzliche Furcht nicht umgebracht hatte, ließen sie mich wieder los. Zwölf volle Stunden also war ich an den Pfosten gebunden gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich zweihundertvierundachtzigmal erschossen worden bin."

„Solche Behandlung war tausendmal grausamer als ein wirkliches Erschießen," sagte Baraja mit Grausen.

„Will ich meinen," versicherte Benito. „Wenn schon das Herannahen eines einmaligen Todes auch den Mutigsten bisweilen verzagt macht, welche Höllentortur ist es erst, alle drei Minuten seine liebe Seele dem Himmel empfehlen zu müssen!" —

Schon seit einiger Zeit waren die Maultiere unruhig geworden und hörten auf zu fressen. Ein sonderbares Klirren und Schwirren drang ab und zu aus der Ferne herüber, und gerade jetzt machte es sich besonders vernehmlich. Baraja, noch unter dem Eindruck von Benitos Erzählung, fuhr zusammen und bebte an allen Gliedern.

„Seh' einer doch das edle Schlachtroß des Pedro Diaz an," sagte er zu Benito: „es streckt den Hals vor, gleichsam als wittere es die Gefahr, die ihm und seinem Herrn so erwünscht zu sein scheint. Was bedeutet das?"

„Vorderhand nichts," sagte Benito. „Wenn sich aber diese Tiere," fuhr er fort, „nicht mehr damit begnügen, die Nüstern zu öffnen und den Hals vorzustrecken, sondern alle schauern und dumpf schnauben — wie sie jetzt anfangen zu thun," betonte er mit dem Finger hinzeigend — „dann bedeutet es, daß die Indianer nicht mehr fern sind. Wie beim Jaguargeruch schauern die Haustiere, sobald sie nur Indianer riechen. Und woher kommt das? Sie erkennen in den Indianern Herren!"

„Wieso Herren?" fragte Baraja.

„Herren, sage ich mit Wohlbedacht, denn es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß diese Teufel allein das stolze und gebieterische Aussehen von Herren der Schöpfung bewahrt haben.“

„Caramba!“ rief Baraja, „wollt Ihr nun etwa das Lob der Indianer anstimmen, wie Ihr an der Poza das der Tiger gesungen habt?“

Benito antwortete nicht mehr. Er drückte mit der Linken krampfhaft den Arm seines Nebenmannes, seine Augen rollten in ihren Höhlen, und seine Rechte suchte vergebens das Blut zurückzuhalten, das ihm aus einer großen Wunde herabfloß. Ein pfeifend herangeflogener Pfeil hatte sich in seinem Halse vergraben. Nur sein Pferd konnte er noch, mühsam sprechend, dem bestürzten Baraja vermachen und anempfehlen, dann gab der brave Vaquero seinen Geist auf. Und schon hörte man draußen ein wildes Geheul und Kriegsgeschrei. Cuchillo, der es darauf angelegt hatte, so spät als möglich zu den Seinigen zurückzukehren und erst im letzten Augenblicke Lärm zu machen, kam mit verhängtem Zügel ins Lager gesprengt und schrie: „Zu den Waffen! zu den Waffen! die Indianer kommen!“

Im Nu war das ganze Lager auf den Beinen und bald auch taghell erleuchtet durch die Reisigbündel, die Arechiza in Flammen setzen ließ. Mit abscheulichem Gebrüll, mit langen, im Winde flatternden Haaren und Gewandstücken, die wie Schlangen um sie her zischten, mit rot und gelb beschmierten Gesichtern, kamen die blutdürstigen Söhne der Wildnis dämonengleich auf ihren schnellen Pferden dahergesaust, und in kurzem war das Lager unter einem Kugel-, Stein- und Pfeilhagel von tobenden Reiterhaufen auf drei Seiten umschlossen. Arechiza gab rasch seine Befehle und kämpfte unter den Vordersten. Oroche, Baraja und Pedro Diaz standen dicht nebeneinander; bald wichen sie zurück, um die langen Spieße ihrer Feinde zu vermeiden, bald rückten sie wieder vor, um ihrerseits zuzustoßen und zuzuhauen; dabei munterten sie einander mit Worten und Gebärden auf und warfen von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihren Führer. Es hatte sich ein unbestimmtes

Gerücht verbreitet, daß der Spanier eines der reichsten Goldlager im Staate kenne, und da wirkte bei Oroche und Baraja die Habsucht ebenso stark als bei einem andern die begeistertste Hingebung.

„Caramba!“ rief Baraja, „ein Mann, der ein großes Geheimnis besitzt, sollte eigentlich unverwundbar sein.“

„Unsterblich sollte er sein!“ rief Oroche, „oder er sollte nur sterben, nachdem . . .“

Ein Schlag von einer Macana, einer Mordkeule, gegen Oroches Schädel ließ den Abenteurer nicht weiter reden, und ohne seinen soliden Hut und sein üppiges Haupthaar wäre es um ihn geschehen gewesen. Der Gambusino stürzte zu Boden. Während er, noch ganz betäubt, wieder aufzustehen suchte, stützte sein Gegner, durch die Heftigkeit des Schlages fortgerissen, eine Hand auf die zwischen den Kämpfenden befindliche Deichsel, um sich festzuhalten. Diaz faßte den Indianer beim Arm und zog ihn, den Fuß gegen die Radnabe gestemmt, mit unwiderstehlicher Gewalt vom Pferde herab; der apachische Krieger fiel in das Lager herein. Er hatte noch nicht den Boden berührt und schon hatte der scharfschneidende Dolch des Mexikaners den Kopf des Wilden beinahe vom Rumpfe getrennt. Wie frohlockte Diaz, als er bei näherem Hinsehen gewahr wurde, daß er einem seiner ärgsten Feinde, dem gefürchteten Häuptling Katzenpardel, den Garaus gemacht hatte!

In der Ecke der Verschanzung, wo Don Estevan und Cuchillo standen, hatten diese einen nicht minder wütenden Angriff auszuhalten. Mehr als einmal wehrte der Spanier mit einer leichten englischen Doppelflinte, die er ebenso geschwind als geschickt lud und abschoß, das drohende Messer, die erhobene Axt, die geschwungene Mordkeule von einem der Seinigen ab. Begeisterte Hurras, die dem Kriegsgeschrei der Apachen nichts nachgaben, begrüßten solche Erfolge des Befehlshabers, der an alles dachte, und des Soldaten, den während des Kampfes nichts schreckte.

Was Cuchillo betrifft, so stand der Verräter, sein noch gesatteltes, den Bewegungen seines Herrn mit dem Verstande eines

Hühnerhundes folgendes Pferd zur Seite, hinter Don Estevan, und, mit mehr Klugheit als Tapferkeit, soviel wie möglich abseits. Er schien mit sorgenvollem Auge den Wechselfällen des Kampfes zu folgen, als er plötzlich taumelte, wie von einer Kugel getroffen, und in einiger Entfernung von den Wagen zu Boden stürzte. Dieser Zwischenfall wurde während des Kampfgetümmels kaum bemerkt; es hatte ein jeder so viele Gefahren von sich selbst abzuwehren, daß er nicht an andre denken konnte. „Wir haben nun einen Feigling weniger,“ begnügte sich Arechiza, dem die klugen Kunstgriffe des Banditen nicht entgangen waren, kalt vor sich hin zu sagen.

Einige Minuten blieb Cuchillo unbeweglich; dann richtete er sachte den Kopf in die Höhe, um einen Blick auf seine Umgebung zu werfen. Gleich darauf stand der Bandit wieder auf den Beinen, wie ein Mensch, dem der Todeskampf eine auf kurze Zeit wiederkehrende Kraft verleiht; dann machte er, dem Anscheine nach tödlich verwundet und mit der Hand auf der Brust, als wolle er das entschwindende Leben zurückhalten, taumelnd einige Schritte, worauf er rückwärts schwankte und ziemlich weit von dem Orte, wo er das erste Mal gelegen hatte, wieder zusammensank. Sein Pferd folgte ihm und beroch seinen gefallenen Herrn. Wären nun in diesem Augenblick nicht alle Abenteurer von ihren Feinden zu sehr bedrängt gewesen, so hätten sie sehen können, wie sich der Schlaukopf nach einem Punkte der Verschanzung hinwälzte, den die Indianer frei gelassen hatten. Nachdem dies geschehen war, wartete er noch einige Sekunden und schlüpfte endlich, unter den Wagenrädern weg, aus dem Lager hinaus. Dort richtete er sich auf und stand wieder so fest auf den Beinen wie in den Tagen seiner Stärke. Ein düsteres Lächeln flog über sein Gesicht. Die Dunkelheit, der Tumult begünstigten sein Unternehmen. Ganz behutsam löste er die eisernen Ketten zweier Wagen und öffnete so einen Durchgang. Dann pfiff der Bandit, und es stand nicht lange an, so schlüpfte sein Pferd durch die Öffnung hindurch. Im Nu saß er im Sattel, gab seinem Tordillo die Sporen und verschwand im Dunkel der Nacht.

Auf beiden Seiten der Verschanzung lagen Leichname von Menschen und Tieren in Menge umher. Die halbverbrannten Reisbündel warfen ein grellrotes Licht auf die blutigen Kampfszenen. Das Geschrei wütender Feinde, das Sausen der Pfeile, das Knallen der Gewehre toste ohne Unterlaß. Die gräßlichen Gesichter der indianischen Reiter sahen beim Feuerschein noch scheußlicher aus; jetzt zeigten sie sich, jetzt verschwanden sie wieder in der Finsternis, sodaß es nicht möglich war, ihre Anzahl nur annähernd zu schätzen.

Indessen waren an dem ausgesetztesten Punkte der Verschanzung die Verteidiger den stets erneuerten Angriffen der Wilden, die immer zahlreicher aus der Erde zu wachsen schienen, mit großem Verlust an Toten und Verwundeten gewichen. Eine entsetzliche Verwirrung herrschte an jener Stelle, ein Durcheinander von Körpern, die sich in verzweifeltem Einzelkampf umschlungen hielten — ein Knäuel, über dem die Federbüsche der indianischen Krieger wogten, und durch den sich die Brust ihrer Pferde einen Weg bahnte. Oroche, Baraja und Pedro Diaz kamen, mit Blut und Staub besudelt und mit zerrissenen Kleidern herbeigelaufen, um mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte den Feind zurückzuwerfen. Dies gelang auch, als den Rothäuten das Geheul der Ihrigen verkündet hatte, daß der tapfere Katzenpardel gefallen sei. Ohne um Pardon zu flehen, den sie selbst nicht gaben, sank jetzt einer von den Wilden nach dem andern in den Staub, ganz wie ihr Häuptling gestorben war — das Gesicht dem Feinde zugekehrt und umgeben von den Leichnamen solcher, die ihnen auf der großen Reise nach dem Lande der Geister vorangegangen waren.

Diaz, der unersättliche Rächer, verfolgte mit seinem unvergleichlichen Renner den letzten Apachen, der noch zu entkommen glaubte, ins Blachfeld hinaus, holte ihn ein, und ein harter Strauß entspann sich zwischen den beiden Reitern. Die Streitaxt des Apachen schlug den Degen des Mexikaners in Stücke, die klirrend davonflogen. Dann umschlangen die beiden Reiter einander, um sich aus dem Sattel zu heben, aber beide schienen mit dem Pferde, das sie ritten, verwachsen zu sein. Endlich gelang es Diaz, sich

loszumachen. Er ließ sein Pferd zurückhufen, und als er einige Schritte entfernt war, spornte er es wieder vorwärts, hob dann, ohne daß sein Fuß den Steigbügel verließ, das rechte Bein in die Höhe und zerschmetterte durch einen Stoß mit dem schweren, eisenbeschlagenen Steigbügel dem an die Seite seines Pferdes niedergeduckten Gegner den Schädel, sodaß der Indianer tot, aber immer noch im Sattel hängend, von seinem Pferde davongetragen wurde.

Diese letzte Ruhmesthat schloß so mit einem Triumph für die Weißen den greulichen Kampf. Es flogen noch einige Pfeile um Diaz her, ohne ihn aber zu treffen, und seine Gefährten empfingen ihn mit weitschallendem Freudengeschrei. Vor allem ersetzte er seinen zerbrochenen Degen durch einen neuen, dann trat ein Augenblick der Ruhe ein. Man konnte nun Fragen aneinander richten und sich wieder erkennen.

„Der arme Benito!“ rief Baraja, auf die Leiche des Vaquero zeigend; „möge Gott seine Seele in Gnaden aufnehmen! Es ist ein großer Verlust für uns. Ich glaube, ich vermisse sogar seine furchtbaren Geschichten . . .“

„Und was noch mehr zu bedauern ist,“ unterbrach ihn Oroche, „das ist der Tod des erlauchten Cuchillo, des Führers der Expedition.“

„Eure Gedanken, Herr Saitenzupfer, sind, wie mir scheint, noch von dem Schlage verwirrt, den Ihr mit der Macana auf den Schädel bekamt,“ sagte Diaz, indem er die Biegsamkeit seines neuen Degens an seinem Steigbügel probierte. „Wäre der erlauchte Cuchillo, wie Ihr den Verräter nennt, nicht gewesen, so würden wir heute abend nicht die tapfern Kameraden — und es sind ihrer wenigstens zwanzig — verloren haben, die wir morgen werden einscharren müssen. Cuchillo hat unrecht daran gethan, daß er einen Tag zu spät gestorben ist. Was ihn betrifft, so wage ich nicht zu sagen: möge Gott seine Seele in Gnaden aufnehmen!“ —

Unterdessen ratschlagten die Indianer draußen unter sich. Der

Tod ihres Häuptlings Katzenpardel und so vieler andrer Tapfern hatte sie aufs höchste erbittert, und die Scharte bei Tagesanbruch auszuwetzen, lag ihrer Rachsucht am nächsten; doch hatten sich ihre Reihen zu sehr gelichtet, und vermöge des sonderbaren Gemisches von Klugheit und Todesverachtung, das diese Rasse auszeichnet, beharren sie niemals auf Ausführung von Dingen, die sie für unthunlich erkannt haben. Demgemäß beschlossen sie, den Rückzug anzutreten, und führten ihn ebenso rasch aus, wie zuvor den Angriff. Für die Mexikaner aber galt es, den Sieg auszunützen, dessen Gerücht in die entlegensten Teile der Wüste hinausdringen und ihren weitern Vormarsch sichern mußte. Deshalb gab Don Estevan den Befehl zur Verfolgung der Flüchtlinge. Etwa zwanzig Reiter schwangen sich mit Hurrarufen aufs Pferd, und Pedro Diaz war nicht unter den letzten. Bald verschwand er, mit dem Degen in der einen und dem Lasso samt dem Zügel in der andern Hand, und mit ihm verschwanden seine Gefährten den Augen der im Lager Zurückgebliebenen. Diese, obwohl alle mehr oder minder schwer verwundet, besserten, für den Fall eines neuen Angriffs, ehe sie sich zur Ruhe begaben, die Verschanzungen an den Orten, wo sie durchbrochen waren, sorgfältig aus. Dann legte sich jeder, vom Kampf erschöpft, von Hunger und Durst gequält, ohne vorher das Innere des Lagers von den umherliegenden Leichnamen befreit zu haben, auf den von Blut durchfeuchteten Boden hin, um eine kurze Zeit auszuruhen. Und bald bestrahlte, in der feierlichen Stille der Nacht, die Sichel des Mondes, sowie das ersterbende Licht der Holzfeuer die Männer, die nur einen kurzen Schlaf hielten, und ebenso die neben ihnen Gebetteten, die nicht mehr aufwachen sollten.





Achtes Kapitel.

Die schwimmende Insel und der Schwarzvogel.

Um die gleiche Nachmittagsstunde, wo die Indianer an ihrem Beratungsfeuer den Angriff auf das Lager der Goldsucher beschlossen, begann der Nebel langsam vom Rio Gila emporzusteigen, dem Flusse, in dessen Mitte sich das Zufluchtinselchen des Jägerkleeblatts Rosenholz, Pepe und Fabian befand. Große Weidenbäume und Zitterespen säumten, einen Flintenschuß von der Insel, die Flußufer. Der freie Raum zwischen den Bäumen war durch allerlei Schlingpflanzen ausgefüllt, aber dem Inselchen fast gegenüber sah man einen ziemlich großen Raum ohne jede Vegetation. Hier pflegten wilde Pferde und Büffelherden zum Wasser zu gehen, und durch diese Lücke konnte man von der Insel hinaus auf die Ebene blicken. Wie mochte sich aber die kleine Insel gebildet haben? Ursprünglich wohl durch riesige, vom Sturm gefällte Baumstämme, die sich mit ihrem Wurzelwerk im Flußbette festsetzten. Andre Bäume waren dann von der Strömung an dies Hindernis hingetrieben und von ihm aufgehalten worden; die einen hatten noch ihre Äste und ihr Laub, etliche waren längst verdorrt; und da sich diese Hölzer miteinander verschlungen hatten, so war eine Art rohen Floßes entstanden. Seither war wohl mancher Winter und Sommer verstrichen, denn trockenes Gras, durch das angeschwollene Wasser von den Ufern losgerissen und zwischen die Äste gespült, hatte die leeren Räume auf dem Floße nach und nach ausgefüllt. Auch hatte vom Wind hergeführter Staub das Gras mit einer Erdkruste bedeckt und mit der Zeit einen festen Boden geschaffen. An den Ufern des Inselchens waren Wasserpflanzen aufgeschossen, hatten sich Weidenstämme erhoben, sodaß ein auf diesem

„Floße“ liegender oder auch knieender Mensch, so groß er sein mochte, hinter dem durch Buschholz und Weidendickicht gebildeten Vorhang völlig verschwand.

Die Sonne neigte sich zum Horizont. Eine angenehme Schattenkühle hatte Fabian veranlaßt, sich zum Schlafe hinzulegen, und Rosenholz schien die kurze Rast, die sich der Jüngling nach einem mühevollen Marsche, nach unaufhörlichen Gefahren gönnte, väterlich zu überwachen. Pepe suchte sich damit zu erfrischen, daß er die nackten Füße ins Wasser tauchte, als ihn der Kanadier auf einen Vorgang draußen aufmerksam machte. „Siehst du dort den Hirsch,“ sagte er, „der seine großen glänzenden Augen und sein schwarzes Maul zwischen den Bäumen zeigt? Er muß etwas wittern, er horcht. Ah! da kommt er herbei, um zu trinken.“

„Er richtet den Kopf in die Höhe, er hat ein Geräusch gehört,“ sagte Pepe, indem er seine büffelledernen Halbstiefel wieder anzog. Und wirklich kam aus der Ferne ein Rudel bellender Wölfe herangejagt. Rosenholz weckte seinen Fabian sanft, damit er Zeuge des zu erwartenden Schauspiels würde. Mit dem Geweih auf den Lenden, den Kopf zurückgeworfen, um durch die offenen Nasenlöcher die für seine große Lunge nötige Luft leichter einatmen zu können, floh der Hirsch pfeilschnell davon, die hungrigen Wölfe, einige weiß, die andern schwarz, ebenso schnell hinterdrein. Wohl hatte der Hirsch einen Vorsprung vor seinen Verfolgern; allein auf den Sanddünen, womit die Savanne bedeckt war, und die sich fast mit dem Horizont vermischten, konnte das scharfe Auge eines Jägers als Schildwachen aufgestellte Wölfe unterscheiden, die die Bemühungen ihrer Genossen, ihnen den Hirsch zuzutreiben, beutelüstern beobachteten. Das edle Tier schien aber die Laurer nicht zu bemerken, oder sie nicht zu fürchten, denn es floh, ohne abzulenken, immer nach ihrer Seite zu. In einer mäßigen Entfernung vor den ihm den Durchgang verschließenden Schildwachen angekommen, blieb es einen Augenblick stehen und fand sich jetzt in einen Kreis von Feinden eingeschlossen, der immer enger wurde. Der Hirsch machte endlich Halt, um etwas Atem zu schöpfen. Plötzlich wandte er sich

gegen die ihn verfolgenden Wölfe um und machte einen letzten Versuch, über diese Gruppe von Feinden hinwegzukommen. Allein es gelang ihm nicht, über die Masse heulender Köpfe wegzusetzen, er fiel mitten unter seine Verfolger. Einige der Wölfe stürzten unter seiner Wucht zusammen; zwei bis drei schnellte er mit seinem Geweih in die Luft. Dann lief das arme Tier samt einem Wolfe, der sich an ihm festgebissen hatte, mit blutenden Flanken und weit vorgestreckter Zunge dem Ufer des Flusses zu, den drei Zuschauern dieser seltsamen Jagd gerade gegenüber.

„Das ist schön, das ist prächtig!“ rief Fabian, in die Hände klatschend.

„Ja, ist das nicht herrlich?“ rief seinerseits der alte Kanadier, überglücklich in seiner Jägerfreude und über das Vergnügen seines Fabian.

„Das Tier hat sich von seinem Feinde freigemacht,“ rief Fabian wieder, „es wird gleich in den Fluß springen!“ Das Wasser zischte und kochte, als der Hirsch in den Fluß sprang; dann sah man aus einer Schaummasse Kopf und Geweih emportauchen, ebenso die Köpfe der ihm gierig ins Wasser nachgesprungenen Wölfe mit ihren blutroten Augen; die übrigen aber, die schüchterner gewesen waren, rannten wie toll mit kläglichem Gekläff am Ufer auf und ab.

Doch nun änderte sich auf einmal die Szene. „Bückt euch um Gottes willen, versteckt euch ins Gras!“ rief Rosenholz seinen Genossen zu; „die Indianer jagen gleichfalls, sie jagen auf wilde Pferde.“ In der That sprengten indianische Reiter ohne Sattel hinter den erschrockenen Tieren her, die am Flusse ihren Durst hatten löschen wollen. Die Wölfe ergriffen die Flucht, aber zu spät für den Hirsch, der im Todeskampf erliegen mußte. Die wilden Reiter saßen auf ihren Pferden zusammengekauert, sodaß ihnen die Kniee fast ans Kinn reichten, anfangs nur drei an Zahl, allmählich ihrer zwanzig. Ein Teil von ihnen war mit Spießen bewaffnet, ein andrer schwang den Lasso in der Luft, und alle stießen jenes markdurchdringende Geschrei aus, womit sie ihre Freude oder ihren Zorn kundgeben.

Einen Augenblick noch verfolgten die Rothäute die vor ihnen herfliehenden Pferde. Die zahllosen Hindernisse, womit diese, dem Anscheine nach so ebenen Flächen übersät sind, die Schluchten, Hügel, Kaktuspflanzen, vermochten sie nicht aufzuhalten. Ohne ihren ungestümen Lauf zu mäßigen, und ohne diese Hindernisse zu umgehen, setzten die indianischen Krieger mit einer Kühnheit darüber weg, die Erstaunen erregen mußte. Fabian, selbst ein ausgezeichneter Reiter, beobachtete mit wahrer Begeisterung die Kunststücke dieser unerschrockenen Jäger; doch die Vorsichtsmaßregeln, die die drei Freunde ergreifen mußten, um sich dem Auge der Wilden zu entziehen, brachten sie um einen großen Teil des ebenso anziehenden als furchtbaren Schauspiels einer indianischen Jagd, deren Gegenstand man gar leicht selbst werden kann.

Ein neuer Schauspieler trat jetzt auf die Scene, und es war ihm eine kurze, aber höchst traurige Rolle zugeteilt. Es war ein Weißer zu Pferd, der in die vielverschlungenen Jagdkreise der Indianer hineingeraten war, sich auf einmal entdeckt und von allen verfolgt sah. Die wilden Pferde, wie auch die Wölfe waren im fernen Nebel verschwunden, der Hirsch war verendet; nur die zwanzig indianischen Jäger sah man noch auf einem weitgespannten Halbkreis zerstreut, und zu dessen Mittelpunkt hatte den weißen Reiter sein böses Verhängnis gemacht. Er war unrettbar verloren, was er auch anfangen mochte, denn schon war es zu spät, über den Fluß zu setzen. Wie gern hätten ihm unsre Robinsone auf dem Inselchen geholfen! Sie überlegten es von allen Seiten, aber sie wußten, sobald sie sich sehen oder hören ließen, war es auch um sie geschehen. Der Bedrängte, der Verzweifelnde hatte kein Hilfsmittel mehr als die Geschwindigkeit seines Pferdes. Er suchte die Lichtung gegenüber der schwimmenden Insel zu erreichen. Schon konnte man seine Gesichtszüge unterscheiden, die von Schrecken ganz entstellt waren, und schon war er dem Fluß bis auf zwanzig Schritt nahe gekommen, als der Lasso eines Indianers ihn erfaßte, aus dem Sattel riß und auf den Sand schleuderte. Mit Triumphgeschrei kamen die Wilden herbei und umringten ihn, ohne abzusteigen.



Er raffte sich auf von dem jähen Sturz, und einer der Apachen befreite ihn von dem Riemen, worin er noch stak. Während sie dann unter sich beratschlagten, was zu thun sei, sprang ein Indianer, der der Anführer zu sein schien, und den seine dunklere Gesichtsfarbe, sowie die schwarzen Federn seines Kopfputzes vor den übrigen Kriegern auszeichneten, von seinem Pferde herab, als verschmähe er diese wertlose Beratschlagung, um statt dessen etwas Wichtigeres zu thun. Er warf den Zügel einem der Apachen zu, der ihn ehrerbietig auffing. Dann ging der Häuptling gerade auf die Insel zu und schien im Ufersande Spuren zu suchen.

„Sollte dieser Hund weißes Menschenfleisch wittern?“ flüsterte Rosenholz mit Herzklopfen Pepe zu.

„Der Teufelskerl hegt offenbar Verdacht,“ versetzte dieser; „warum sind wir auch deinem Rate nicht gefolgt und zwei Meilen weiter oben ins Flußbett getreten; jetzt ist es zu spät.“ Diese Klage fügte er hinzu, als der Häuptling an der ersten Stelle, die durch die Hufe der wilden Pferde, die hier zur Tränke gingen, tausendfach ausgehöhlt war, nichts entdeckt hatte und weiter flußaufwärts seine Nachforschungen fortsetzte. Mittlerweile schien die Beratung über das Schicksal des Gefangenen beendigt, denn plötzlich hatte sich ein großes Freudengeschrei erhoben. Es mußte aber die Rückkehr und Zustimmung des Häuptlings abgewartet werden, und dieser war kein andrer als der gefürchtete — Schwarzvogel.

Aus Meldungen seiner Späher hatte er Argwohn geschöpft, daß drei weiße Krieger auf der kleinen Flußinsel versteckt seien; nunmehr schien er dessen ganz gewiß zu sein und kam gemessenen Schritts zu seiner Truppe zurück. Er hörte das Ergebnis der Beratschlagung mit ernster Miene an und erwiderte einige Worte, wobei er seinen Kriegern mit der Hand ein Zeichen gab, daß sie warten sollten; dann schritt er würdevoll auf das Ufer des Flusses zu, nachdem er fünf von den Reitern mit leiser Stimme einen Befehl gegeben hatte. Diese entfernten sich im Galopp, den erhaltenen Auftrag auszuführen.

Die Wasserpflanzen, zumeist Schilfrohr und Pfeilkraut, zeigten ihr friedlich glänzendes Grün, die Wellen rauschten melodisch, und die Luft bewegte fächelnd die zarten Weidenzweige um das Inselchen her, das allem Anschein nach ebenso unbewohnt war, wie in den Tagen, wo der Gila noch einzig und allein für die Vögel des Himmels, für die Büffel und wilden Pferde der Prairie dahinfloß. Nur einen Indianer konnte diese scheinbare Ruhe nicht irre machen. — Schwarzvogel machte aus seiner Hand ein Sprachrohr und schrie in gemischtem Indianisch und Spanisch gegen die Insel: „Die weißen Krieger aus Mitternacht können sich zeigen; der Schwarzvogel ist ihnen ein Freund, wie auch die Krieger, die er befehligt!“

Rosenholz und Pepe verstanden das Kauderwelsch, das sie nicht zum erstenmal hörten, in der Hauptsache. Der Kanadier packte seinen Genossen fest am Arm und sagte: „Was sollen wir dieser falschen Zunge antworten?"

„Nichts," antwortete Pepe lakonisch. Schwarzvogel aber fuhr fort: „Wenn die Krieger aus Mitternacht ihre langen Karabiner mit gezogenem Laufe zu denen der Indianer gesellen wollen, so werden diese die Kopfhäute, die Schätze, die Pferde der weißen Männer aus Mittag, deren Lager sie in Händen haben, mit ihnen teilen, und es werden dann die Indianer und die Weißen um die Leichname ihrer gemeinschaftlichen Feinde tanzen."

„Hört ihr den Heiden?" flüsterte Rosenholz. „Er muß Witterung haben, daß in jenem Lager unsre Todfeinde sind." Als aber der Schwarzvogel auf seine fortgesetzten Werbungen außer dem Brausen des Stromes keine Antwort bekam, begab er sich zu den Seinigen zurück, klatschte in die Hände, und nun ging die Hetzjagd gegen den Gefangenen los, dem zur Kurzweil der Indianer gestattet wurde, sein Heil in der Flucht zu suchen.

Gayferos — er, der Abgesandte Don Antonios, war der Unglückliche — lief aus Leibeskräften dem Flusse zu, die heulende Meute hinter ihm her. Schon hatte er beinahe das Ufer erreicht, als man durch den zu einer Wolke aufgewirbelten Staub hindurch eine Axt über seinem Kopfe erglänzen sah; der Keuchende stürzte zu Boden, aber auch sein Feind, von einer Kugel aus der Büchse des Kanadiers getroffen, den die Empörung über die Grausamkeit der Wilden das eigne Heil vergessen ließ. Doch war der Schuß eine Sekunde zu spät geschehen, denn der Indianer schwang sterbend das blutige Haupthaar seines Opfers in der Hand. Da stimmten die Apachen ein Kriegsgeheul an und zogen sich etwas zurück.

Gayferos erhob sich blutbedeckt und mit bloßgelegtem Schädel von der Erde, schwankte zwei Schritte vorwärts, sank aber dann, geblendet durch das in Strömen herabfließende Blut, wieder kraftlos zusammen. „Ah!" rief der brave Kanadier, „wenn er noch Leben in sich hat, wenn er nur skalpiert ist — denn davon stirbt

man nicht — dann können wir ihn retten!“ Und zum erstenmal erhob er den Kopf über den Schilfsaum. Beim Anblick der Fuchspelzmütze des Riesen, der seine lange und schwere Büchse wie eine Weidengerte zu handhaben schien, erkannten die Apachen einen ihrer furchtbarsten Feinde aus Mitternacht und wichen, starr vor Entsetzen, zurück. „Rottenfeuer auf die Hunde!“ rief Rosenholz seinen zwei Gefährten zu, „und vergesset nicht, daß sie uns nicht lebendig ergreifen dürfen!“ Damit ging er, während die Kugeln der Seinigen die Indianer im Respekt erhielten, ins Wasser, das ihm bis an die Schultern reichte, hob drüben mit größter Kaltblütigkeit den Verwundeten auf und brachte ihn, der sich an seine Schultern klammerte, auf die Insel zurück. „Wir sind ein bißchen zu spät gekommen, mein Junge, die Haut Eures Schädels zu retten,“ sagte er dann, stark atmend, zu seinem Schützling; „aber die Sache hat nicht gar viel zu bedeuten. Ich habe eine Menge Freunde, die in derselben Lage sind wie Ihr; man erspart damit einen Haarkräusler. Vorderhand lebt Ihr noch, und das ist die Hauptsache.“ Nach diesen Trostworten benutzte Rosenholz einige Fetzen von Gayferos' Kleidern, um damit über dessen entblößtem Schädel eine Kompresse von zerdrückten und stark durchfeuchteten Weidenblättern festzuhalten. Dann stärkten sie ihn mit einem Schluck Branntwein und überließen ihn dem Schlaf, nachdem sie vorher noch mit Mühe aus ihm herausgebracht hatten, daß er von Don Estevan zur Aufsuchung Cuchillos ausgesandt sei.

Inzwischen hatten Pepe und Fabian wiederholt gefeuert und damit einen Angriff von seiten der Apachen abgewehrt. Auch suchten sie die schwächste und am meisten bedrohte Seite des Inselchens rasch durch Verschanzung zu schützen. Dies bewerkstelligten sie mit Baumästen und angeflößtem Treibholz, wobei sie bemerkten, daß bei jeder Anstrengung, die sie machten, einen Ast zu zerbrechen, oder ein Stück Holz loszureißen, das ganze Inselchen zitterte, als wollte es sich vom Grunde lösen und dem Laufe des Wassers folgen. Unterdessen wurde es allmählich dunkel. Das Grün der Bäume ging in kalte, schwarze Töne über, und die Gesträuche am Ufer

nahmen im ungewissen Dämmerlicht phantastische Formen an. Die Indianer aber, von den vielen Kugeln, die bei ihnen einschlugen, stark mitgenommen und über die Anzahl ihrer Feinde im Ungewissen, wagten keinen offenen Angriff, sondern versuchten es jetzt mit List.

„Ich sehe dort unten an dem Weidenbusch einen Strauch, der vor einer Stunde gewiß nicht dort war," sagte Fabian. „Bravo, mein Söhnchen!" versetzte Rosenholz; „deinen Späherblick muß ich loben: du bist wie geschaffen, ein Jägerleben zu führen. Schieße du auf den Busch, Pepe auf den Strauch, eine Rothaut steckt dahinter." Und wirklich sank der künstliche Busch von Fabians Kugel zusammen, und ein roter Körper zappelte hinter den Blättern. Ebenso schoß Rosenholz auf eine der Gabeln einer Zitteresche, wo sich eine rote Färbung zeigte, die jedes andre Auge für ein herbstlich rotes Baumblatt gehalten hätte, und noch war sein Schuß nicht verhallt, als ein Indianer von Ast zu Ast rollte, gleich einer Frucht, die der Hagel getroffen. Ein furchtbares Geheul der Apachen war die Antwort auf diesen Meisterschuß des Kanadiers, ein ohrenzerreißendes Wutgeschrei, von dem selbst Gayferos auf einen Augenblick erwachte und vor sich hinmurmelte: „Virgen de los Dolores, erbarme dich meiner!" — So vereitelten die vielerfahrenen Waldläufer, deren Kugeln ihr Ziel niemals verfehlten, jede weitere, noch so schlau erdachte Indianerlist und fristeten damit ihr Leben; aber auf wie lange noch bei der Überzahl ihrer Gegner?

Die Sonne ging unter, nach kurzer Dämmerung brach die Nacht herein, und der Mond glänzte wie flüssiges Silber auf dem Flusse, ohne daß die roten Krieger seit geraumer Zeit ein Lebenszeichen von sich gegeben hätten. „Sie möchten gar zu gern unsre Kopfhäute haben, aber sie trauen dem Burgfrieden noch nicht recht," sprach Pepe, indem er ein Gähnen der Langweile unterdrückte. „Nur Geduld!" erwiderte Rosenholz, „wird bald genug wieder zu thun geben. Seien wir wachsam und stellen uns auf unsre Posten hinter das Schilf." Sie kauerten sich nieder und fingen, auf ein Knie gestützt, von neuem an, die Bewegungen der Apachen zu beobachten. Eine Zeitlang schien das ihnen gegenüberliegende

Ufer noch verödet; doch bald ließ sich ein Indianer blicken, ein zweiter trat zu ihm heran, und beide gingen, erst äußerst behutsam, dann mit wachsendem Vertrauen auf das Wasser zu; endlich zählte der Kanadier ihrer zehn, deren bemalte Haut der Mond beleuchtete. „Die Indianer werden durch den Fluß waten," sagte Rosenholz. „Du, Fabian, nimmst den ersten aufs Korn, Pepe zielt auf die Mitte, und ich will dem letzten mein Kompliment machen. Auf solche Weise können sie nicht auf einmal an uns herankommen, und wir werden leichter mit ihnen fertig. Es wird dann einen Kampf Mann gegen Mann absetzen. Drum höre, Fabian, mein Kind! Während Pepe und ich die roten Teufel mit dem Messer in der Hand erwarten, darfst du bloß unsre Büchsen wieder laden und sie uns zureichen." Indem der Kanadier diese Verhaltungsbefehle erteilte, schritt ein Krieger von hohem Wuchs in den Fluß hinein, und zehn andre folgten ihm. Sie wateten so geräuschlos fort, daß man glauben konnte, es seien Schatten von Kriegern, die aus dem Lande der Geister zurückgekommen wären und auf dem Wasser gespenstisch einherschlichen.

Die Insel lag in Grabesstille, denn die drei Jäger hielten sogar ihren Atem zurück, um so langsamer und vorsichtiger näherten sich die Indianer. Der vorderste in der Reihe war an einer Stelle angekommen, wo das Wasser tiefer zu werden anfing. Es war der Schwarzvogel. Der letzte in der Reihe verließ soeben das Ufer. Nun war der Augenblick gekommen, die Befehle des Kanadiers auszuführen, und schon wollte Fabian auf den Schwarzvogel losdrücken, als dieser plötzlich untertauchte. „Feuer!" rief Rosenholz, und es stürzte der die Reihe schließende Indianer im Wasser zusammen; zwei andre, von Fabian und Pepe aufs Korn genommen, zappelten noch eine Weile im Fluß, der sie aber bald mit sich fortriß. Pepe und Rosenholz hatten ihre Gewehre hinter sich geworfen, damit Fabian sie lade, und stellten sich aufrecht, das Messer in der Hand, an den Rand der Insel. „Der Apachen sind es noch sieben an der Zahl," rief der Kanadier mit Donnerstimme; „werden sie es wohl wagen, die Kopfhäute zweier Weißen zu holen?" Aber

das Verschwinden ihres Führers und der Tod von drei weitern Kriegern hatten die Indianer außer Fassung gebracht: sie flohen zwar nicht, doch blieben sie unentschlossen und unbeweglich stehen, wie schwarze, durch das mondbeglänzte Wasser des Flusses halb verdeckte Felsen. „Können die roten Krieger nur Leichname skalpieren?“ höhnt Pepe. „Kommt doch heran, ihr feigen Weiber, ihr Hunde, ihr Geier!“ Plötzlich bemerkte er einen schwarzen, auf dem Rücken schwimmenden Körper; aber funkelnde Augen bewiesen, daß es kein Leichnam sei. „Don Fabian, ums Himmels willen meinen Karabiner her! Es ist der Schwarzvogel, der sich tot stellt!“ Damit feuerte Pepe, worauf der Körper zu schwimmen aufhörte.

„Hast du ihn getötet?“ fragte Rosenholz.

„Nein, ich habe ihm bloß eine Schulter zerschmettern wollen, damit er des Verrats, den er uns angesonnen, zeitlebens eingedenk bleibe.“

„Da hättest besser gethan, ihm den Garaus zu machen,“ versetzte der Kanadier. „Jetzt könnten wir einen Fluchtversuch machen,“ fuhr er fort, „solange diese Teufel uns noch vom Leibe bleiben. Ja, wenn es sich nur um uns beide handelte,“ setzte er mit einem Seufzer hinzu. „Aber Fabian? aber der Skalpierte? Und wird uns ihre Rachsucht irgend Raum lassen, zu entwischen? Es hilft nichts, wir müssen ausharren.“

Eine Stunde lang blieb alles ruhig. Diese Frist benutzten unsre drei Jäger, ein Mahl, so gut sie's aus ihrem Schnappsack haben konnten, einzunehmen, nämlich sonngedörrtes Fleisch und grobes Maismehl, dazu einen Schluck Branntwein. Inzwischen fielen die Mondstrahlen schiefer und schiefer auf die kleinen Wirbel im Wasser, und schon hatte sich der Schatten über einen Teil der Baumgipfel gelagert. „Dieser vermaledeite Mond, will er denn gar nicht untergehen?“ begann Pepe, seinem Ärger Luft machend. „Ich bin unruhig,“ fuhr er fort; „es scheint mir, ich höre das Wasser gleichsam unter unsern Füßen hin und her schlagen, und dies Geräusch rührt nicht von den Wirbeln des Flusses her; auch

kommen die Büffel nicht um diese Nachtstunde ans Wasser, ihren Durst zu löschen." Mit diesen Worten erhob er sich, blickte stromaufwärts, stromabwärts, so scharf er konnte, doch hinderten aufsteigende Nebelsäulen die Fernsicht nach oben wie nach unten. Es verstrich noch einige Zeit; andere Sternbilder standen bereits im Mittelpunkt des Himmels, die Natur schlummerte unter ihrem weißen Dunstbaldachin, als die Verteidiger der Insel mit einem Male zusammenfuhren und sich bestürzt ansahen. Auf beiden Ufern hatte sich zu gleicher Zeit ein so schauerliches Geheul erhoben, daß die Echos es noch lange widerhallten, nachdem sich die Schreimäuler bereits geschlossen hatten. Da war es aus mit der Flucht, wenn sich je noch an ein Entkommen hätte denken lassen: die Indianer hielten die Insel von beiden Seiten umschlossen. Pepe ballte die Fäuste und rief: „Nun mag der Mond auf- oder untergehen! Wer weiß nun, von wie vielen Feinden wir umringt sind!"

„Was liegt daran," antwortete der Kanadier, „ob hundert Geier unsre Leichname zerhacken, ob hundert Indianer sie umheulen!" Hier unterbrach ein fernes Schießen, das dumpf herübertönte, die trüben Betrachtungen der beiden Waldläufer. Es war die Stunde, in der die Indianer das Lager Don Antonios angriffen und in einen Kampf verwickelt wurden, dessen Ausgang wir schon berichtet haben.

Unter diesen andauernden Schießlärm mischte sich eine starke Stimme, die sich an dem unsern Freunden gegenüberliegenden Ufer erhob.

„Mögen die Weißen ihre Ohren aufthun!" lautete die Stimme.

„Das ist wieder dieser Erzschelm, der Schwarzvogel," bemerkte Pepe, der die Stimme des Häuptlings, den er verwundet hatte, zu erkennen glaubte. In der That stützte sich der Indianer auf zwei seiner Krieger.

„Wozu nützt es, die Ohren aufzuthun?" rief Pepe mit Stentorstimme hinüber, wobei er sich gleichfalls des Gemisches von Spanisch und der Apachensprache bediente; „die Weißen

lachen über die Drohungen Schwarzvogels und verachten seine Versprechungen."

„Gut," versetzte der Indianer; „die Weißen sind tapfer, und sie werden ihre ganze Tapferkeit nötig haben. Die weißen Männer sind jetzt angegriffen, warum sind die Männer des Nordens nicht gegen sie?"

„Weil ihr Rothäute gegen sie seid," gab Pepe zurück; „weil die Löwen nicht mit den Schakalen jagen, weil die Schakale nur zu heulen wissen, wenn der Löwe sein Mahl hält."

„Es ist gut!" erwiderte der Häuptling. „Aber der Adler lacht über die Zunge des Spottvogels, der alle Stimmen annimmt, und er thut dem Spottvogel nicht die Ehre an, sich an ihn zu wenden."

„An wen wendet er sich denn?" fragte Pepe voll Zorn.

„An den Riesen, an seinen Bruder, den Adler der Schneeberge, der es verschmäht, die Stimmen der andern Vögel nachzuahmen."

„Was wollt Ihr von ihm?" rief jetzt der Kanadier.

„Der Indianer möchte die Stimme des Kriegers aus dem Norden ihn um sein Leben bitten hören," antwortete der Häuptling.

„Ich habe meinerseits eine Bitte an Euch," sagte Rosenholz.

„Mein Ohr ist offen," erwiderte Schwarzvogel.

„Wenn Ihr bei der Ehre eines Kriegers, bei den Gebeinen Eurer Väter schwören wollt, daß Ihr meinen drei Gefährten das Leben sichert, so will ich, ich allein, ohne Waffen über den Fluß kommen und Euch mein vollwüchsiges Haupthaar auf meinem Schädel bringen. — Das wird ihn in Versuchung führen," setzte der arme Rosenholz leise hinzu.

„Aber seid Ihr bei Sinnen, Rosenholz?" rief Pepe aus, indem er wie ein verwundeter Tiger aufsprang.

Fabian stürzte auf den Kanadier zu und erklärte flammenden Blicks: „Bei dem ersten Schritte, den Ihr zu den Indianern thut, erdolche ich mich!"

Der bebende Ton in den Stimmen der beiden Männer, die

ihm so teuer waren, drang dem rauhen Jäger ans Herz. Der Indianer hatte geschwiegen, ohne Zweifel, um zu überlegen. Nach kurzer Stille antwortete er:

„Schwarzvogel will, daß ihn der Riese des Nordens um sein Leben bittet, und dieser verlangt den Tod von ihm. Sie können sich nicht verständigen. Mein Wille lautet so: Der Mann des Nordens möge seine Gefährten verlassen, und ich schwöre ihm bei der Ehre eines Kriegers, bei den Gebeinen meiner Väter, daß sein Leben gerettet ist, aber das seinige allein; die andern müssen sterben.“

Rosenholz würdigte dieses schimpfliche Anerbieten keiner Antwort. Der indianische Häuptling wartete daher umsonst darauf, daß der „Riese aus Norden“ seinen Antrag annähme oder ausschlüge. Dann begann er wieder mit höhnender Schärfe:

„Es ist gut! Bis zur Stunde der Hinrichtung hören die Weißen die Stimme eines Häuptlings zum letztenmal. Meine Krieger umgeben die Insel, wie der Fluß, von vier Seiten. Das indianische Blut ist geflossen, es muß gerächt werden, das Blut der Weißen muß gleichfalls fließen. Aber der Indianer will dieses Blut nicht durch das Feuer des Kampfes erhitzt, er will es durch den Schrecken erstarrt, durch den Hunger entfärbt. Er wird die Weißen lebendig fangen; dann, wenn er sie nicht mehr als Krieger, sondern als ausgehungerte Hunde, die nach einem abgenagten Büffelknochen heulen, in seinen Krallen haben wird, dann wird der Indianer aus ihrer Haut einen Sattel für sein Schlachtroß machen, und ihre Haare werden als Trophäe an seinen Steigbügeln aufgehängt werden. Meine Krieger werden die Insel, wenn es sein muß, vierzehn Tage lang und ebensoviele Nächte umzingelt halten, um dann die entkräfteten Bleichgesichter an den Marterpfahl zu schleppen.“

Nach diesen schrecklichen Drohungen verschwand der Indianer hinter den Bäumen und ließ nichts mehr von sich hören. Aber Pepe, der ihn nicht bei dem Glauben lassen wollte, daß er sie eingeschüchtert hätte, rief ihm nach: „Hund, der nur zu bellen

versteht, die Weißen verlachen deine eiteln Prahlereien! Schakal, unreiner Iltis, ich verachte dich!“

Was aber Rosenholz betrifft, so hörte er aus den Drohungen Schwarzvogels nichts heraus als die Zurückweisung seines Opfers. „Ach!“ seufzte der großmütige Jäger — „wenn ihr mich hättet meine Absicht ausführen lassen, so wäre alles zu euerm Besten geschlichtet worden. Jetzt ist's zu spät; sprechen wir nicht mehr davon.“

Der Mond war nun untergegangen; das ferne Knattern des Gewehrfeuers hatte aufgehört; die Stille, die Dunkelheit, die überall herrschten, ließen unsre drei Freunde noch mehr fühlen, wie leicht sie, wäre die Zahl der Feinde nicht gewachsen, das Ufer hätten erreichen können, selbst wenn sie den verstümmelten Gayferos auf den Armen wegtragen mußten. Dieser Unglückliche, taub und fühllos gegen alles, was um ihn her vorging, blieb fortwährend in seine Erstarrung versunken.

Pepe brach zuerst das traurige Schweigen, das wie ein Bann auf allen lag. „Demnach hätten wir,“ sagte er, „vierzehn Tage zum ruhigen Nachdenken vor uns. Freilich ist uns nichts zu knappern mehr übrig geblieben. Je nun, so werden wir Fische fangen, um etwas Leckeres zu Mittag zu essen und uns eine hübsche Zerstreuung zu machen.“

Aber seinen erzwungenen Scherzen wollte es nicht gelingen, die sorgenvolle Stirne des Kanadiers zu erheitern. „Denken wir nur darauf,“ mahnte dieser, nachsinnend, „die wenigen Stunden, die uns bis Tagesanbruch vergönnt sind, auf nützliche Weise anzuwenden.“

„Wozu anwenden?“ fragte Pepe.

„Zu entkommen, beim Firmament!“

„Und wie das?“

„Ah! Das ist der Kummer ... Du kannst wohl schwimmen, Fabian?“

„Hätte ich mich sonst aus dem Wirbel des Salto de Agua retten können?“

„Freilich, natürlich! Ich glaube, die Sorge verdreht mir das Hirn! Nun denn, vielleicht ist es uns möglich, in der Mitte dieser kleinen Insel ein Loch auszuhöhlen und uns durch die Öffnung dem Strom anzuvertrauen. Die Nacht ist jetzt finster genug, daß wir trotz der Indianer, wenn sie uns nicht ins Wasser gehen sehen, einen entfernten Ort erreichen können. Frisch zu! Bevor wir's wagen, will ich eine Probe machen."

So sprechend riß der Kanadier nicht ohne Anstrengung einen der Weidenstämme des natürlichen Floßes aus, das ihnen als Zufluchtsstätte diente; das knorrige Ende dieses Stammes ahmte ziemlich gut die Form eines menschlichen Kopfes nach. Der alte Jäger legte das Stück Holz vorsichtig auf das Wasser, und bald schwamm die schwarze Masse langsam den Fluß hinab. Die drei Freunde folgten eine Weile mit Spannung der lautlosen Fahrt, und erst als das Weidenhaupt in der Dunkelheit verschwunden war, nahm der Kanadier wieder das Wort.

„Wie ihr seht," sagte er, „würde ein vorsichtiger Schwimmer unbemerkt wie dieser Baum vorüberkommen. Nicht eine von den Rothäuten hat sich gerührt."

„Wohl wahr," versetzte Pepe, „aber wer steht uns dafür, daß die Augen eines Apachen nicht einen Menschen von einem Stück Holz zu unterscheiden wissen? Und dann befindet sich jemand unter uns, der — nicht schwimmen kann."

„Wer denn?"

Der Spanier zeigte mit dem Finger auf den Verwundeten, der schlafend auf seinem Schmerzenslager stöhnte, als vernähme er in seinem Innersten, daß die Rede davon wäre, ihn allein seinen Feinden zu überlassen.

„Was kann's helfen!" erwiderte Rosenholz mit einigem Zögern — „ist das Leben dieses Mannes so viel wert als das Leben des letzten Sprossen der Medianas?"

„Sicher nicht," antwortete der Spanier — „aber ich, der ich soeben noch dafür stimmen wollte, diesen Unglücklichen im Stich zu lassen, ich glaube jetzt, daß es eine Feigheit wäre."

„Dieser Mann," fügte Fabian mit Eifer hinzu, „hat vielleicht Kinder, die ihren Vater beweinen würden, wie ich selbst im gleichen Falle den meinigen."

„Es wäre eine Schlechtigkeit, Rosenholz," fuhr der Spanier fort, „die uns ins Unglück brächte!"

Die so ängstlich gewissenhafte Zärtlichkeit des Kanadiers erwachte plötzlich bei diesen Worten seines Gefährten, und er bestand nicht weiter darauf, aber er begann wieder:

„Wohlan, mein Sohn, der du ein guter Schwimmer bist, schlage du den Weg ein, der dir offen steht! Pepe und ich bleiben zurück, diesen Mann zu beschützen, und müßten wir hier sterben, so opferten wir uns mit Freuden unsrer Pflicht, da doch du wenigstens gerettet wärest."

Fabian schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich wiederhole es euch," sagte er, „ich will das Leben nicht ohne euch beide, und ich bleibe bei euch."

„Aber was anfangen, wie uns forthelfen, wie uns retten?" fragte der Kanadier und hob voll Betrübnis die Arme zum Himmel empor.

In der That sahen sich unsre Freunde nun von jedem Rettungsweg abgeschnitten. Doch sollte sich auch hier wieder der Spruch bewähren: „Wo die Not am höchsten, da ist die Hilfe am nächsten." Denn nachdem unter andern Kriegslisten auch die Gefahr von einem Brander, den die Apachen gegen die Belagerten den Fluß herabgesandt hatten, durch deren Umsicht und Gewandtheit abgewehrt war, kam Pepe plötzlich der Gedanke, ob sich nicht die Insel, von deren Lockerheit sie sich ja bei Errichtung der Schanzen überzeugt hatten, aus dem Grund reißen und flott machen ließe. Der energische Kanadier ergriff diesen Gedanken, der ihm sofort einleuchtete, mit Begierde und drückte seinem erfinderischen Genossen lebhaft die Hand. „Wohlan!" rief er, „die Nacht ist im Bunde mit uns, machen wir uns gleich ans Werk! Das Wasser muß diese Wurzeln und Äste mit der Zeit in Fäulnis gebracht haben, und darüber will ich mir vor allem Gewißheit holen."

Mit diesen Worten ging Rosenholz behutsam ins Wasser, während sich die indianischen Schildwachen hüben und drüben durch Nachahmung des Eulengeschreis zur Wachsamkeit aufforderten, wenn sie nicht etwa ihre weißen Feinde mit einem Totenlied regalieren wollten. Der Fluß hatte sich brausend über dem Kopfe des untertauchenden Kanadiers geschlossen. Nach einiger Zeit, unheimlich lang für seine harrenden Genossen, erschien der Wackere wieder über der Oberfläche des Wassers mit triefenden Haaren und flammrotem Gesicht, faßte mit einem Satze wieder festen Fuß auf der Insel, schüttelte sich ein paarmal und rief: „Es geht, es wird gehen, es muß gehen!“

Voll Freude warf sich ihm Fabian in die Arme, und wie gestärkt und gefeit durch diese Liebkosung, tauchte Rosenholz abermals in die Tiefe und verdoppelte seine Anstrengungen, das Netz von Wurzelwerk zu zerreißen, und kaum war er wieder oben und hatte Atem geschöpft — siehe, da begab sich ein Wunder! Die Insel begann sich langsam um sich selbst zu drehen, dann sanft und sachte stromabwärts zu schwimmen. „Gott sei Lob und Dank!“ rief er, „das letzte Hindernis ist gehoben — Kinder, jetzt sind wir flott!“ Und sichtbar fand ein Fortrücken statt, wenn auch nur ein mäßiges. „Jetzt ruht unser Schicksal in Gottes Hand,“ begann Rosenholz wieder; „bleibt unser Schifflein hübsch artig in der Mitte des Flusses, so sind wir, dank dem Nebel, in Bälde den Augen und Händen der Indianer entrückt. Ach, mein Gott, nur noch einige Stunden lang Nacht, und deine armen Geschöpfe sind gerettet!“

Das war ein Händedrücken und ein Aufschauen zum Himmel voll dankbarer Rührung! Unter tiefem Schweigen folgten die Erlösten mit unruhigen Blicken den Bewegungen der schwimmenden Insel. Zwar mußte der Tag bald anbrechen, aber unter dem Einfluß der Nachtkälte, die, wie gewöhnlich, einige Stunden vor Sonnenaufgang zunahm, wurden die dem Flusse entsteigenden Dünste noch dichter und verschleierten die Fahrt. Die Wachtfeuer an beiden Ufern erschienen nur noch wie Sterne, die in der Morgen=

dämmerung am Firmament erblassen. In dieser Hinsicht war die Gefahr weniger groß, ja man konnte mit ziemlicher Sicherheit dem Auge der indianischen Schildwachen zu entgehen hoffen; doch ein andres Schrecknis ängstigte unsre Abenteurer. Das Inselfloß folgte, wenn auch langsam, immer noch dem Strome, wobei es sich aber fortwährend drehte, und so war zu befürchten, es möchte bei diesen beständigen Wendungen von der geraden Linie abkommen und zuletzt an einem der Ufer sitzen bleiben. Dann war's um die Flüchtlinge geschehen, denn rechts, links, auf den Höhen, in den Tiefen, allenthalben lauerten Indianer!



Zusehends trieb auch die Insel mehr und mehr nach dem Ufer hin. Eines der Feuer, das soeben noch ganz schwach durch den Nebel geglänzt hatte, vergrößerte sich nach und nach vor den Augen des schaudernden Rosenholz. Sogar eine der indianischen Schildwachen wurde sichtbar, wie sie aufrecht und unbeweglich in ihrem furchtbaren Kriegskostüm dastand. Eine lange Bisammähne bedeckte das Haupt des Apachen; darüber wallte ein Federbüschel gleich einem römischen Helmschmuck. Der Kanadier zeigte Pepe mit dem Finger den sich auf seine Lanze stützenden Krieger. Zum Glück verhinderte der immer noch dichte Nebel den Apachen, die dunkle Masse der Insel zu unterscheiden — der Insel, die wie ein Seevogel sanft auf der Oberfläche des Flusses dahinglitt. Indessen richtete der Wilde, den sein Wachtfeuer erkennbar machte, auf einmal sein gesenktes Haupt in die Höhe, wobei er die Bisammähne schüttelte.

„Sollte der Späher Unrat wittern?“ sagte der Kanadier zu Pepe.

„Ah! würde eine Büchse kein größeres Geräusch machen als ein Pfeil, wie flink wär' ich dabei, diesen menschlichen Bison in die andre Welt zu befördern, damit er dort Wache stehe!“ antwortete der Schläfer.

Dann sahen die beiden Jäger, wie der indianische Krieger den Spieß, auf den er sich gestützt hatte, in die Erde steckte, den Körper vorneigte und seine beiden Hände über den Augen rundete, um den durchdringenden Blick noch mehr zusammenzufassen. Den Flüchtlingen schlug das Herz hörbar, sie wagten kaum Atem zu holen. Plötzlich machte der Apache in der Richtung des Wassers einige Schritte und verschwand, während der Morgenwind am Holze seines Spießes, den er hatte stecken lassen, die menschlichen Kopfhaare ringelartig hin und her wehte. Es war noch ein angstvollerer Augenblick als zuvor, denn die Nacht verhüllte jetzt die Bewegungen des Indianers.

„Sollte er uns wirklich bemerkt haben?“ murmelte Pepe dem Kanadier ins Ohr.

„Es ist zu befürchten,“ erwiderte Rosenholz.

Ein kläglicher Schrei machte die Jäger zittern, und der Schrei wurde auf beiden Ufern wiederholt: es waren die Signale, die die Schildwachen einander gaben, indem sie die Stimme der Nachtvögel nachahmten. Dann blieb alles wieder still. Endlich entfuhr Rosenholz ein Seufzer der Erleichterung, indem er seinen Fabian an der Hand faßte und ihn nach dem Wachtfeuer hinsehen ließ. Der Indianer war wieder in den Lichtkreis eingetreten, zog seinen Spieß aus der Erde und stützte sich wieder darauf wie zuvor. Es war ein blinder Lärm gewesen; die Insel aber näherte sich immer noch dem Ufer.

„Wenn es so fortgeht,“ sagte Rosenholz, „dann geraten wir jählings in das Biwak dieses indianischen Teufels. Könnten wir doch mit Hilfe des Astes da ein wenig rudern, dann kämen wir bald wieder auf den richtigen Weg, aber das Geräusch des Wassers würde unsre Flucht verraten.“

„Und doch müssen wir's thun," versetzte der Schläfer; „vielleicht ist es besser, wir setzen uns der Gefahr aus, uns selbst zu verraten, als daß wir uns blanker Hand an unsre Feinde ausliefern."

„Nicht zu leugnen, Freund Pepe," sagte der Kanadier, stellte sich hinten an das Floß und ruderte mit dem Baumaste, als alter Matrose, aus Leibeskräften.

Wie sich ein Pferd, das lange Zeit seinen Launen überlassen geblieben, wenn es endlich die Hand und den Sporn eines geschickten Reiters fühlt, auf einmal zusammennimmt und willig gehorcht, so folgte die schwimmende Insel, indem sie aufhörte, sich nach allen Richtungen hin zu drehen, rascher und rascher der Strömung und hatte bald eine schöne Strecke Wegs zurückgelegt.

„Es muß nun bald Tag werden," sagte Rosenholz, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte; „wir müssen jetzt, da wir so ziemlich geborgen sind, an einem der beiden Ufer landen und das Weite zu gewinnen suchen, denn wir werden zu Fuß noch einmal so weit kommen, als auf diesem Floße, das noch langsamer läuft, als ein holländischer Hucker, was gewiß viel sagen will."

„Auf denn, Rosenholz, lande, wo es dir beliebt!" erwiderte der Schläfer frohgemut; „von dort an folgen wir dem Laufe des Wassers. Unsern Verwundeten tragen wir nötigenfalls auf den Armen, dann können wir wenigstens zwei Wegstunden in einer Zeitstunde zurücklegen. Glaubt Ihr, Don Fabian, wir hätten noch weit bis zum Goldthale?"

„Nach der Beschreibung, die man mir gegeben hat," antwortete Fabian, „können wir höchstens noch etliche Stunden davon entfernt sein. Die Nebelberge dort hinten zeigen die Gegend an."

Rosenholz gab jetzt, von Pepe unterstützt, dem Floße eine schiefe Richtung nach der linken Seite hin, und etwa nach Verlauf einer Viertelstunde stieß das wundersame Schifflein so heftig auf dem Flußufer auf, daß ein großer Riß im Erdreich entstand. Während nun Pepe und Fabian den Fuß auf den von Feinden freien Boden setzten, nahm der Kanadier den immer noch un=

beweglich daliegenden Gambusino in die Arme und legte ihn ins Ufergras. Dort wachte der Verwundete auf. Beim Anblick einer Gegend, die von dem Orte, wo ihm der Schlaf die Augen geschlossen hatte, so völlig verschieden war, sah er ganz erstaunt um sich. „Virgen santa!“ rief er aus, „werde ich noch einmal das furchtbare Geheul hören müssen, das meinen Schlaf störte?“

„Nein, mein Junge,“ tröstete ihn Rosenholz; „die Indianer sind fern von uns, und wir in Sicherheit. Gott sei gelobt, daß er mir gestattet hat, alles zu retten, was mir wert und teuer ist, — mein Kind Fabian und meinen alten Gefährten in Kampf und Gefahr!“

Bei diesen Worten hatte der Kanadier ehrfurchtsvoll sein ergrauendes Haupt entblößt und streckte seinem Pepe und dem jungen Mediana in herzlicher Weise die Hand hin.

Neuntes Kapitel.

Der Zauber des Goldthals.

Nachdem der Schwarzvogel seine letzte Standrede an die weißen Inselmänner gehalten und für seine Drohungen nur Hohn geerntet hatte, begab er sich zu seinen Kriegern zurück, erteilte die strengsten Befehle an die ausgestellten Wachtposten und setzte sich unter einen Baum, an dessen Stamm er sich lehnte. Seine durch Pepes Kugel zerschmetterte Schulter war mit Rindestücken zusammengehalten und machte ihm nicht geringe, durch die feuchtkalte Nachtluft noch vermehrte Schmerzen, die er aber mit indianischem Heroismus ertrug und auch nicht durch einen Seufzer zu erkennen gab. In seinem scheußlich bemalten Gesichte war nur Blutdurst zu lesen, der seiner Befriedigung sicher ist, denn wie sollten die verhaßten Weißen seiner Rache entfliehen können? So verfloß

eine geraume Zeit, da kam ein indianischer Läufer, der sich Antilope nannte, mit der Botschaft, daß der große Häuptling Katzenpardel im Lager der Weißen aus Mittag sieglos gefallen sei, und daß dessen Krieger den weitgepriesenen Schwarzvogel einlüden, an des Getöteten Stelle zu treten und an ihrer Spitze die erlittene Niederlage zu rächen. Doch alle Beredsamkeit des Boten konnte den Schwarzvogel nicht zur Annahme der angetragenen Machterhöhung bewegen, so sehr sie auch seinem Stolze schmeichelte; die Begier, sich an den Inselmännern persönlich zu rächen, überwog den Ehrgeiz um so mehr, je qualvollere Stiche er in seiner verwundeten Schulter empfand. Der Bote aber dachte ‚kommt Zeit, kommt Rat', zog seinen Mantel aus Büffelhaut über den Kopf und, todmüde von seinem Schnelllauf, da ihm versprengte Weiße aus dem Mexikanerlager unterwegs sein Pferd getötet hatten, legte er sich bei dem nächsten Feuer zum Schlafe nieder.

Sobald aber der Tag graute, erhob sich der Bote von seinem Rasenbett und trat wieder vor den Schwarzvogel, der, von einem Feuer seitlich angewärmt, noch wie zuvor unter seinem Baume saß. Antilope sprach in der bilderreichen Redeweise, die die Indianer von den Orientalen überkommen haben: „Die Vögel fangen an zu singen, der Nebel entflieht vor der Sonne: hat die Nacht dem großen Häuptling zu gunsten des verwaisten Volkes, das auf seinen Vater harrt, noch keinen Rat gebracht?"

„Dem, der nicht schläft, raunt die Nacht gar vieles ins Ohr," antwortete der Häuptling; „und die ganze Nacht hat der Schwarzvogel das Geächze und Gestöhn seiner Opfer auf der Insel gehört und dem Knurren des Hungers in ihren Eingeweiden gelauscht; aber die Bitten der Krieger des Katzenpardels hat er nicht gehört."

Nach diesen Worten bat der Schwarzvogel den Läufer, ihm auf die Beine zu helfen, und als dies mit großer Mühe geschehen war, richtete er triumphierend seinen Blick nach dem Strome. Aber der Triumph war kurz. Der Morgenwind fegte eben die letzten Nebelschleier von der Oberfläche des Wassers, und da war weit und breit nichts mehr von einer Insel zu sehen! Der Schwarz-

vogel traute seinen Augen kaum, bis er ihnen zuletzt doch trauen mußte. Das war zu viel für den rachesüchtigen Wilden! Er hielt sich krampfhaft an dem Boten fest und stieß einen fürchterlichen Schrei der Enttäuschung und Wut aus. Er, der kluge, gewaltige Anführer, hatte sich so schmählich überlisten lassen!

Die Stelle, welche das Inselchen noch am vergangenen Abend mitten im Wasser eingenommen hatte, war so glatt wie ein Spiegel! Von Schilf oder Gesträuch war keine Spur geblieben.

„Die Hand des bösen Geistes hat sich über das Wasser ausgestreckt," sprach der indianische Läufer. „Er hat nicht gewollt, daß die weißen Hunde, die seine Kinder sind, von den Händen eines so glorreichen Häuptlings, wie der Schwarzvogel, ihren Tod finden sollten."

Aber diese gesuchten Beileidsbezeigungen des Boten, der sich innerlich, seiner Sendung eingedenk, zu dem Verschwinden der Flüchtlinge Glück wünschte, fanden kein Gehör bei dem Schwarzvogel, der, seine Streitaxt schwingend, mit Zornblicken auf die nächste Schildwache zuschwankte. Der bedrohte Krieger rührte sich nicht. Er blieb mit vorgestrecktem Kopfe und halb erhobenen Armen stehen, um anzudeuten, daß er gewissenhaft seine Wächterpflicht erfüllt habe, und schon sollte die Streitaxt auf seinen Kopf niederfallen, als der Bote den Arm des Schwarzvogels aufhielt.

„Die Sinne des Indianers haben Grenzen," sprach Antilope; „sein Ohr kann das Gras nicht wachsen hören, sein Auge konnte die Wolke nicht durchdringen, die über dem Strome lag. Der Schwarzvogel hatte alles aufs beste angeordnet; der große Geist hat nicht gewollt, daß ein so mächtiger Häuptling seine Zeit mit Vergießen des Blutes dreier Weißen verliere, da er ihm Gelegenheit giebt, dort unten ganze Ströme des verhaßten Blutes zu vergießen." Dabei deutete der Sprecher nach der Gegend hin, wo sich das mexikanische Lager befand. Der Schwarzvogel, den die gemachten Anstrengungen und die ihn verzehrende Wut aufs äußerste erschöpft hatten, vermochte nicht zu antworten. Seine Wunde hatte sich wieder geöffnet, sein Blut floß von neuem durch den Rinden-

verband hindurch. Er wankte, knickte zusammen; Antilope mußte ihn aufs Gras hinsetzen, wo er alsbald das Bewußtsein verlor. Die Zeit aber, die verstrich, bis Schwarzvogel wieder zu sich kam, rettete unsre Flüchtlinge; sie wären sonst ohne Zweifel von den gut berittenen Apachen eingeholt worden.

Ein lang anhaltendes Geheul, das vom jenseitigen Flußufer herüberschallte, bewies dem Häuptling, dessen Augen sich wieder öffneten, daß seine Krieger das Verschwinden der Insel jetzt gleichfalls bemerkten.

„Wir wollen die Spur der Flüchtlinge aufsuchen," sprach der Läufer, „dann wird der Schwarzvogel der Stimme der Vernunft Gehör schenken, seine Ohren werden nicht länger taub sein."

Bei diesem Vorschlag nickte der Häuptling zustimmend; er ließ sich aufs Pferd heben, der Läufer setzte sich hinter ihn, um ihn im Notfall im Sattel festzuhalten, und nachdem alle Anordnungen getroffen waren, bewegte sich das ganze Aufgebot der indianischen Krieger, auf beiden Ufern emsig nach Spuren suchend, langsam stromabwärts. Doch alle Mühe, aller Scharfsinn blieben fruchtlos, da das Gewässer den zerstörenden Händen der Flüchtlinge zu Hilfe kommend, jedes Erdstück, jeden Zweig und jedes Blatt der Insel verschluckt oder entführt hatte; und nun weigerte sich der Schwarzvogel, seinen Groll bezähmend, nicht länger, die Richtung gegen das mexikanische Lager einzuschlagen und dem harrenden Volke des Katzenpardels in seiner Person ein neues Oberhaupt zu schenken. — — —

Begeben wir uns nun wieder in das Lager der Goldsucher, so finden wir es in der größten Verwirrung. Als nach jenem mörderischen Nachtgefecht die Reiter von der Verfolgung des fliehenden Feindes zurückgekehrt waren, sprach sich Don Estevan gegen Pedro Diaz, den er auf dem Wege nach Tubac ganz für sich und seinen thronlustigen Prinzen gewonnen hatte, entrüstet über Cuchillo aus. Er hatte den Banditen seither stets mit Argwohn beobachtet, und da er unter den Toten im Lager nicht aufzufinden war, vermutete der Spanier mit Recht, der Habsüchtige werde nach dem

Goldthal treulos entwischt sein. Diaz stimmte dieser Ansicht bei, denn er hatte selbst auch Verdacht geschöpft; ebenso billigte er, im Vertrauen auf seine Ortskenntnis, das Vorhaben Don Estevans, dem Ausreißer ungesäumt nachzusetzen. Schon nach einer Stunde kärglicher Rast auf die großen Strapazen, saßen Arechiza und Diaz mit Oroche und Baraja zu Pferde und ritten in scharfem Trab in der Richtung der Nebelberge von dannen. Unter den zurückgebliebenen Abenteurern, denen man das Ziel der Expedition sorgfältig verborgen hatte, verbreitete sich nun, wie es fast immer beim Bewahren von Geheimnissen geht, ein Gerücht, daß sich ganz in der Nähe des Lagers ein unermeßlich reiches Goldlager befinde, und daß die Kundschaft, auf die sich Don Estevan begeben, keinen andern Zweck habe, als dessen Lage genauer zu ermitteln. Nun bemächtigte sich aller Gemüter ein fieberndes Verlangen nach Gold und nichts als Gold, zumal da die Sonne schon die Hälfte ihres Bogens am Himmel durchlaufen hatte und noch keiner der vier am Morgen abgegangenen Reiter zurückgekehrt war. Endlich erspähten die Schildwachen in der Ferne eine leichte Staubwolke. Alles lief nach dieser Seite hin, in der Hoffnung, Don Estevan samt seinen Gefährten herankommen zu sehen. Die Täuschung dauerte aber nicht lange Indianische Federbüsche und mit Menschenhaaren bewimpelte Lanzen kamen allmählich in Sicht, und nun schrie es von allen Seiten: „Zu den Waffen! zu den Waffen! die Indianer kommen!“ Unsäglicher Wirrwarr erfüllte das führerlose Lager. Wer sollte befehlen? Wer gehorchen? Auf allen Gesichtern malte sich die Überraschung, die Angst, der Schrecken. Indessen stellte sich jeder, so gut es eben gehen mochte, an den Posten, den er tags zuvor inne gehabt hatte.

Einigen Mut schöpften die Goldsucher wieder, als sie statt eines Heeres, das sie hinter der Staubwolke vermutet hatten, nur sechs indianische Reiter herantraben sahen. Einer davon — es war Antilope — ließ von seiner Lanze einen Tuchfetzen wehen, der einmal weiß gewesen war, und gab sich damit als Parlamentär zu erkennen, der Friedensanträge machen wollte. Von ihren Führern

im Stich gelassen, die sicher sofort eine Kriegslist vermutet hätten, waren die Mexikaner im Lager in keiner Weise der verschlagenen Tücke Schwarzvogels gewachsen und gingen wie hungrige Mäuse blindlings in die Falle, die ihnen plump genug gestellt wurde. Nachdem sich Antilope Gehör verschafft hatte, sprach dieser beredte Herold von der Freude des mächtigen Häuptlings Schwarzvogel, daß sein bitterster Feind, der unverträgliche Katzenpardel, samt einem guten Teil von dessen Volk, durch die Weißen getötet worden sei. Ein glücklicheres Ereignis hätte ihm gar nicht gemeldet werden können, und die Weißen aus Mittag nenne er darum seine Freunde und Brüder. Er lasse sie bitten, zwanzig von den Pferden, die er auf der letzten Jagd eingefangen, als Geschenk von ihm anzunehmen.

Der einzige im Lager, der die Sprache des Redners verstand und als eine Art Unterchef waltete — Gomez hieß er — war ebenso thöricht als feig und ließ sich durch die Arglist jämmerlich übertölpeln. Die Gesandten ritten fort und brachten nach kurzer Zeit einen starken Trupp prachtvoller Pferde auf die Ebene vor dem Lager zurück. Jetzt waren auch die Kameraden zufrieden, die Mißtrauen geäußert und sich mit Gomez gezankt hatten. Man wählte zwanzig der schönsten Pferde aus und lud sogar Antilope nebst einem seiner Begleiter ins Lager ein, daß er sich dort bewirten lasse. Darauf hatten es die zwei Rothäute gerade abgesehen. Sie trugen die ausgelernteste Verstellung zur Schau, ließen aber ihren Späherblicken nichts entgehen und hatten sich bald überzeugt, daß die Mexikaner in Abwesenheit des Häuptlings, dem das Zelt mit der Fahne gehörte, keine unüberwindlichen Gegner seien. Es hätte den Weißen auffallen müssen, daß mit anbrechender Dunkelheit die Zahl der ledigen Pferde auf der Ebene draußen zusehends wuchs; doch die vertrauensseligen Abenteurer ließen sich das nicht weiter anfechten, hatten sie doch zwei Geisel in Händen. Als es nun völlig Nacht geworden war, stieß Antilopes Begleiter auf einmal ein gräßliches Kriegsgeschrei aus, Antilope selber löste eine unter seinem Mantel verborgen gehaltene Streitaxt vom Gürtel

und hieb den neben ihm stehenden Gomez nieder; beide Indianer schwangen sich dann blitzschnell auf ihre Pferde und jagten durch die Lücke, die man für die geschenkten Pferde in der Verschanzung geöffnet hatte, spornstreichs hinaus. Und ehe sich noch die so plötzlich aufgeschreckten Abenteurer von ihrer Verblüffung erholt hatten, drang schon ein Haufen wilder Krieger mit entsetzlichem Gebrüll durch dieselbe Lücke herein; denn von den Pferden draußen, die in der Dunkelheit herrenlos geschienen, hatte jedes einen Reiter getragen, der, mit dem einen Beine an den Sattel befestigt, seinen Körper hinter den Flanken des Tieres verbarg. Nun folgte ein schauerliches Gemetzel, dem nur wenige Weiße entrannen, und eine Stunde nach dem Ende dieses blutigen Kampfes erleuchtete das Feuer der zu einem ungeheuern Scheiterhaufen vereinigten Wagen das Lager, vor dessen Feldherrnzelt Schwarzvogel und Antilope wie zwei Rachegeister saßen, die sich an dem gräßlichen Schauspiel weideten. Die Flamme ließ auch einen weißen Gefangenen sehen, der draußen an den dornigen Stamm eines Eisenbaumes gebunden war, während ein Trupp heulender Indianer einen schauerlichen Rundtanz um ihn ausführte. — — —

Wir müssen uns jetzt wieder nach unsern geretteten Waldläufern umsehen, wie sie in der Frühe des für die Mexikaner so unheilvollen Tages in das Goldthal einzudringen im Begriff sind.

Am Himmel, den die Sterne nacheinander verließen, malten sich die Spitzberge der Sierra wie Türme und phantastische Zinnen, zu denen ein graulicher Nebel sie gestaltete. Dichte Schatten auf den Abdachungen der Sierra deuteten tiefe Spalten an, und am Fuße des Gebirgs erhob sich ein vereinzelter Fels in Form eines abgestumpften Kegels. Hinter ihm in gleicher Höhe stürzte ein Wasserfall mit gewaltigem Brausen in einen bodenlosen Abgrund, und vor dem Felsen deutete eine schwanke Linie von kleinen Weiden- und Baumwollbäumen auf die Nähe eines stehenden Gewässers. Von da erstreckte sich in düstrer Majestät die ungeheure Ebene des durch Gabelung des Gilaflusses gebildeten Delta in unabsehbare Ferne. Nach und nach wurde es heller. Von der

Höhe des freistehenden Felsens neigten zwei mächtige Fichten ihre schiefen Stämme und schwarzen Nadeln über den Abgrund hin, und am Fuß dieser Bäume zeigte das Skelett eines Pferdes auf seinen gebleichten Beinen die rohen Zieraten, die es früher getragen hatte. Bruchstücke von einem Sattel umgaben noch seine, all ihres Fleisches beraubten Flanken, und auf nahen Pfosten flatterten Menschenhaare als schauerliche Trophäen im Morgenwind. Es war das Grabmal eines von den Rothäuten abgöttisch verehrten Häuptlings, über dem Raubvögel krächzend hin und her flogen, als wollten sie den Schläfer da drinnen wieder aufwecken, daß ihnen seine kriegerische Hand von neuem die blutigen Festmahle bereite, in denen er sie so oft hatte schwelgen lassen.

Auf einmal zeigte sich der den Nebelbergen entgegengesetzte Horizont in blassem Lichte; rosige Wolken stiegen gegen den Zenit empor; bald darauf traf ein Sonnenstrahl wie ein goldner Pfeil den dunkeln Nebel der Sierra, und Lichtströme übergossen die Tiefen der Thäler. Der Tag war nun da, aber ein Dunstmantel verhüllte noch die Hügelmassen. Nach und nach zerteilten sich die Nebel, von dem Morgenwind wie eine wallende Decke emporgehoben. Einzelne Dunstflocken blieben eigensinnig an den Blättern der Gesträuche hängen, oder hüpften, Gemsen ähnlich, von Gipfel zu Gipfel. Die geklärte Luft ließ in tiefe Engpässe hineinsehen, an deren Eingang die Opfergaben, womit indianischer Aberglaube die Genien der Berge bedacht hatte, in großer Menge aufgehäuft lagen. Auch enthüllten sich dem Auge wilde Abgründe und an deren Seiten schäumend herabstürzende Wasserfälle. Über der Grabpyramide des indianischen Häuptlings sandte eine Kaskade ihren feuchten Staub empor und bildete hinter den Gebeinen des Schlachtpferdes flüchtige Regenbogen. Endlich am Fuß der Pyramide zeigte sich ein enges Thal, einerseits abgeschlossen durch steile Felsen, von denen lange Gehänge saftigen Grüns herabwallten, anderseits durch einen See, überwuchert von Wasserpflanzen, und in der Mitte durch den schon genannten Gürtel von Weiden und Baumwollbäumen: dies war das Goldthal.

Noch verriet an diesem einsamen Orte nichts die Anwesenheit lebender Wesen, als drei Männer, anfangs durch die Unebenheiten des Bodens verborgen, in unmittelbarer Nähe des Goldthales erschienen — Rosenholz, Pepe und Fabian. Den skalpierten Gayferos, der, wie sich denken läßt, durch Ermüdung und Schmerzen ganz erschöpft war, hatten sie mit einem Vorrat von Wasser und getrocknetem Fleisch an einer sichern Stelle zurückgelassen, bis sie, wie sie ihm andeuteten, ein wichtiges Gelübde erfüllt hätten; auch war es dem Gambusino von seinen Rettern auf die Seele gebunden worden, keinem seiner frühern Gefährten, wenn der Zufall solche in seine Nähe bringen sollte, ihre Anwesenheit in dieser Gegend zu verraten, während er die seinige in beliebiger Weise erklären könne.

Die drei Männer blickten mit Erstaunen und nicht ohne Besorgnis umher.

„Wenn der Teufel irgendwo in dieser Welt ein Absteigquartier hat," sagte Pepe, „so ist es gewiß in diesen Schluchten; denn zweifeln wird ja niemand, daß es das Gold ist, das zu den meisten Verbrechen Anlaß gegeben hat."

„Ach!" versetzte Fabian, der ernst und blaß aussah, „vielleicht ist an dem Orte, auf dem ich jetzt stehe, der unglückliche Marcos Arellanos von dem ihn begleitenden Manne ermordet worden. Könnte dieser Ort sprechen, dann würde ich den Namen des Ruchlosen erfahren, den zu verfolgen ich geschworen habe; aber Wind und Regen haben die Fußstapfen des Opfers ebenso verwischt, wie die des Mörders, und die Stimme der Wüste ist stumm."

„Geduld, mein Kind, Geduld!" erwiderte Rosenholz ernst. „Ich habe im Lauf eines langen Lebens das Verbrechen nie unbestraft bleiben sehen; oft findet man Spuren wieder, die man schon längst verwischt glaubt; sogar die Stimme der Wüste erhebt sich bisweilen wider den Schuldigen. Ist der Mörder noch am Leben, so wird ihn die Habsucht abermals an diesen Ort führen — was nicht lange anstehen dürfte, da er sich vielleicht im mexikanischen Lager befindet. Wollen wir nun, mein Fabian, den Verbrecher hier erwarten, oder unsre Taschen mit Gold füllen und

dann die Wohnungen der Menschen wieder aufsuchen? Darüber hast du zu entscheiden.“ Bei diesen Worten seufzte der arme Rosenholz, und Fabian entgegnete:

„Ich weiß nicht, zu was ich mich entschließen soll. Mir ist, als müsse ich einer treibenden Macht gehorchen, wie an dem Abend, als ich zu euch, an euern Feuerherd im Walde kam. Nur das eine weiß ich, daß ich mit traurigem und von Ungewißheit gefoltertem Herzen hier stehe.“

„Zwar ist der Mensch nur ein Spielzeug der Vorsehung,“ sagte Rosenholz auf diese Schmerzensworte seines Lieblings; „was aber die Traurigkeit betrifft, die dich befallen hat, so ist sie durch das Aussehen dieser Gegend vollkommen gerechtfertigt, und was ...“

Hier unterbrach ein heiserer Schrei den Kanadier, eine Art menschlichen Gebrülls, das aus dem indianischen Grabe hervorzukommen schien, als sollte es die unbefugten Betreter dieser geweihten Totenstätte zurückschrecken. Die drei Jäger richteten den Kopf nach der Spitze der Pyramide, von wo sie den Schrei gehört zu haben glaubten, aber dort zeigte sich kein lebendes Wesen.

„War es wirklich die Stimme eines Menschen?“ fragte Rosenholz ganz leise, indem er Fabian und Pepe anhielt.

„Gebe der Himmel,“ erwiderte der abergläubische Dormilon, indem er ein Kreuz schlug, „daß wir es in diesen Bergen, wo sich unerklärliche Geräusche hören lassen, wo Blitze einen heitern Himmel durchfurchen, mit nichts Schlimmerem als mit Menschen zu thun haben! Sollten aber auch diese Nebel eine Legion von Teufeln verbergen, — es thut nichts, sobald dies Thal, wie Ihr sagt, Don Fabian, so viel Gold enthält, daß ein noch so verschwenderischer König die Ausgaben seines Hofes auf Jahrzehnte damit bestreiten könnte. Sind wir denn wohl noch weit vom rechten Orte entfernt?“

Fabian schien seine Erinnerungen sammeln und festhalten zu wollen. Er warf einen aufmerksamen Blick umher, von der Spitze der Nebelberge und dem Gipfel der Pyramide bis zu den fernen Dünsten, die aus dem Flusse emporstiegen; alsdann ant=

wortete er: „Ganz unzweifelhaft befinden wir uns hier an der rechten Stelle.“

Mißtrauisch und aufgeregt durch den gehörten Schrei, fing unser Kleeblatt nun an, den Boden zu mustern, und bald rief Rosenholz: „Hier sind Fußspuren eines Weißen, und sicher ist er vor nicht länger als zehn Minuten hier vorbeigegangen!“ In der That ließen sich Menschentritte im Sand unterscheiden, auch war der Schaft eines wilden Portulaks umgetreten worden, dessen Stengelchen sich jetzt nach und nach wieder aufrichteten. Der Kanadier verfolgte sogleich mit Pepe die Spuren weiter, während Fabian nachdenklich zurückblieb. Das Goldthal, das ihm zu Rosaritas Hand verhelfen sollte, war nun in nächster Nähe, sein feurigster Traum eine Wirklichkeit. Er schritt, wie von unsichtbarer Hand gezogen, auf den Gürtel von Buschwerk zu, das ein undurchdringlich scheinendes Dickicht bildete. Kaum aber hatte er zwischen den ineinander verschlungenen Zweigen hindurch seinem Auge einen Weg gebahnt, so betrachtete er, starr vor Erstaunen, ein wundersames Schauspiel, das sich ihm darbot. Der bläuliche Schatten, der noch im Thalgrund herrschte, schwand vor der Sonne und ließ nach und nach unzählige geheimnisvolle Blitze aus Kieseln, zahllos wie die am Ufer des Meeres, hervorsprühen. Gleich erkannte das geübte Auge des Goldsuchers unter der Thonhülle das gediegene Gold, das Jungferngold, wie es die Bäche von den Bergen auf die Ebene herabflößen. Der reichste Schatz lag hier ausgebreitet, der sich je einem Sterblichen gezeigt! Ein Schwindel befiel den Beschauer, aber die Betäubung dauerte nicht lange, denn Fabian gehörte nicht zu denen, die das Glück berauscht; schon nach wenigen Minuten einer Aufgeregtheit, der sich das uneigennützigste Herz nicht zu erwehren vermocht hätte, rief er seine beiden Gefährten herbei.

„Habt Ihr ihn gefunden?“ rief der Schläfer.

„Den Menschen nicht, aber den Schatz! Da seht selbst!“ antwortete Fabian, indem er mit seinem Karabiner das Lianennetz entfernte.

„Wie?“ fragte Pepe, „diese funkelnden Steine da ...“

„Sind pures Gold — sind die Schätze, die seit Jahrhunderten hier aufgehäuft liegen.“

„Um aller Heiligen willen!“ rief der Schläfer aus und sank wie anbetend auf ein Knie nieder. Seit lange zurückgedrängte Leidenschaften schienen auf einmal wieder den Weg zu seinem Herzen zu finden; es ging eine völlige Umwandlung mit ihm vor, und der unheimliche Ausdruck seines Gesichts erinnerte wieder an den Miquelote, der vor zwanzig Jahren um den Blutpreis geschachert, der eine Handvoll Gold erpreßt und sich damit zum Mitschuldigen eines Mörders gemacht hatte. Sein Auge schweifte mit wachsender Gier über die Goldkiesel hin, und von Zeit zu Zeit warf er einen verstohlenen, aber tückischen Blick auf Fabian, der in träumerischen Gedanken dastand, und auf Rosenholz, der den Arm auf den Lauf seiner Büchse stützte und immer nur nach seinem teuersten Schatze hinblickte, nach dem Jüngling, dem Sohne, den ihm der Himmel wieder geschenkt hatte.

Für Pepe, den der Teufel der Habsucht auf einmal ganz in Besitz genommen hatte, waren diese zwei Menschen, die ihm in jedem Sinne heilig sein mußten, nun zu viel auf der Welt. Ein Schauder des Entsetzens schüttelte seinen Körper, als diese Gedanken durch seinen Geist fuhren. Er kämpfte den heftigsten Kampf mit sich selbst. Aber bald trug die edlere Natur in ihm den Sieg davon; der alte Adam war für immer überwunden, und es blieb nur noch der durch die Reue und die Einsamkeit geläuterte Waldläufer zurück. Er hatte, immer noch mit einem Knie auf der Erde ruhend, die Augen geschlossen; eine verstohlene Thräne, die von seinen Gefährten ebensowenig bemerkt wurde wie der Kampf, den er bestanden hatte, drängte sich aus seinem zuckenden Augenlide und rollte auf seine gebräunte Wange herab.

„Herr Graf von Mediana,“ rief er dann, sich erhebend, „Ihr seid von nun an ein reicher und mächtiger Herr, denn all das Gold gehört Euch allein!“

„Da sei Gott vor,“ versetzte Fabian lebhaft, „daß meine Freunde, die meine Gefahren geteilt, nicht auch dies Gold mit

mir teilen sollten! Was sagt Rosenholz dazu? Freut es ihn nicht, daß er in seinem Alter noch ein reicher und mächtiger Herr werden kann?"

„Ich denke wie mein Freund Pepe," antwortete der ehrliche Kanadier, der seine alte Stellung beibehalten hatte. „Was würde ich mit all dem Quark da anfangen, wonach alle Welt trachtet? Wenn dies Gold für uns einen unschätzbaren Wert hat, so kommt dies daher, daß es dir gehört, mein Sohn. Der Besitz des kleinsten dieser Kiesel würde in Pepes, wie in meinen Augen dem Dienste, den wir dir etwa geleistet, all seinen Wert nehmen. Doch ist nun der Augenblick gekommen, Kinder, wo wir, anstatt zu sprechen, handeln müssen; sicherlich sind wir nicht allein in diesen Einöden."

Die Zeit war allerdings kostbar. Pepe drang zuerst, die Zweige der Baumwollbäume auf die Seite drückend, tiefer durch den Hag ein; aber kaum hatte er einen Fuß im Goldthale, als sich in den Bergen ein Schuß hören ließ. Nach einigen Sekunden der peinlichsten Angst wurden die beiden Freunde durch Pepes Stimme wieder beruhigt. „Es ist der Teufel, der uns von seinem Goldthal fernhalten will," rief der Schläfer; „aber auf jeden Fall ist es ein Teufel, der nicht zum besten zielt!" Bevor nun Rosenholz und Fabian in das Thal eindrangen, sahen sie zum zweitenmal nach der Spitze der Pyramide auf, von wo der Schuß, sowie die Stimme, die sie gleich anfangs gehört hatten, hergekommen sein mußte. Aber ein dicker, vom Wind hergeführter Nebel verhüllte ihnen in diesem Augenblick die Plattform. Darum gingen sie mit Pepe, ohne sich erst zu beraten, gemeinschaftlich auf die Felsenhöhe los, denn dort lag ohne Zweifel der Feind verborgen, der sie bedrohte.

Zehntes Kapitel.

Das Gericht am Indianergrab.

Als Cuchillo auf seiner schon berichteten nächtlichen Flucht aus dem Lager die Nachbarschaft der Nebelberge erreicht hatte, hielt er sein Pferd an. Die Gesamtgestalt der Örtlichkeiten hatte er nicht vergessen, aber sein vor Furcht und Freude zitterndes Herz, das aufgeregte Blut, das ihm in den Ohren brauste, raubten seinem Blick die gewohnte Schärfe. Er mußte ein wenig verweilen, um sich wieder ganz zurechtzufinden.

Erst nach Verlauf einiger Minuten konnte er ruhiger umherschauen. Als er in die Nähe der Pyramide kam, die sich über das Goldthal erhob, war es noch völlig dunkel, und die feuchten Dünste des Sees hüllten das Thal und den steilen Hügel des indianischen Grabmals in einen dichten Schleier.

Durch das dumpfe Rauschen des Wasserfalls, dessen er sich am deutlichsten erinnerte, wurde er mit einem Male aus seiner Ungewißheit gerissen. Er hatte nicht vergessen, daß ein tosendes Wasser nicht weit von dem Goldthale in einen Abgrund stürzte.

Er stieg nun vom Pferde, um sich eine kleine Weile auszuruhen und den Tag abzuwarten. Doch hatte er sich kaum niedergesetzt, als er in jähem Schrecken wieder aufsprang, als wäre er in die Nähe einer giftigen Schlange geraten. Ein verhängnisvoller Zufall hatte ihn an dieselbe Stelle geführt, wo er einst Marcos Arellanos ermordet hatte! Seine aufgeregte Phantasie malte ihm blitzschnell den tödlichen Kampf mit allen Einzelheiten vor das innere Auge.

Das Gefühl des Schreckens, das Cuchillo übermannt hatte, verflüchtigte sich jedoch bald wieder. Andre Gedanken stiegen allmählich in seiner Seele auf und nahmen die Stelle derer ein,

die ihn soeben noch beherrscht hatten. Zwar nicht, als ob er wieder rechte Ruhe erlangt hätte, denn die Nachbarschaft des Goldthales raubte ihm die Freiheit des Geistes, aber er hörte wenigstens auf, an ein Verbrechen zu denken, das sich unter den vielen andern verlor, die er in seinem wüsten Abenteurerleben begangen hatte.

Die Erinnerung an Arellanos war schon so gut wie ausgelöscht, als Cuchillo mitten in der Trunkenheit seiner Habgier, die ihm Gold und nichts als Gold vorgaukelte, vom ersten Schein der Morgenröte überrascht wurde.

Obwohl er so ziemlich gewiß war, daß niemand seine Entfernung aus dem Lager bemerkt hatte, und noch weniger jemand ihm gefolgt war, beschloß er doch, um ganz beruhigt sein zu können, die vor ihm aufragende Pyramide zu ersteigen und sich von dem hohen Standorte aus einen Fernblick in die Einöde zu verschaffen.

Die beiden Tannenbäume, deren dunkles Grün das Grab des Apachenhäuptlings beschattete, schienen ihm vorzüglich geeignet, ihn den Blicken von Indianern, die zufällig in der Nähe sein könnten, zu entziehen, und so schritt er dem Fuße des Hügels zu.

Er konnte sich's indessen nicht versagen, im Vorübergehen einen zugleich gierigen und angstvollen Blick in das Thal der Goldkiesel zu werfen. Da tauchte ihm plötzlich ein Gedanke auf, der sein Entzücken für einen Augenblick verscheuchte: war der Schatz noch so unberührt, wie er ihn vor zwei Jahren verlassen hatte?

Ein kurzer Blick schon gab ihm Antwort, wie er sie gewünscht hatte. Der ganze Platz hatte noch das nämliche Aussehen wie damals; immer noch sandte das aufgehäufte kostbare Metall seine bezaubernden Strahlen aus. Der vor Durst halb verschmachtete Wanderer in der Wüste betrachtet nicht mit größerer Wonne die Oase mit fließendem Wasser, als Cuchillo auf die Haufen gediegenen Goldes blickte, die durch die Hecken der Baumwollstauden herüberfunkelten.

Jeder andre Abenteurer, von seinem Glücksstern an diesen

Ort geführt, hätte sich beeilt, sich mit so viel Gold zu beladen, als er zu tragen vermochte, und sich dann mit seiner Beute davonzumachen; aber bei Cuchillo war die Leidenschaft der Habgier mit der des Geizes verschmolzen. Er wollte sich am Anblick eines Schatzes, dem er ohne Zögern das Leben aller seiner Genossen geopfert hatte, erst mit vollem Behagen weiden, bevor er ihn plünderte.

Mit gewohnter Behutsamkeit nahm der Bandit, nach einigen der Befriedigung des heißesten seiner Wünsche gewidmeten Augenblicken, sein Pferd beim Zügel, schritt rasch den Bergen zu, band es an einen der in ziemlich tiefer Schlucht wachsenden Büsche, um es vor aller Augen zu verbergen, und schickte sich nun an, die Pyramide zu ersteigen.

Auf dem Gipfel angelangt, überblickte er die öde Umgebung, um sich zu überzeugen, daß er wirklich allein sei. Eine aufmerksame Prüfung von einigen Minuten hatte ihn von neuem beruhigt, denn Don Estevan und seine drei Begleiter einerseits, der kanadische Jäger mit seinen beiden Freunden andrerseits, denen keine so genaue Ortskenntnis zu statten kam, hatten Umwege zu machen und blieben ihm noch durch die Hügel verdeckt.

Cuchillo richtete jetzt seine Augen unwillkürlich auf die Wasserfläche, die im Herabfallen hinter der Pyramide eine Brücke von geschmolzenem Silber über den Abgrund zu werfen schien. Zuweilen schwankte die Flutmasse in ihrem Sturze, dann funkelte zwischen den regenbogenfarbigen Dünsten, die der Wind zerstreute, ein durch die hundertjährige Thätigkeit der Gewässer bloßgelegter Goldblock in den Strahlen der Sonne.

Durch den feuchten Staub des Wasserfalls unaufhörlich gewaschen, erschien der Goldblock in seiner ganzen Herrlichkeit, jeden Augenblick bereit, seine Kieselhülle zu verlassen, sich loszulösen und in den Abgrund zu versinken.

Beim Anblick dieses Blockes, den er ergreifen zu können glaubte, wenn er nur den Arm ausstreckte, erfüllte eine maßlose Freude Cuchillos Herz. Voll Gier über den Abgrund geneigt, die Hände

ausgestreckt und die Augen weit geöffnet, fühlte er, wie sich seine Brust schwellte zum Zerspringen, und er wäre vielleicht der krampfhaften Gemütsbewegung unterlegen, wenn nicht ein Schrei des Schmerzes und zugleich des Jubels seinem Innern Luft gemacht hätte.

Das war der Schrei, den Rosenholz und die Seinen gehört hatten.

Bald jedoch ließ den Gierhals ein Anblick, auf den er in dieser Einöde nicht im entferntesten gefaßt war, einen zweiten Schrei ausstoßen, aber diesmal war es ein Schrei der Wut: er hatte ein menschliches Wesen, einen Mann, gleich ihm Besitzer des Geheimnisses seines Lebens, mit unwürdigen Füßen sein Heiligtum betreten sehen!

Rosenholz und Fabian waren hinter der dichten Umbuschung des Goldthales seinen Augen unsichtbar geblieben, Cuchillo glaubte also, daß Pepe, den er nur gesehen, der einzige Eindringling sei, und ohne zu überlegen, ohne auch nur recht zu zielen, hatte er auch schon auf ihn geschossen.

Das war die Kugel, die Pepe an seinem Ohr hatte vorbeipfeifen hören.

Es ist unmöglich, die Wut und die Bestürzung des Banditen zu schildern, als er, den die Tannenbäume verbargen, zwei Männer sich zu dem ersten gesellen sah, als er gar in dem einen von ihnen an dessen hoher Gestalt einen der schrecklichen Jäger erkannte, die er bei der Poza am Werke gesehen hatte, und in dem andern Tiburcio-Fabian, denselben Todfeind, der schon zweimal seinen Nachstellungen entgangen war.

Ein kalter Schauer rieselte ihm durch alle Glieder. Nun sollte er noch einmal dieses Goldthal fliehen müssen, zu dem ihn eine unersättliche Begierde hinzog, von dem ihn ein schreckliches Verhängnis immer wieder zu entfernen schien?

Zum Glück für den Banditen umschwebten noch dichte, im Winde schwankende Nebelwolken die Umgebung der Pyramide und entzogen ihn den Blicken der drei Feinde, die zu ihm heraufgestiegen waren. Als sie eben die Plattform des Felsens erreicht hatten,

war es Cuchillo noch möglich gewesen, auf der entgegengesetzten Seite hinabzusteigen, und er hatte noch Zeit gehabt, in der Ferne auch Don Estevan und sein Gefolge wahrzunehmen. Das war eine neue Überraschung für den Banditen! Wie eine Schlange glitt er am Felsen hinab und verbarg sich zwischen den Blättern der Wasserlilien, wohl oder übel entschlossen, hier die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Es war ja nicht schwer, einen tödlichen Kampf zwischen Fabian und dem Herzog von Armada vorauszusehen, und Cuchillo in seiner Schlauheit berechnete rasch die günstigen Aussichten, die ihm noch übrigblieben.



Wenn die drei Jäger den Sieg davontrugen, so hatte er nichts oder doch sehr wenig von Fabian zu befürchten, der in seinen Augen immer noch Tiburcio Arellanos war. Nach seiner Sinnesart bedeutete ein Messerstich nicht viel, und er hoffte für den, den er Tiburcio versetzt hatte, Verzeihung zu erhalten, wenn er die ganze Verantwortung dafür Don Estevan zuschöbe. Blieb aber dieser Herr des Platzes, so schmeichelte sich der Bandit, sein Ausreißen leicht mit einem annehmbaren Vorwand bemänteln zu können. Er beschloß also, den Kampf entbrennen zu lassen und im entscheidenden Augenblick dem Stärkern zu Hilfe zu kommen.

Inzwischen hatten auch die drei Freunde die Mexikaner bemerken müssen, und Rosenholz konnte bereits die Farbe der sich nähernden Reiter unterscheiden. „Es sind Weiße,“ sagte er, „vier aus dem mexikanischen Lager.“ Sogleich legte er sich platt auf den Leib und richtete sich so, daß sein Kopf zwischen den Steinen, die den Gipfel der Pyramide wie Schießscharten umgaben, verborgen blieb. „Ah!“ fuhr er leise fort, „jetzt erkenne ich unter diesen Reitern einen von denen, die ich in der Nacht an der Poza gesehen habe — ja, den Befehlshaber, und der kein andrer als Don Antonio von Mediana ist ... den sein Unstern uns endlich zuführt!“

„Don Antonio von Mediana?“ wiederholte Fabian, — „ist es möglich? Seht Ihr nicht falsch?“

„Er ist es!“ sage ich dir; „ich täusche mich nicht.“

„Ha!“ rief Fabian aus — „jetzt seh' ich ihn auch! Es ist der Finger Gottes, der mich hierher gewiesen!“

Pepe sagte kein Wort, aber bei dem Namen, den er gehört hatte, hob er den Kopf und schoß Blicke voll Haß in die Ferne.

„Die andern drei Reiter kenne ich nicht,“ fuhr Rosenholz fort. „Einer davon ist von schlanker Gestalt, und welch schönes Pferd er reitet!“

„Ein braunes Pferd?“ fragte Fabian; „hat er goldene Tressen am Hute, hat er ein edles Gesicht?“

„Ganz recht.“

„Dann ist's Pedro Diaz.“

Auch Oroche wurde bald darauf von Fabian an seinen Haarsträhnen und dem schofeln Mantel erkannt. Er war vom Pferde gestiegen, ebenso Baraja; sie hatten im Sande Spuren von dem vermißten und hier vermuteten Cuchillo entdeckt und waren im Umhersuchen ins Goldthal gelangt, bei dessen Anblick ihnen der Dämon der Habgier verbrecherische Anschläge zuflüsterte. Jetzt erwarteten sie das Herankommen ihres Anführers, und als er auf Büchsenschußweite vor der Pyramide anhielt, flüsterte Rosenholz seinen im Hinterhalt liegenden Genossen zu:

„Es ist Zeit!“

„Ich muß Don Antonio lebendig haben," sagte Fabian kurz; „das übrige kümmert mich wenig."

Da richtete sich Rosenholz zu seiner ganzen Höhe empor und stieß einen Schrei aus, der die vier Männer unten doppelt überraschte, als sie die riesenhafte Gestalt des Kanadiers und den seltsamen Anzug, den er trug, erblickten.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?" rief eine Stimme, die Fabian als die Don Antonios erkannte.

„Wer wir sind?" antwortete der Jäger; „wir sind vor euch hier gewesen, also die einzigen Herren dieser Gegend. Darum zieht euch gutwillig zurück; das heißt, wir gestatten dies dreien von euch, der vierte bleibt unsrer Gnade überliefert, damit wir ihn an das Gesetz der Einöde erinnern, das Blut für Blut verlangt."

„Das ist irgend ein Einsiedler, dem die Einsamkeit den Kopf verdreht hat," sagte Pedro Diaz.

„Nein, nehmt Euch in acht, Don Pedro," warnte Baraja; „ich kenne diesen Mann, er ist der furchtbarste Tigertöter, den ich jemals gesehen habe."

„Was soll das mich kümmern?" entgegnete Diaz.

„Beim Element, das fehlte noch!" eiferte Oroche dazwischen. „Ohne einen Schuß zu thun, sollen wir ein Goldlager aufgeben, wie noch nie eins gefunden wurde? Da ließe man sich doch lieber das Herz aus dem Leibe reißen!"

„Ihr werdet nicht in Gefahr kommen, die Wahl treffen zu müssen," höhnte Rosenholz.

„Wozu die Possen?" sagte Diaz und erhob sein Gewehr; „ich will der Verhandlung mit einem Flintenschuß ein Ende machen."

„Thut es nicht!" versetzte Mediana, ihn zurückhaltend; „hören wir erst, was dieser närrische Prediger zu verkünden hat . . . Wer ist denn der unter uns, Freund," fragte er spottend, „den Ihr über das Gesetz der Einöde belehren wollt?"

„Mit Eurer Erlaubnis, Ihr selbst!" erwiderte die Stimme Fabians, der sich plötzlich und im gleichen Augenblick erhob, während auch Pepe an seiner Seite aufstand.

„Ha! Ihr seid es wieder?“ rief Don Antonio voll Wut und Überraschung aus.

Fabian verneigte sich mit feierlichem Ernst.

Als nun auch Pepe mit schallender Stimme hinunterrief: „Und ich, ich bin Pepe, der Schläfer, aus Elanchovi, der seinen Aufenthalt in der Festung Ceuta nicht vergessen hat, wie Ihr, Antonio de Mediana,“ da sagte dem abenteuernden Herzog ein plötzliches Vorgefühl, daß sein Stern im Sinken sei. Er blickte unruhig umher. Die hohen Felsen, die das Goldthal auf einer Seite umschlossen, konnten vor dem Feuer von der Plattform Schutz gewähren, und einen Augenblick riet ihm die Klugheit, sich dort in Sicherheit zu bringen; doch seine Tapferkeit, die ihm nie abhanden kam, und sein empörter Stolz hielten ihn auf die Stelle festgebannt.

„Wohlan!“ rief er zu Pepe hinauf: „So räche dich denn an einem Feinde, der es verschmäht, zu fliehen!“

Endlich nach erhitztem Hin- und Herreden erschallte die donnernde Stimme des Kanadiers: „Machen wir, daß wir zum Ziel kommen! Wir haben es nur mit euerm Anführer zu thun: ihr andern, ihr müßt euch entschließen, ich will nicht sagen, uns den Mann auszuliefern, sondern nur, uns ihn fangen zu lassen. Zieht euch daher gutwillig zurück, wenn ihr nicht wollt, daß wir euch wie Apachen und Jaguare behandeln!“

Auf dieses Ultimatum nestelte sich Diaz mit seinem Pferde hart an das des Spaniers und flüsterte diesem zu: „Setzt Euch in Euerm Sattel fest, nehmt Euer Pferd zusammen und laßt mich machen.“

Oroche und Baraja aber, die ihr Chef ins Lager zurückkehren hieß, wollten herzlich gern kapitulieren, wenn sie einen Hut voll Gold mitnehmen dürften. Dies wurde ihnen von Pepe rundweg verweigert, worauf die Taugenichtse, froh ihrer geretteten Haut, spornstreichs davonjagten.

Jetzt sprang Diaz mit raschem Entschluß auf Don Estevans Pferd hinüber, schlang seine Arme um den Reiter, den der Stoß



erschüttert hatte, ergriff den Zügel des Pferdes und fing an zu fliehen, wobei er seinen Chef mit seinem Körper, wie mit einem Schilde, zu decken suchte. Aber Fabian und Pepe, von der gleichen Leidenschaft der Rache beseelt, ließen sich blitzschnell mit augenscheinlicher Lebensgefahr am Felsen hinabgleiten, um die zwei Reiter zu verfolgen, und Rosenholz erhaschte den Augenblick, wo das fliehende Pferd den Kopf zum Ziele bot, seine Büchse abzudrücken. Das Pferd stürzte zur Erde und seine doppelte Last mit

ihm. So schnell als möglich rafften sich die zwei Verfolgten wieder auf, Diaz riß ein Messer aus dem Knieriemen seiner Reitgamaschen, und Arechiza zielte mit seiner Doppelflinte auf Fabian, doch eben als er feuern wollte, kam eine zweite Kugel von dem Kanadier und zerschmetterte die Flinte an der Stelle, wo sich der Lauf mit dem Holze verbindet. Das Gewehr entsank Don Estevans Händen, er verlor das Gleichgewicht und stürzte auf den Sand hin. „Endlich! nach fünfzehn Jahren!“ schrie Pepe, sprang auf ihn los und setzte ihm ein Knie auf die Brust. Umsonst versuchte sich Arechiza zu wehren. Sein durch den heftigen Schlag, der ihm die Flinte entrissen hatte, empfindungslos gewordener Arm versagte jeden Dienst. Im Nu hatte Pepe den wollenen Gürtel, den er mehrmals um den Leib geschlungen, losgemacht und schnürte damit die Glieder seines Feindes fest zusammen. Diaz konnte ihm nicht beistehen, er mußte sich gegen Fabian verteidigen, wurde aber bald von seinem Gegner mit Hilfe von Pepe und Rosenholz entwaffnet.

Fabian hatte den Pedro Diaz nur flüchtig auf der Hacienda del Venado gesehen und kannte ihn weiter nicht, aber die Treue, die der Abenteurer jetzt mit Lebensgefahr gegen seinen Chef bewiesen hatte, gewann ihm des Jünglings Sympathie. „Lassen wir ihn frei,“ sagte er zu den Seinen; „mit einem Manne von Herz, wie Pedro Diaz, kann man sich immer verständigen!“ Und nun ersuchte er den Überraschten, dem er sogar seine Waffen zurückgab, ihn anzuhören und klärte ihn über Don Estevans Vergangenheit auf, der ihm seine Mutter gemordet, seinen Namen, seine Güter geraubt und ihm vor kurzem erst nach dem Leben getrachtet hatte. Diaz ließ traurig den Kopf sinken und schwieg. Ob aber die schreckliche Anklage auch auf Wahrheit beruhe? Darüber konnte er nicht mehr im Zweifel sein, als Arechiza, der lange Zeit hartnäckig jede Antwort verweigert hatte, zuletzt, von Beweisen erdrückt, seinem Stolz entsagte, sein Verbrechen eingestand und sich in sein Schicksal ergab. Da wagte Pedros Gerechtigkeitsgefühl nicht einmal den Versuch mehr, Gnade für den Überwiesenen zu erbitten, und es fragte sich nur noch, wer den Henker machen sollte. — —

Oroche und Baraja, ein edles Brüderpaar, das sich in niederträchtiger Gesinnung die Wage hielt, waren inzwischen weit entfernt, ins Lager zurückkehren zu wollen. Wie hätten sie auch, so nahe dem Goldthal, ihrem Heißhunger nach dessen Reichtümern gebieten können! Und zu der Habsucht gesellte sich bei ihnen noch der Neid; keiner mochte dem andern auch nur ein Stäubchen des Goldes gönnen, ja es sann jeder von beiden darauf, wie er den andern aus dem Wege räumen könnte. Und nicht genug damit! Sie gingen so weit in ihrer Frechheit, daß sie diese Absicht laut und lachend einander bekannten. Unter dem Vorwande, wenn sie zusammen weiter ritten, würden sie von etwaigen Feinden leichter entdeckt werden, als wenn sie sich einzeln hielten, trennten sie sich voneinander; doch schon die nächste Stunde mußte sie wieder zusammenführen, da sie ja dem gleichen Ziele zustrebten. Sie machten sich darüber lustig, vertagten ihre Brudertücken, und wir finden sie zuletzt in einer Felsschlucht hinter dem Pyramidengrab, wo in wilder Einöde nur Adler und Gemsen hausten. Der Wassersturz donnerte an diesem Orte so laut, daß er Menschenstimmen übertäubte. Nur mit größter Mühe konnten sie ihre Pferde aufwärts bringen, und immer besorgten sie gegenseitig, ein guter Freund möchte den andern in den Abgrund stürzen. Endlich gelangten sie an eine Stelle, wo sie vom Pferde steigen konnten. Sechs Schritt vor ihnen stürzte die Kaskade aus einer Felsenhöhle hervor, während sich der Fußpfad über diesen gähnenden Schlund fortschlängelte und eine natürliche Brücke bildete. Oroche nahm sein Pferd beim Zügel, um es über den Brückenbogen wegzuführen, und einige Augenblicke später blickten die beiden Strauchritter, wie vor kurzem Cuchillo auf dem Bauche liegend, gierig in den Abgrund hinab. Sie gewahrten jenen riesigen Goldklumpen, wie er Garben von fahlem Licht aussandte und des Menschen Hand aufzufordern schien, dies wunderbare Geschenk der Natur von dem gähnenden Abgrunde nicht verschlingen zu lassen! Doch furchtbarer als der zum Hüter des goldenen Vließes bestellte Drache, verteidigte der bodenlose Abgrund seinen Schatz, den er aus seinem Schoße

herauf mit feuchten Dünsten — dem Atem jenes wachenden Ungeheuers vergleichbar — wie mit einem Schleier umgab.

Die beständige Feuchtigkeit hatte die schroffen Felswände mit einem Mantel grünen Mooses bedeckt. Unter einem Steinblocke schien ein leichter Vorsprung, obwohl durch die Wasserdünste mit einer klebrigen Schicht überzogen, den Fuß zu erwarten, der kühn genug wäre, sich diesem gefährlichen Stützpunkte anzuvertrauen; aber eine Person allein konnte sich dessen nicht vermessen. Baraja überwand zuerst den Schwindel, der sie beide von verzückter Bewunderung dieses Schauspiels hingerissen, erfaßt hatte; denn es wurde ihm eng ums Herz bei dem bloßen Gedanken, daß der Goldblock jeden Augenblick in den Abgrund rollen könnte, ähnlich der reifen, vom Pomeranzenbaum fallenden Frucht. Auch Oroche erhob sich jetzt von der Erde, und sie berieten, wie es anzugreifen wäre, um des Schatzes habhaft zu werden. Beiderseits wurden Vorschläge gemacht und verworfen. Nun zog Baraja ein Kartenspiel aus der Tasche, und es wurde ausgemacht, wer die höchste Karte zöge, der sollte die Rolle wählen dürfen, der er den Vorzug gäbe. Oroche fiel das Recht zu; er hatte also zu bestimmen, und gegen Barajas Erwarten wählte er — in blinder Begier des Nahens, Greifens, Habens — die gefährlichste Rolle, sich über dem Abgrund am Riemen halten zu lassen. Nun lösten die beiden Gauner ihre Lassos vom Sattelbogen, flochten sie zusammen und bekamen so einen Strick, der noch eine schwerere Last als die eines Menschen tragen konnte. Eines der beiden Enden wurde Oroche um den Leib befestigt, das andre, um den Stamm einer jungen, aus einer Felsspalte hervorwachsenden Eiche mehrfach herumgewickelte Ende wurde von Baraja gehalten.

Als der doppelte Strick unter Oroches Achselhöhlen sicher befestigt war, fing dieser an sich allmählich hinabzulassen, wobei er sich an den Vorsprüngen des Felsens hielt und für seine Füße in den Spalten des Gesteins einen Stützpunkt suchte. Ein dumpfes Gebrüll tönte aus dem Abgrund herauf; unterirdische Stimmen schienen ihm zuzurufen, die Anziehungskraft des leeren Raumes

schien sich des Abenteurers zu bemächtigen. Doch das Raubtier Habsucht brüllte stärker in seinen Ohren als die Stimmen des Abgrunds. Nach Verlauf einer Minute kamen seine Füße bei dem Goldblock an, dann sein Körper, endlich seine Hände. Er konnte die runden Umrisse des Kleinods berühren, und der Abgrund brüllte jetzt nicht mehr unter ihm, er sang lieblich und einladend. Die krampfhaft zusammengepreßten Finger des Gambusino erschütterten den Goldblock; anfangs wollte er nicht weichen, aber bald bewegte er sich in den Eingeweiden des Felsens. Zwei habgierige Hände reichten kaum hin, die Masse zu umschließen; eine ungeschickte Hand konnte das Kleinod, während sie es dem Felsen entriß, und es schon gefaßt hatte, dem Abgrund überantworten. Oroche rang nach Atem, und Baraja, der sich über ihn neigte, teilte seine Angst. Da wiederholte das Echo der Tiefe zwei Schreie — den Triumphschrei Oroches, darauf den seines Kameraden: die Goldmasse funkelte in den Händen des Gambusino! Gleich dem Adler, wenn er sieht, daß ihm sein Junges aus dem unzugänglichen Horste geraubt wird, worin er es verborgen hatte, schien der Abgrund, indem er die Schreie zurückwarf, die Beute zu bejammern, die man ihm entrissen hatte.

„Ums Himmelswillen, zieh mich geschwind hinauf!" rief Oroche mit bebender Stimme. „Ich trage ein Gewicht von sechzig Pfund Jungferngold. Ah! ich hielt mich nicht für so stark!" Baraja zog anfangs krampfhaft eifrig an dem Stricke; bald aber ging es viel langsamer, bis er auf einmal ganz zu ziehen aufhörte. Die Hände Oroches konnten den Rand der Plattform noch nicht erreichen. „Ei, Baraja, so zieh doch noch ein bißchen!" rief Oroche. „Zieh den Strick straff an, so bin ich bei dir!"

Allein Baraja rührte sich nicht; ein teuflischer Gedanke zuckte durch sein Gehirn. „Gieb mir den Goldblock," sagte er; „er lähmt deine Kräfte, und was mich betrifft, so bin ich völlig erschöpft und kann die schwere Last nicht weiterziehen."

„Nein, nein, tausendmal nein!" rief der Gambusino, dem plötzlich der Angstschweiß über die Stirne herablief, und der seinen Schatz mit den Armen umschlossen hielt, „lieber gäb' ich dir meine

Seele. Ah! Schurke!“ fuhr er fort, „du würdest den Strick dann fahren lassen!“

„Wer sagt dir, daß ich ihn nicht schon jetzt fahren lasse?“ erwiderte Baraja mit dumpfer Stimme.

„Dein Vorteil!“ sagte der Gambusino keuchend.

„Wohlan! ich lasse den Strick nicht fahren. Aber nur unter einer einzigen Bedingung. Ich muß das Gold allein haben ... ganz allein ... verstehst du mich? Gieb mir's ... sonst lasse ich dich ohne Gnade in den Abgrund hinunterstürzen.“

Oroche ward von einem Angstschauer erfaßt, der ihm durch Mark und Bein drang. Einen Augenblick verfluchte der Unglückliche, als er Barajas Grinsen sah, sein thörichtes Vertrauen. Er wollte einen Versuch machen, die Plattform zu erreichen, allein die Last, die er trug, hinderte ihn daran und lähmte seine Arme.

„Ich muß dies Gold haben: verstehst du mich?“ sagte Baraja abermals; „ich will es haben, sonst lasse ich den Strick fahren ... wenn ich ihn nicht abschneide.“ Und er zog einen scharf geschliffenen Dolch aus der Scheide.

„Lieber sterb' ich!“ rief Oroche; „lieber soll der Abgrund mich samt dem Golde verschlingen!“

„Du hast die Wahl,“ wiederholte der Elende: „entweder dein Gold oder dein Leben!“

„Ah, Höllensohn! Du würdest mich auch umbringen, wenn ich dir's gäbe.“

„Das kann wohl sein,“ sagte Baraja, der langsam eine der sechs Schnüre des doppelten Strickes zerschnitt und während dieser Operation dem Unglücklichen zurief, daß es immer noch Zeit sei, sich zu entscheiden. So wechselten sie, beide von gleicher Gier beseelt, noch eine Weile Wort um Wort mit Bitten, Drohen, Verwünschen. Baraja durchschnitt eine Schnur um die andre; die letzte — riß von selbst, und der Gambusino verschwand mitsamt seinem Goldklumpen für immer in dem aufschäumenden Abgrund!

Erschrocken über das, was er gethan, nicht etwa über den Mord, den er verübt hatte, sondern über die Vergeudung des





Goldes, warf Baraja einen bestürzten Blick nach unten. Allein es war zu spät; was die Tiefe einmal verschlungen hatte, gab sie nicht mehr zurück. Sie donnerte und brüllte, wie ein unersättliches Ungeheuer, und das Auge des Schurken begegnete nur der Finsternis. Durch den Anblick des schwarzen Nichts von seiner leidenschaftlichen Verblendung etwas zurückgebracht, bedauerte er nun die hilflose Lage, in die er sich durch Hinopferung Oroches so unklug versetzt hatte. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, seinen Golddurst befriedigen zu können. Er beschloß ins Lager zurückzukehren, dort einige Helfershelfer, mit denen er dann gern oder ungern teilen wollte, an sich zu ziehen und, mit Übermacht wiederkehrend, den Waldläufern das Goldthal streitig zu machen. Solchen Sinnes galoppierte er den Weg zurück, auf dem er am Morgen mit Don Estevan, Oroche und Diaz hergekommen war. Er ritt auf demselben Pferde, das ihm der gutmütige Benito, unkundig der schwarzen Seele seines Reisegenossen, sterbend vermacht hatte; doch sollte gerade dieses Pferd zum Werkzeug der Sühne werden und den Verbrecher in sein Verderben tragen. — —

Als es sich darum handelte, wer nun das unabweisliche Todesurteil an Don Estevan vollziehen sollte, — denn Fabian und seine Freunde waren nach ernstester Erwägung entschlossen, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen, — da trat plötzlich ein Mann mit schlammbedeckten, triefenden Kleidern hinter den Baumwollbäumen hervor. Es war Cuchillo. Die Märchen und Lügen, die er mit kecker Stimme vorbrachte, um sein mehr als sonderbares Erscheinen zu rechtfertigen, wurden in diesem ernsten Augenblicke von niemand angehört. Der Mordbube hatte die Verurteilung seines Anführers, der, seiner Bande wieder entledigt, bleich und mit funkelnden Augen dastand, hinter den Bäumen belauscht. Als ihn jetzt Fabian beiseite nahm und ihm gegen Überlassung der Schätze des Goldthals das Henkeramt antrug, wie hätte er widerstehen können? Er, der stets bereit war, wenn es Blut zu vergießen galt, der nun endlich seinen verzehrenden Golddurst mit vollen Zügen stillen und zugleich einem Manne, der alle seine Schandthaten kannte,

für immer den Mund schließen durfte? „Caramba!“ rief er aus; „trotz meiner, wie Ihr denken könnt, allergrößten Gewissensskrupel muß ich gestehen, daß es ein guter Preis ist, der mir geboten wird; daher will ich auch nicht lange markten, und sollte vielleicht noch ein andrer kleiner Dienst von mir verlangt werden, so geniere man sich nicht: er geht mit in den Kauf.“

Dem Verurteilten, den wir von jetzt an wieder Antonio Mediana nennen wollen, war die Absicht seines Neffen nicht entgangen, und er rief aus: „Soll es mir denn als letzter Schimpf angethan werden, durch die Hand dieses Menschen sterben zu müssen? Señor Fabian, ich verzeihe Euch; möge aber der Bandit für Euch nicht so unheilbringend sein, wie er es für . . .“ Ein Schrei Cuchillos, ein Schrei des Entsetzens, unterbrach den Sprecher — „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Die Indianer kommen!“ schrie er, in die Ferne deutend, aus vollem Halse. Auf diesen falschen Alarm des ebenso tückischen wie verschlagenen Gambusino folgte plötzliche Verwirrung. Fabian, Rosenholz, Pepe griffen eilig nach ihren Karabinern. Diesen kurzen Augenblick benutzte Cuchillo, stürzte auf Antonio los, der mit vorgestrecktem Kopfe die endlose Ebene gleichfalls durchforschte, und stieß ihm seinen Dolch zweimal in den Nacken. Der unglückliche Mediana fiel zu Boden, während ihm Ströme von Blut aus dem Munde drangen. Ein wildes Lächeln flog über Cuchillos Züge. Der Getötete hatte das Geheimnis des Banditen mit ins Grab genommen.

So bestürzt Fabian über den so rasch und hinterlistig ausgeführten Mord war, sah er sich doch dadurch aus der peinlichen Lage befreit, in der sich seine Großmut Antonio gegenüber befunden hatte. Hatte dieser auch seine Mutter umgebracht, hatte er ihm selbst, den er ja als seinen Neffen kannte, nach dem Leben getrachtet, so war er doch der Bruder seines Vaters. Jetzt war aber der Gerechtigkeit Genüge geschehen, das Verbrechen gesühnt, und nun brauchte der Neffe dem Oheim den Thränenzoll nicht zu versagen, als er dessen Leiche, aufs schmerzlichste bewegt, bei der Pyramide bestattete. Das Unheimliche der Örtlichkeit, die grauen, nebel-

bedeckten Berge, das andauernde unterirdische Geräusch, die im Winde flatternden Menschenhaare, das indianische Pferdeskelett — das alles vereinigte sich, sein trauerndes Gemüt noch mehr zu umdüstern.

Pedro Diaz hatte sich, um die Hinrichtung seines hochgeschätzten Anführers nicht mit ansehen zu müssen, in der Richtung gegen das Lager entfernt, kam aber jetzt noch einmal zurück, teils um seine neuen Freunde vor den Apachen zu warnen, mit denen es ihm nach dem Schießen, das er aus weiter Ferne vernommen hatte, nicht geheuer dünkte, teils sie zur Bestrafung Cuchillos aufzufordern.

„Dieser Verräter," sagte er aus, „hat zweimal den Versuch gemacht, Euch, Don Fabian, zu töten: das erste Mal auf der Hacienda Del Venado, das andre Mal im nahen Walde. Er hat an Don Estevan das Geheimnis des Goldthals verkauft und ist unser Führer in diese Gegend gewesen. Er hat einst seinen Gefährten ermordet, der den Schatz zuerst entdeckt hatte. Nun ist es Eure Sache, Don Fabian, an dem Mordgesellen Rache zu nehmen." Damit wollte er eiligst wieder wegreiten.

„Noch ein Wort!" rief Fabian. „Besitzt Cuchillo den Schimmel, der mit dem rechten Vorderfuß stolpert, schon lange?"

„Schon über zwei Jahre, wie ich ihn habe sagen hören," antwortete Diaz und galoppierte davon, um den Oberbefehl im führerlosen mexikanischen Lager zu übernehmen.

„Ah! es ist ein furchtbarer, verhängnisvoller Tag!" sagte Fabian, in dessen Augen der letzte Teil der Enthüllung des redlichen Diaz keinen Zweifel mehr übrig ließ.

„Was soll ich mit diesem Menschen anfangen? Sagt es mir, ihr beiden, die ihr wißt, was er meinem Adoptivvater gethan hat! Rosenholz, Pepe, geht mir mit gutem Rat an die Hand, denn ich kann nicht mehr; es sind der Gemütsbewegungen zu viele für einen einzigen Tag!"

„Verdient der elende Schurke, der deinen Vater ermordet hat, mehr Rücksicht als der tapfere Edelmann, der deine Mutter

getötet hat, mein Kind?" antwortete der Kanadier ohne Zögern. Und Pepe fügte hinzu: „Don Fabian, Ihr habt Frau Arellanos an ihrem Totenbette gelobt, den Mörder ihres Mannes aufzusuchen und zu bestrafen. Von diesem Gelübde kann Euch nichts in der Welt entbinden. Ihr habt nun den Verbrecher in Eurer Gewalt und dürft Euerm Schwur nicht untreu werden."

„Nein, mein Kind, das darfst du nicht," bestätigte Rosenholz, dessen Blicke mit halber Trauer und halber Freude auf dem Jüngling ruhten, dem er in unbegrenzter Hingebung zugethan war. Da erklärte Fabian, nicht länger mehr unschlüssig: „Marcos Arellanos hat um Gnade gefleht und hat sie nicht erhalten. Es möge nun auch ihm gethan werden, wie er andern gethan."

Inzwischen hatte sich Cuchillo ins Goldthal begeben, sich seinen Henkerlohn zu holen. Ein Schauer durchlief seine Adern beim Anblick des fahlen Scheins, der sich, durch das Sonnenlicht hervorgerufen, über das Thal ergoß, und er glich dem Tiger, der in einen Schafstall einfällt und nicht weiß, welches Opfer er wählen soll. Mit stierem Auge musterte er die zu seinen Füßen liegenden Schätze, und es fehlte nicht viel, so hätte er sich in seinem unsinnigen Entzücken auf diesen Goldmassen umhergewälzt. Er breitete dann seinen Mantel auf die Erde hin und schaute sich nun endlich, nachsinnend, wie er möglichst viel Reichtümer fortbringen könnte, etwas ruhiger um. Er wühlte mit dem Auge, mit den Fingern, um nicht zu sagen Krallen, und hatte in kurzem einen stattlichen Goldhaufen zusammengescharrt, den er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit anblickte. So fand ihn Pepe und rief ihm zu: „Meiner Treu, Señor Cuchillo, Ihr habt ja schon so viel des Goldes gesammelt, daß Ihr Euerm Schutzpatron eine Kirche davon bauen könntet! Aber nun gönnt Euch einen Augenblick Rast und kommt mit auf die Plattform, wo wir ein Wörtlein mit Euch zu reden haben." Mit Widerstreben trennte sich der Bandit von den glänzenden Garben seines Goldackers, und erst nachdem er mißtrauisch einen Zipfel seines Mantels über den gesammelten Mammon geschlagen hatte. Als er aber auf der Plattform ankam und die feierlich ernsten Gesichter

der drei Männer sah, gerade so wie sie, gleichsam als Totenrichter, kurz vorher Don Estevan umstanden hatten, da überlief ihn ein Schauer des Schreckens.

Fabian erhob sich langsam und sprach:

„Elender! Du hast mich damals gerettet, als ich am Wege liegend verschmachtet wäre, und hast keinem Undankbaren solchen Dienst erwiesen. Ich habe dir den Dolchstich verziehen, den du mir auf der Hacienda del Venado beigebracht hast, auch die neuen Mordversuche am Salto de Agua, auch den Schuß von dieser Pyramide herab, der ja von dir kam und uns zugedacht war; das Leben, das du mir erhalten hast, wolltest du mir wieder nehmen, und so mag die Rechnung ausgeglichen sein. Aber es liegt ein Verbrechen vor, von dem dich dein Gewissen schwerlich freigesprochen hat."

„Ich komme mit meinem Gewissen immer gar gut zurecht," antwortete Cuchillo mit Grinsen, „doch scheint es mir, Señor, wir schweifen ein bißchen ab."

„Der Freund, den du ruchloserweise ermordet hast . . ."

„Wenn Ihr von Tio Tomas sprecht, ei, da bin ich im voraus so gut bezahlt worden, daß ich die Gegenleistung nicht schuldig bleiben durfte."

„Bist du auch für die Ermordung Marcos Arellanos' bezahlt worden?" ... Bei dieser so unerwartet kommenden Anklage entstellte Todesblässe die Züge des Banditen. Er konnte sich über das Schicksal, das ihn erwartete, nicht länger täuschen.

„Marcos Arellanos," stotterte er mit matter Stimme, „wer hat es Euch gesagt? Ich habe ihn nicht umgebracht!"

Fabian lächelte bitter und sprach: „Wer sagt dem Hirten, wo sich die Höhle des Jaguars befindet, der seine Herden zerreißt? Wer sagt dem Vaquero, wohin sich das Pferd geflüchtet hat, das er verfolgt? Wer zeigt dem Indianer den Feind, den er sucht? Wer dem Goldsucher das Gold, das verborgen liegt? Die Oberfläche des Sees behält die Spur des Vogels nicht, der über dessen Wasser hinfliegt, noch das Bild der Wolke! Aber der Boden, die

Kräuter, das Moos, dies alles behält für unsre Augen die Spur des Jaguars, des Pferdes, des Indianers, oder nicht?“

„Ich habe Arellanos nicht umgebracht!“ wiederholte der Mörder.

„Ich sage dir, du hast ihn umgebracht! Du hast ihn bei dem gemeinschaftlichen Feuer getötet, hast den Körper in den Fluß geworfen — alles weiß ich, von dem Fehler deines Pferdes bis zu der Wunde am Bein, die du im Kampf davongetragen hast!“

„Gnade, Gnade, Señor Tiburcio!“ flehte jetzt der Bandit, der durch die plötzliche Enthüllung dieser Thatsachen wie vernichtet war. „Nehmt mir alles Gold, das Ihr mir geschenkt habt, aber laßt mir das Leben!“

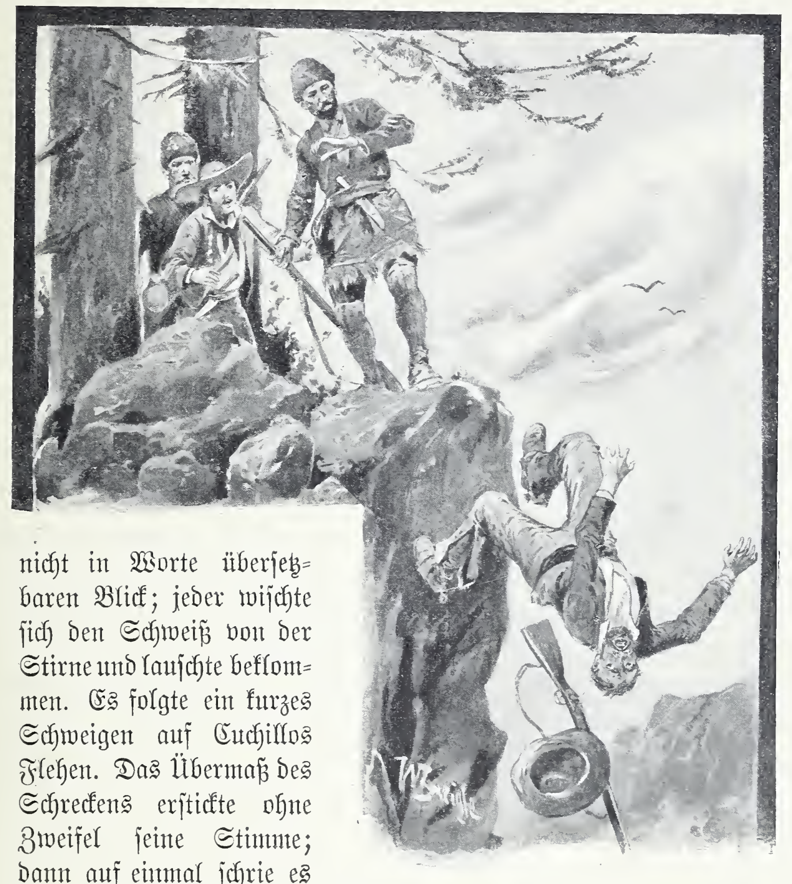
„Arellanos hat dich auch um Gnade gebeten, aber hast du seine Bitte erhört?“ fragte Fabian, sich umwendend.

„Ich habe ihn ja aber nur getötet, um mich all dieses Goldes allein zu bemächtigen, und nun gebe ich dieses Gold für mein Leben hin; was wollt Ihr weiter, Señor Tiburcio?“ fuhr der Bandit zu winseln fort. Dabei suchte er, mit angstverzerrten Zügen, die Augen weit aufgerissen, aber mit erloschenem Blick, bis zu Fabian hinzukriechen, um dessen Füße zu küssen. So kam er bis an den Rand der Plattform, wo ihm Pepe entrüstet einen Stoß mit dem Fuße gab, daß er rückwärts in den Abgrund taumelte.

„Was habt Ihr gethan, Pepe?“ rief Fabian.

„Der Schurke,“ sprach Dormilon, „war weder des Strickes wert, an dem er hätte aufgehängt werden sollen, noch des Schusses Pulver, der ihm den Garaus gemacht hätte.“

Da übertönte seine Stimme und selbst das Geräusch des Wasserfalls ein herzzerreißender Schrei, der aus dem Abgrund heraufdrang. Fabian bückte sich hinunter und wich, von Entsetzen ergriffen, zurück. Er hatte an den Zweigen eines Gesträuchs, dessen Wurzeln sich unter dieser Last allmählich von dem Felsen losrissen, Cuchillo hängen sehen, der, vor Angst brüllend, nun über dem Abgrund schwebte. „Helft mir,“ schrie er, „helft mir, wenn ihr ein menschlich Herz habt!“ Die drei Freunde wechselten einen



nicht in Worte übersetzbaren Blick; jeder wischte sich den Schweiß von der Stirne und lauschte beklommen. Es folgte ein kurzes Schweigen auf Cuchillos Flehen. Das Übermaß des Schreckens erstickte ohne Zweifel seine Stimme; dann auf einmal schrie es wieder zum Grausen der Hörer: „Ah!... Don Estevan! seine Augen!... ah! Das Gold, das Gold!...“ Der Abgrund tobte einen Augenblick gewaltiger; es war das Zeichen, daß der Körper endlich in den unterirdischen See gefallen war, den der Wasserfall speiste. — — Nicht lange darauf tönte die Kaskade wieder in ihrer einförmig feierlichen Weise. —

Unterdessen verlängerten sich die Schatten in dem Maße, als die Sonne auf ihrer ewigen Bahn nach Westen rückte; noch einige

Stunden, und die Einöden, wo sich im Laufe dieses Vergeltungstags so Grauenhaftes zugetragen hatte, hüllen sich in Nacht und Schweigen.

Unsre Freunde beschlossen jetzt — nicht ganz im Einklang mit Pepes Meinung — sich auf ihrer Anhöhe so gut als möglich zu verschanzen und hier die Nacht zuzubringen. Ihr Vorrat an Pulver und Blei war mehr als hinreichend, und im übrigen verließ sich der Kanadier auf seinen guten Stern.

„Aber nun," sagte Pepe, „wollen wir uns vor der ersten Nachtwache ein wenig stärken, indem wir einen Bissen essen."

Nachdem sie sich gesättigt hatten, wenn man die Befriedigung des unabweislichen Bedürfnisses so nennen kann, war die Sonne verschwunden, die Sterne begannen nacheinander zu funkeln, und der Nebel fiel stärker und kälter auf den Scheitel der Berge. Trotz der Einsprache des Kanadiers übernahm Fabian die erste Nachtwache. Er hüllte sich in seinen Mantel, kauerte sich zusammen, das Auge nach Westen gerichtet, von wo die Gefahr zu erwarten war, und rührte sich ebensowenig, als die neben ihm Schlafenden. Inmitten der Stille der Nacht, in der Nähe des Grabes, dessen Erde noch frisch war, befragte er, dem Wahlspruche seines Hauses: „Ich werde wachen" getreu, nacheinander drei untrügliche Ratgeber um die Richtschnur seines künftigen Verhaltens: Die Einsamkeit, den Tod und Gott. Die Gedanken und Entschließungen, die sich ihm da bei tiefem Nachsinnen mehr und mehr abklärten und befestigten, während das weiße Mondlicht dort drüben den umherliegenden Goldkieseln bläuliche Blitze entlockte, teilte er dann seinen Genossen, als diese aufgewacht waren, in ernstem, fast klagendem Tone mit:

„Hört mich," sprach er, „hört beide! Ich habe mir zuviel moralische Kraft zugetraut; ich habe geglaubt, ich könne meiner Rache und meinem Ehrgeize zugleich dienen. Meine Rache ist befriedigt, und mein Ehrgeiz ist erloschen, denn ich habe aus einem furchtbaren Beispiel Nutzen gezogen. Der vornehme Edelmann, voll stolzer Pläne, ist hier eines jämmerlichen Todes gestorben; der habgierige Bandit hat neben den Schätzen, wonach ihn ge-

lüstete, sein Grab gefunden: was ist dem einen wie dem andern geblieben?"

„O fahre fort, mein Kind, fahre fort!" sagte Rosenholz zu dem Innehaltenden mit bewegter Stimme, und Fabian begann wieder: „Der Reichtum — ich fange an, es einzusehen — ist nur nach Verhältnis der Arbeit, die er gekostet hat, von Wert — und mit welchem Preise hätte denn ich ihn bezahlt? Ich habe nicht mit euch gelebt, meine Freunde, ohne die ganze Weisheit eurer Lehren zu begreifen; dies Gold würde mir verhaßt werden, ich würde mir sagen müssen: Du hast Blut vergossen, um aus dem Gute der Toten Nutzen zu ziehen. Ich werde also kein Stäubchen davon anrühren." Rosenholz drückte seinem Liebling tief gerührt die Hand, während eine dicke Thräne über seine Wange herabrollte, und Fabian schloß sein Bekenntnis mit den Worten:

„Ich bin der einzige meines Geschlechts, bin der Herr meiner Handlungen und habe schon, obwohl noch so jung, so vieler Toten zu gedenken oder sie zu vergessen. O Vater! O Freund! Ich erbitte von euch als eine Gunst, in diesen Wüsten eure Gefahren teilen zu dürfen, und wird mir je Rosaritas Hand zu teil — mein sehnlichstes Hoffen! — so werden wir auch dann unser Leben so einrichten können, daß wir dennoch ungetrennt bleiben. Sprich, mein Vater, — sprecht, Freund Pepe: ist es euch recht?"

„Der Teufel! ob es mir recht ist?" erwiderte der Schläfer mit einer Stimme, die er, um seine Gemütsbewegung zu verbergen, furchtbar zu machen suchte.

„Und du, mein Vater, sagst nichts?"

Der alte Jäger blieb in der That stumm; von Freude übermannt, konnte er nur die Arme öffnen und mit gebrochener Stimme rufen: „Mein Sohn! Mein Fabian! Hierher an meine Brust!" Und der Jüngling fühlte, wie die Arme des Riesen ihn aufs innigste umschlossen. Und es war, als finge jetzt ein neues Leben für Rosenholz an. Nun erst besaß er das Kind seiner Liebe, seiner Sehnsucht, mit der Gewißheit, es nie mehr zu verlassen. Pepe aber zeigte Fabian ein nußgroßes Goldklümpchen — das einzige,

das er sich von dem Mammon angeeignet hatte, um damit, wie er jetzt sagte, dem Jüngling bei nächster Gelegenheit eine gute Kentuckierbüchse und ein wetterfestes Gewand zu kaufen. —

Unser Kleeblatt wollte jetzt, bevor der Morgen graute, den Hügel hinabsteigen, um den Ort aufzusuchen, wo sie den armen Gayferos zurückgelassen hatten, als sie einen Reiter über die Ebene hergaloppieren hörten. Er sprengte auf das indianische Grabmal zu, es war ein Weißer, und Rosenholz rief ihn auf Spanisch an: „Holla, Freund! wer seid Ihr?"

„Ein Freund, wie Ihr seht," antwortete der Reiter, dessen Stimme sogleich als die von Pedro Diaz erkannt wurde. „Hört mich, ihr drei," rief er, „und macht euch zu nutze, was ich euch sagen werde!"

„Sollen wir hinabkommen?" fragte der Kanadier.

„O nein, ihr möchtet sonst kaum Zeit haben, wieder auf eure Citadelle hinaufzukommen. Die Indianer sind Herren der Ebene; unsre Kameraden im Lager sind fast alle ermordet; nur ums Haar bin ich selbst mit dem Leben davongekommen."

„Wir haben das Flintenfeuer gehört," sagte Pepe.

„Unterbrecht mich nicht," versetzte Diaz: „die Sache hat Eile. Der Zufall hat mich soeben einen Spitzbuben entdecken lassen, den ihr nicht hättet entkommen lassen sollen. Es ist Baraja. Er führt zwei Wüstenräuber und eine Anzahl Apachen hierher. Ich bin ihnen nur wenige Minuten voraus. Drum lebt wohl! Ihr habt mich verschont, als ich euer Gefangener war: möge die Nachricht, die ich euch gebe, meine Schuld tilgen! Ich will jetzt noch andre Freunde benachrichtigen, die in Gefahr schweben, denn die Räuber, die mich verfolgen, verhehlen ihre Pläne nicht. Entkommt ihr ihnen, dann sucht den Roten Fluß an dem Punkte, wo er sich gabelt, zu erreichen. Dort werdet ihr tapfere Männer finden, die ..."

Ein von unsichtbarer Hand abgeschossener Pfeil flog pfeifend an Diaz' Schläfe vorbei und ließ ihn nicht weiter reden. Das war allerdings die beste Rechtfertigung seiner Eile. Diaz spornte sein Pferd mit Macht und verschwand unter dem Schutze der Dunkel=

heit in der Einöde. Zu gleicher Zeit hörte man von verschiedenen Seiten her Wölfe heulen. „Es sind Indianer," sagte Rosenholz; „sie haben Wölfe den Leichnam des gefallenen Pferdes zerreißen sehen und ahmen nun deren Stimme nach, um sich ein Signal zu geben; aber diese Teufel können alte Jäger, wie wir sind, mit solchen Possen nicht hinters Licht führen!"

Elftes Kapitel.

Rothand und Mischblut.



Jener an den Eisenbaum gebundene Weiße, von dem wir in einem frühern Kapitel hörten, und um den die Indianer vor dem Mexikanerlager den höllischen Skalptanz aufführten, war der edle Baraja, den die Sieger auf der Ebene ergriffen hatten. Er mußte den grausamsten Martern entgegensehen, und im Vergleich mit seiner qualvollen Lage erschien ihm jetzt Oroches verzweifeltes Schweben über dem Abgrund, das doch nur Minuten gedauert hatte, als ein wahres Rosenbett. Wäre sein Gemüt nicht allzu verhärtet gewesen, so konnte er jetzt das unerbittliche Weltgesetz begreifen lernen, daß aus dem Bösen unfehlbar das Böse hervorgehen muß, wie auch das Gute unfehlbar das Gute erzeugt.

Für die Apachen sollte die Todesqual eines Gefangenen der Siegesfreude die Krone aufsetzen. Schon trat ein Indianer mit einer großen Brustwunde, deren Blut durch den Rindenverband rieselte, vor das Opfer, tauchte einen Finger in das Blut und zeichnete auf Barajas Gesicht eine Grenzlinie von der Stirne bis zum Kinn, indem er sprach: „Diese Hälfte des Gesichts ist mein Anteil; ich allein werde das Recht haben, sie dem Weißen, solange er noch am Leben ist, abzureißen.“ Ein zweiter Indianer, durch dies Beispiel angeregt, trat aus dem wilden Kreise vor und sprach: „Deine Kopfhaut, Bleichgesicht, gehört mir!“ Ein dritter: „Und ich will auf den entblößten Schädel des Weißen das kochende Fett gießen, das uns die Leichname seiner Brüder liefern werden!“ Baraja verstand keine Silbe von dem indianischen Kauderwelsch, aber die Gesten der teuflischen Redner sprachen deutlich genug, welche Liebkosungen ihm zugedacht wurden.

Schwarzvogel, der verwundete Häuptling, der noch mit Antilope bei Don Estevans Zelt saß, erhob sich jetzt, um das Zeichen zum Beginn der Opferscene zu geben, da erschien plötzlich ein Krieger, dessen Kostüm zwar indianisch, doch völlig abweichend von dem apachischen war, in dem Lichtkreise der brennenden Wagen. Seine Gegenwart schien übrigens niemand zu überraschen, nur lief der Name El-Mestizo von Mund zu Mund. Der Fremde grüßte die versammelten Indianer in ernster Weise mit der Hand und ging auf den Gefangenen zu, dessen verzerrte Züge er mit tiefer Verachtung, ohne eine Spur von Mitleid, betrachtete; dann redete er ihn zuerst in englischer Sprache an, und als er nicht verstanden wurde, französisch, zuletzt spanisch. „Oh!“ schrie Baraja, dem seine Muttersprache zum erstenmal wie Musik klang, „wenn Ihr mir das Leben rettet, so gebe ich Euch Gold, Gold, so viel Ihr nur tragen könnt!“

„Ist das auch wahr?“ fragte der Fremde mit gierigen Augen.

„O Herr!“ fuhr Baraja fort, „es ist ebenso wahr, als daß ich hier eines gräßlichen Todes sterben muß, wenn mich Eure Dazwischenkunft nicht erlösen kann. Hört mich an: Ihr werdet

mit mir kommen, nehmt so und so viel Krieger mit, und wenn ich Euch morgen mit Tagesanbruch nicht zu dem reichsten Goldlager der Welt führe, dann dürft Ihr mir Qualen anthun, noch entsetzlichere, als die mich hier erwarteten."

„Ich will es versuchen," sagte El-Mestizo mit leiser Stimme; „redet nichts mehr, die Indianer verachten das Gold der Weißen, und man belauscht uns. Gut!" setzte er dann, gegen die murrenden Wilden gewendet, hinzu, „ich werde den Ohren des Häuptlings die Worte des Gefangenen mit der weißen Haut mitteilen."

Damit ging er auf Schwarzvogel zu und pflog eine lange Unterredung mit ihm, während welcher Zeit Baraja, von seinen blutlechzenden Peinigern umdrängt, die Leiter von Verzweiflung zu Hoffnung, von Hoffnung zu Verzweiflung, wohl hundertmal auf und ab stieg. El-Mestizo begleitete seine Worte an den Häuptling mit lebhaften Gesten: er zeigte mit ausgestreckter Hand auf die Kette der Nebelberge; er beschrieb mit seinem Finger eine Bogenlinie, die ohne Zweifel bedeutete, daß man diese übersteigen müsse; dann zeichnete er mit seinen beiden Armen einen Kreis, vielleicht, um eine große Ebene anzudeuten, zeigte auf die toten Pferde im Lager und ahmte den Galopp springender Pferde nach. Doch war der indianische Häuptling immer noch unentschlossen, als Baraja, dessen Auge die beiden Sprechenden förmlich verschlang, seinen Fürsprecher mit traurig-träumerischer Miene Schwarzvogel einige Worte ins Ohr murmeln sah. Ungeachtet seiner zur Schau getragenen Unempfindlichkeit fuhr der Indianer zusammen und konnte einen Wutblick nicht unterdrücken. Dann setzte El-Mestizo ganz laut, damit es jeder hören möchte, hinzu: „Was ist dieser furchtsame Hase" — wobei er auf den zitternden Gefangenen deutete — „gegen den Indianer mit dem starken Herzen und den stählernen Muskeln, den ich in Eure Hände geben werde? Wenn die Sonne, die auf die morgende folgt, dreimal geleuchtet haben wird, dann werden Rothand und Mischblut an dem Punkte, wo sich der Gila mit dem Roten Flusse vereinigt, beim Büffelsee zum Schwarzvogel stoßen. Dort werden auch die Apachen Pferde finden,

die sich die weißen Jäger bemüht haben werden, für sie zu fangen: damit können sie die ihnen getöteten ersetzen. Dort befindet sich auch einer . . ." Schwarzvogel ließ ihn nicht ausreden; er ließ seine Hand in die des Fremden fallen, der Handel war abgeschlossen.

Jetzt kam El-Mestizo langsam von der Anhöhe herab und warf einen festen, sichern Blick auf die in ihrer Erwartung getäuschten Indianer, einen Blick, der sie einschüchterte; endlich zog er sein Messer heraus und durchschnitt die Banden, die Baraja festhielten. Ohne auf die halb wahnsinnigen Danksagungen des Befreiten zu hören, führte er ihn beiseite und sagte im Tone hochmütiger Drohung zu ihm: „Hüte dich, mit meiner Leichtgläubigkeit zu spielen; ein Kamerad erwartet mich dort unten (er deutete nach den Nebelbergen); ich werde noch elf apachische Krieger mitnehmen."

„Ah!" rief Baraja, „das ist sehr wenig. Der Schatz ist von drei Männern bewacht, deren Büchsen nie das Ziel verfehlen."

Ein Lächeln voll unheimlichen Stolzes umschwebte die Lippen des Fremden. „Rothand und ich," sprach er, auf seine schwere Büchse deutend, „haben nie umsonst nach einem Feinde gezielt, und war auch von seinem Körper nur die Größe eines Maiskorns zu sehen. Der Falke ist blind und langsam neben uns beiden."

Nach kurzen Zurüstungen verließen nun die Indianer das brennende Lager der Goldsucher. Mit der Hauptmasse seiner Truppe ging Schwarzvogel, trotz seiner Schulterwunde, nach dem Büffelsee ab. Die beiden Abteilungen, die er zur Befriedigung seiner Rache aussandte, schlugen einen andern Weg ein: Antilope ging mit zehn Kriegern nach dem Punkte hin, wo sich der Fluß gabelt, um dort die Spuren der drei Jäger aus Mitternacht zu suchen; El-Mestizo verfolgte mit Baraja und einer Bedeckung von Indianern den Weg nach dem Goldthal, während die noch brennenden Wagen einen Feuerregen sprühten, der zischend in dem Blute erlosch, das die Erde noch nicht ganz hatte einsaugen können. —

Da El-Mestizo und die von ihm erwähnte Rothand, ein ebenso berüchtigter Wüstenräuber, jetzt in unsrer Geschichte auftreten, so wollen wir zunächst einen Blick auf deren Herkunft werfen.

Die Jagd nach Pelzen und edeln Metallen hat in den Wäldern und Einöden Amerikas, von Kanada bis zum Stillen Ocean, allmählich eine neue und sonderbare Menschenklasse herausgebildet, die uns schon bekannten Waldläufer und Gambusinos. Nun schlossen aber diese Weißen, die der Civilisation den Rücken kehrten und das wilde Leben annahmen, auch manchmal dauernde Verbindungen mit Indianerinnen, und so begründeten diese Abenteurer eine Mischrasse, die sogenannten Mestizen. Diese erben gewöhnlich vom Vater die Laster der weißen Rasse und von der Mutter die der indianischen. Gleich den Indianern unermüdlich im Rauben, — unübertroffen, wie ihre Väter, in Handhabung der Feuerwaffen, — zugleich civilisiert und wild, — die Sprachen beider Eltern sprechend, stets bereit, diese Kenntnisse zu mißbrauchen, um die Indianer und die Weißen gleichzeitig zu betrügen, sind diese Mestizen die Schrecken der Wüsten und die furchtbarsten Feinde, denen man begegnen kann. Rechnet man zu diesen Hilfsgenossen der Indianer noch die Weißen, die, infolge ihrer Verbrechen aus den Städten flüchtig, in den Wüsten neben der Straflosigkeit jede Gelegenheit finden, ihren unheilvollsten Leidenschaften freien Spielraum zu lassen: so hat man die neuen Gegner, mit denen Jäger, Trapper und Goldsucher es aufzunehmen haben.

Zu diesen gefährlichen Menschen gehörten auch die beiden Führer des Apachenhaufens, dem Baraja den Weg zum Goldthale wies. Die beiden Messerhelden, die schon bei einer früheren Anwesenheit ihren Rindenkahn in den unterirdischen, von dem See des Goldthales nach den Nebelbergen führenden Kanal gebracht hatten, waren Vater und Sohn. Den Sohn kennen wir bereits unter dem Namen El-Mestizo, wie ihn die Mexikaner und die Apachen nannten. Die Jäger französischer Abkunft, sowohl die aus Kanada als die von den Mississippi-Ebenen, hießen ihn Sang-Mêlé, die Amerikaner gaben ihm den Namen Half-Breed; denn weit verbreitet war der Ruf dieses Mannes in jenen öden, damals fast völlig den Indianern überlassenen Wüsten. Was aber den Vater betrifft, der bald Main-Rouge, bald Red-Hand, bald Mani-

Sangriento genannt wurde, so konnte sein blutiger Stern nur durch den seines Sohnes verdunkelt werden. Mit einem kein Mitleid kennenden Herzen, einer unbezähmten Mordgier, einer teuflischen Grausamkeit, und einem Mute, den nichts einschüchtern konnte, verbanden Vater und Sohn, die wir Rothand und Mischblut nennen, den Vorteil, daß sie das Englische, Französische, Spanische, sowie die meisten an den Grenzen üblichen Indianerdialekte geläufig sprachen. Aus dem etwas kühlen, aber fast unterwürfigen Empfang von seiten Schwarzvogels und seiner Krieger, aus dem hochmütigen Gebaren des Mestizen und der Überlassung eines Kriegsgefangenen, den der rote Häuptling seiner entflammten Rotte schon preisgegeben hatte, können wir auf den geheimen und mächtigen Einfluß schließen, den dieser Mensch auf die indianischen Stämme ausübte. — —

Wir sehen uns jetzt wieder nach unserm Kleeblatt bei der Pyramide um.

„Da haben wir die Bescherung!“ sagte Pepe nach Diaz' Verschwinden, indem er sein angefangenes Liedchen zu pfeifen aufhörte; „hatte ich nicht recht, wenn ich behauptete, es sei ein gefährliches Wagstück, hier die Nacht zubringen zu wollen? Nun sitzen wir schön in der Patsche.“

„Bah!“ erwiderte Fabian, „muß nicht unser Leben eine lange Kette von Kämpfen sein, und ist es nicht einerlei, ob wir uns hier oder anderswo schlagen?“

„Das wäre schon gut für Pepe und mich,“ sagte der Kanadier traurig, „aber deinetwegen, mein Kind, wollte ich, ohne gerade auf das Leben in der Wüste ganz zu verzichten, doch diese einsame Existenz aufgeben, die seine Gefahren verdoppelt.“

Hierauf versäumten sie nicht, ihre Verschanzungen auf allen Seiten, so gut sie konnten, zu vervollständigen, denn an einen Rückzug zu denken, war schon nicht mehr ausführbar, und eine Kapitulation mit diesen Banditen, meinte Rosenholz, sei um ein gut Teil gefährlicher als der offene Kampf. „Sieg oder Tod!“ mußte ihre Losung bleiben, und das um so mehr, als Baraja

trotz seiner kaum überstandenen Todesnot schon wieder voll Goldgier, den beiden Räubern das Goldthal nicht gönnen wollte, sondern ihnen vorspiegelte, bei der Pyramide liege der Schatz, und um ihn zu gewinnen, müßten sie die drei Jäger, die sich dort eingenistet hätten, vertreiben.

So kam die Morgendämmerung, kam der Tag heran. Die ersten roten Strahlen der Sonne erloschen in den Dünsten der Nebelberge, wie ein glühendes Eisen in der Asche; aber der Sand der Ebene funkelte in goldenem Lichte. Purpurne Widerscheine spielten an der Seite der Felsen, und wie Taucher, die ihr triefendes Haar schütteln, so schüttelten die Wipfel der Tannenbäume unter dem Hauch des Morgenwindes die letzten Flocken des nächtlichen Nebels ab. Es war ein feierlicher Augenblick, als sich die drei Jäger, nachdem sie alle Vorsichtsmaßregeln getroffen hatten, auf eine regelrechte Belagerung gefaßt machten.

Bald zeigte ihnen ein beständiges Schwanken in den Gebüschen der Felsenfestung, die der ihrigen gegenüberlag, daß dort die Apachen Posto gefaßt hatten, und gleich darauf wurde Rosenholz zu seinem nicht geringen Schrecken auch die zwei Räuber gewahr, die jetzt der Zufall zum zweiten Mal auf seinen Weg führte. „Rothand und Mischblut! Erkennst du sie?“ sagte er zu Pepe. Dieser machte eine Geste der Bejahung, denn er hatte sie schon bemerkt und sich ebenso erschüttert gefühlt, wie Rosenholz. Konnte es doch nichts Abstoßenderes und Teuflischeres geben, als den Anblick Red-Hands! Er war ein großer, magerer Greis mit backsteinroter Haut und gräßlichen Augen; seine Augensterne waren von ungleicher Größe und wie mit Blutflecken bedeckt; seine Nase saß schief in seinem eckigen Gesicht: so deutete alles an ihm auf einen vollendeten Bösewicht hin. Sein langes, weißes, einst feuerrot gewesenes Haar war nach Indianerart oben auf dem Kopfe durch Riemen aus Fischotterfell zusammengebunden. Eine Art Jagdbluse aus Hirschfell, mit bunter Stickerei herausgeputzt, ging ihm bis an die Kniee und ließ lederne Gamaschen sehen, an denen eine Menge Fransen und kleine Schellen hingen. Seine Füße waren mit oliven=

grünen Mokassins bekleidet, woran allerlei bunte Glasperlen glänzten. Über die Schultern trug er eine gelbliche Decke, um die Lenden einen ledernen Gürtel, und von einem roten Schultergehenk hingen eine Mordkeule, ein langes Messer ohne Scheide, und das Futteral einer indianischen Pfeife herab.

Mischblut glich seinem Vater wenig; wenn auch seine Augen ebensoviel Grausamkeit verrieten, so zeigte der indianische Charakter seiner Physiognomie doch nicht die bei Rothand so auffällige Niederträchtigkeit an. Auch war er größer und stärker gebaut, als sein Vater, und hatte neben der Tigernatur auch etwas vom Löwen an sich. Sein dichtes schwarzes Haar war ebenfalls auf dem Kopfe zusammengebunden, aber nicht mit Riemen, sondern mit scharlachroten Bändern, wie man sie zuweilen den Pferden in die Mähnen flicht. Sein blusenförmiges Jagdkleid bestand aus rotem Tuch, und sein übriges Kostüm unterschied sich von dem seines Vaters nur durch gehäufte Zieraten. Auf seiner Schulter ruhte eine lange Büchse, deren Kolben und Schaft zinnoberrot bemalt und mit kupfernen Nägeln, deren Köpfe wie Gold glänzten, übersät waren.

Mischblut, um eine Kriegslist nie verlegen, hatte sich nach langem Nachsinnen, wie er die drei Jäger ganz sicher überwältigen könnte, einen Plan ausgedacht, den er jetzt vor allem ins Werk setzen wollte. In dieser Absicht wandte er sich an einen von den Apachen, der sich den Namen Nordstern beigelegt hatte, und berührte ihn mit dem Finger.

„Was will El-Mestizo von dem Indianer, der drei seiner getöteten Brüder betrauert?“ fragte der Krieger.

„Ein Mittel wissen,“ sagte Mischblut, „wie die weißen Krieger dort oben lebendig zu fangen sind. Eine Wolke, die den Geist Mischbluts verdunkelt, verhindert ihn, eins zu finden.“

„Es giebt ein Mittel dazu.“

„Welches?“

„Der Hunger, sage ich.“

„Das wird sehr lange währen; die Apachen werden Tage und Nächte zu zählen haben.“

„Sie werden sie vorübergehen lassen. Es wird ihnen nicht an Hirschkeulen fehlen.“

„Aber die Zeit Mischbluts und Rothands ist kostbar; sie haben wichtige Geschäfte jenseits dieser Berge. Sie können nicht länger als bis zur nächsten Sonne hier bleiben. Findet Nordstern kein besseres Mittel als den Hunger?“

„El-Mestizo hat scharfen Verstand, er wird es finden. Er hat es dem Häuptling versprochen. El-Mestizo spricht nicht zweimal.“

„Nordstern,“ erwiderte der listige Mestize, „spricht auch nicht zweimal. Er hat gesagt: Nordstern ist bereit, sein Leben und das seiner Krieger zu opfern, um die Feinde lebendig zu fangen.“

„Nordstern spricht nicht zweimal,“ erwiderte in edelm Stolz der Indianer.

Jetzt schien Mischblut einige Minuten lang zu überlegen, obwohl er im voraus mit seinem Anschlag im reinen war; dann sagte er: „Die Wolke ist weggenommen von meinem Geist, meine Augen sehen deutlich die drei weißen Krieger in den Händen ihrer Feinde; aber — drei rote Krieger müssen ihre Gebeine hier lassen.“

„Was liegt daran!“ sagte der Indianer heldenmütig; „der Mensch ist geboren, um zu sterben. Wer sind die unter uns, die ihr Dorf nicht wiedersehen werden?“

„Das Los wird es entscheiden,“ antwortete der Mestize.

„Gut! Es ist keine Zeit zu verlieren, oder Schwarzvogel wird glauben, daß seine Krieger lange gezaudert haben, sich zum Tode zu entschließen.“

Nun teilte Nordstern seinen Gefährten die Absicht des Mestizen mit, und alle ohne Ausnahme gingen mit mehr oder weniger Eifer auf den Vorschlag ein, der ihnen gemacht wurde. Und als Mischblut hinzutrat und ihnen selbst im einzelnen auseinandersetzte, wie er mit seiner Kriegslist zu Werke gehen wolle, stießen sie ein Freudengeheul aus; denn der Tod schreckt die roten Krieger nur selten, und Feigheit ist ihnen fremd.

Ein an der Todeslotterie Beteiligter zog ein Knöchelspiel aus seiner Jagdtasche, und man kam überein, daß sich die drei, welche die

wenigsten Augen werfen würden, für die allgemeine Sache opfern sollten.

Auf der Erde sitzend, die Beine übereinander geschlagen, auf ihrem Schoße die furchtbare Büchse, schickten sich Mischblut und Rothand an, die Augen zu zählen. Der Gedanke, daß durch ihre Veranstaltung indianisches Blut fließen sollte, damit sie ihre Habgier befriedigen könnten, machte ihnen keinen Augenblick zu schaffen.

Es war einer jener feierlichen Auftritte, wo es den Indianer mit Stolz erfüllt, seine völlige Verachtung von Schmerz und Tod an den Tag legen zu können.

Der erste von den Würflern, der sein Glück versuchte, war Nordstern. Er schüttelte die Knöchel in der Hand und ließ sie auf die Erde rollen. Seine schwarzen Augen folgten begierig ihren Bewegungen, aber kein Muskel seines Gesichts zuckte.

„Vierundzwanzig!“ sagte der Mestize, nachdem er gezählt hatte, worauf Rothand, der etwas schreibkundiger war, als seine wilden Gefährten, diese Zahl in den Sand schrieb.

Ein zweiter Krieger folgte Nordstern. Kaum nahm er sich die Mühe, die Knöchel zu schütteln; sie rollten ein zweites Mal auf den Sand.

„Sieben!“ rief Mischblut aus.

„Die Krieger werden den Tod von Felsenherz beweinen,“ sagte der Indianer, indem er seine Leichenrede hielt; „sie werden sagen, daß er ein Tapferer war.“ Jeder der sieben Knöchel hatte nur ein Auge gezeigt, und das Los des Indianers war nicht zweifelhaft; aber nachdem er gesprochen hatte, bot er alle Willenskraft auf, die stürmischen Regungen eines Herzens zu unterdrücken, das nicht mehr lange in der Brust eines Kriegers schlagen sollte.

Während Felsenherz, dessen Schicksal so klar entschieden war, einen bewundernswerten Mut, eine Gleichgültigkeit erkünstelte, wovon seine Seele nichts wußte, nahm das grausige Würfelspiel seinen Fortgang. Es herrschte derselbe Ernst, dasselbe Schweigen. Jeder Krieger suchte es dem andern an unerschütterlicher Kaltblütigkeit zuvorzuthun, aber von dem Lose dieser Tapfern, die als Opfer

der Rachsucht und Goldgier in den Tod gingen, nicht gerührt zu werden, dazu bedurfte es der ganzen erbarmungslosen Herzenshärte der beiden Zeugen dieses Heldenmuts. Ja, die zwei Prairieräuber weideten sich an diesem Schauspiele gerade so, wie einst die Römer an den blutigen Festen des Cirkus.

Sieben und zwölf waren die niedrigsten Augen, die man bisher ausgerufen hatte, und es blieb nur noch ein Indianer übrig, der sein Glück noch nicht versucht hatte. Es war kaum anzunehmen, daß er eine ebenso unglückliche Hand haben sollte, wie Felsenherz. Die nächsthohe Zahl nach zwölf war siebzehn. Er konnte sich also Hoffnung auf einen höhern Wurf machen.

So sehr sich nun der Apache bemühte, die Liebe zum Leben, die ja nie erlöschen will, nicht zu verraten, konnte er doch eines sichtlichen Erbebens nicht Herr werden.

Rothand runzelte die Stirn, Mischblut kräuselte geringschätzig die Lippen, und die Indianer ließen ein dumpfes Murren hören.

Der Krieger hielt die Hand zurück, die eben die Knöchel fallen lassen wollte, und indem er einen traurig sinnenden Blick um sich warf, sagte er, um seine Schwäche zu entschuldigen:

„In der Hütte des Windseufzers lebt eine junge Gattin und ein Söhnlein, das heute erst seine dritte Sonne sieht.“

Und der Indianer ließ die Knöchel fallen.

„Elf!“ rief beinahe mit Freude der alte Räuber, der es sonderbar fand, daß man Weib und Kind lieben könne.

„Schmerz und Hunger werden die Gäste sein in der Hütte des Windseufzers,“ fügte der Indianer mit der weichen, klingenden Stimme, von der er seinen Namen erhalten hatte, seiner Klage hinzu und widmete so seine letzten Gedanken den beiden hilflosen Wesen, denen die Liebe und der Schutz eines Kriegers zu gleicher Zeit fehlen sollten.

Windseufzer setzte sich schwermütig auf die Seite, und man beschäftigte sich nicht weiter mit ihm.

Nach dem Plane des Mestizen sollten diese Menschenopfer eins nach dem andern gebracht werden, deshalb zögerte man nicht,

auch noch darum zu würfeln, wem die schreckliche Ehre zu teil werden sollte, der erste zu sein, der an die Reihe käme. Dem alten Räuber schien es darum zu thun zu sein, den Genuß, den ihm dieses Schauspiel verschaffte, in die Länge zu ziehen, denn er war der Anstifter der neuen Verlosung gewesen.

Da ergab sich nun für Windseufzer der Vorteil, oder, wenn man lieber will, der Nachteil, der letzte zu sein, der den Todesweg zu betreten hatte.

„Macht euch keine Sorge, Kinder," sagte Rothand, als die Ceremonie vorbei war, im Tone der Beruhigung, „seid unbesorgt, ich übernehme die Pflicht, eure Leichen in den Schlund des Wasserfalls zu werfen, und es müßte mit Zauberei zugehen, wenn man es versuchen sollte, von dort eure Kopfhaare heraufzuholen."

Baraja hatte diesem ganzen Vorgang als stummer Zuschauer angewohnt, ohne etwas davon zu verstehen, denn die Indianersprache war für ihn chinesisch, und er zerbrach sich vergebens den Kopf darüber, was für Kurzweil die Apachen dabei finden mochten, sich während der Belagerung der Pyramide zu einem Knöchelspiel hinzusetzen.

Zwei Gefühle beherrschten sein Inneres und lagen miteinander im Streit: Furcht und Habgier. Zwanzigmal riet ihm die Furcht, dem Mestizen zu gestehen, daß sich der Schatz, wonach er so lüstern war, fast unter seiner Hand befand, und ebenso oft erstickte die Habgier das Wort auf seinen Lippen. Dann endlich faßte er den Entschluß, nichts zu sagen. Würden sich die Indianer der Pyramide bemächtigen, dachte er, so dürfte es ihm, während Rothand und Mischblut oben nachsuchten, nicht schwer fallen, sich ins Goldthal zu schleichen und dort zur Schadloshaltung für die ausgestandenen Schrecken und Strapazen einen erklecklichen Zehnten einzuheimsen.

Aber der Gauner hatte seine Rechnung ohne den Wirt gemacht, wie wir bald hören werden. —

Die zwei Prairieräuber tauschten nun mit Rosenholz, den sie „den Adler der schwarzen Berge", und mit Pepe, den sie „den Spottvogel" nannten, Zurufe aus, bei denen aber nichts herauskam,

als gegenseitiger Hohn und wachsende Erbitterung. Zwischenhinein pfiffen die Kugeln als bestgemeinte Grüße herüber und hinüber, und einer um den andern von den Apachen, die ihre Listen von der schwimmenden Insel hier vergebens wiederholten, mußte seufzend zum großen Geist wandern. Mischblut hatte Schwarzvogel, wie wir wissen, versprochen, ihm die drei Jäger lebendig auszuliefern, trotzdem legte er einmal auf Rosenholz und Pepe an, als diese sich zu sehr bloßgaben, und hätte gewiß einen davon getötet, wenn nicht der wachsam auf der Erde liegende Fabian seine Absicht bemerkt und noch zu rechter Zeit auf ihn gefeuert hätte. Zum Unglück trug Fabians Karabiner nicht so weit wie die Büchsen der zwei Waldläufer, und seine Kugel verlor sowohl an der wollenen Schulterdecke des Mestizen, als an dessen Ledertasche von ihrer Kraft. Zwar taumelte Mischblut, als ihn der Schuß traf, und er wäre ins Goldthal hinabgestürzt, wo ihm Rosenholz den Garaus hätte machen können, doch war sein Vater rasch bei der Hand, um ihn zu stützen und in Sicherheit zu bringen.

So gut sollte der ebenso feige als hinterlistige Baraja nicht davonkommen. Eine Kugel aus Pepes Büchse traf den hinter einem Felsvorsprung Zusammengekauerten in den Kopf, sodaß sein Körper wie der einer verwundeten Schlange zuckte, an dem Abhang hinunterglitt, ein Stück des grünen Laubdaches, das den Felsen bedeckte, mit fortriß und ins Goldthal hineinfiel. Dort pflügten die letzten Bewegungen seiner krampfhaft zusammengepreßten Hände eine lange Furche in das Gold, das er mit seinem Blute bezahlte, und in das er sterbend mit den Zähnen biß. Auf dem Schatze, wonach er so lüstern gewesen, stieß er seinen letzten Seufzer aus und verdeckte auch das Gold durch das Laubwerk, das er mit sich hinabgerissen, von neuem für jedes Menschenauge, das den Ort nicht kannte. Und so hat dies verhängnisvolle Geheimnis, außer den drei Jägern und Pedro Diaz, allen andern, denen es sich öffnete, das Leben gekostet.

„Der Spitzbube steckt bis an den Hals im Golde,“ sprach Pepe mit strafendem Spotte.

„Gott ist gerecht!“ setzte der Kanadier ernst hinzu, und die drei Richter der Wüste wechselten einen Blick der Befriedigung miteinander.

Seit einiger Zeit schon hatte der Himmel angefangen sich zu überziehen, und das Echo wiederholte das dumpfe Rollen des fernen Donners. „Es ist eine furchtbare Nacht im Anzug,“ sprach Rosenholz, „wir werden sowohl gegen die Menschen, als gegen die entfesselten Elemente zu kämpfen haben, des nagenden Hungers zu geschweigen.“ Und wie zum Hohne führte ihnen jetzt der Wind einen Wohlgeruch zu, dessen Ursprung nicht mißzuverstehen war. „Man sehe einmal diese Heiden!“ zürnte Pepe, „sie werden ein gutes Stück Wildbret mitgebracht haben, das sie nun braten, während sich Christenmenschen, wie wir, mit dem Geruch davon begnügen müssen. Also sind sie entschlossen, uns hier zu blockieren und durch Hunger zu erzwingen, was sie mit den Waffen nicht erreichen können.“ Der Rauch, der von dem Feuerherde der schmausenden Feinde in dichten Spiralen über die Felsen emporgestiegen war, hörte nach und nach auf, dagegen vermischte sich mit den näher und näher kommenden Donnerschlägen ein so wildes Geheul, daß man hätte glauben können, es sei das Danklied eines Chors von Dämonen nach einem Festschmause.

Unsre Freunde mußten sich nach der kurzen Waffenruhe auf neue Angriffe gefaßt machen und lugten mit gespanntem Gewehr nach allen Seiten aus. Da bemerkte Rosenholz einen roten Krieger, aus dessen bemaltem Gesicht feurige Augen hervorglänzten. Sie hefteten sich auf des Kanadiers Büchse, die aus der Steinspalte langsam herausdrang, wie wenn sie den Schützen bezaubern wollten. Dieser aber dachte nicht daran, daß der Apache nach Indianerbrauch das Todeslos gezogen haben könne und sein Leben einer Kriegslist zum Opfer bringe. „Nun, der Kerl will's einmal nicht anders haben,“ sagte Rosenholz, der durch die Stellung des Indianers gezwungen war, von oben nach unten zu schießen und das Rohr seiner Büchse zu verlängern. Und wirklich ragte diese einen halben Fuß über den Felsen hinaus. Da ließen sich zu gleicher Zeit drei

Knalle und zwei Schmerzensschreie hören. Der erste Knall war von der Waffe des Waldläufers und der erste Schrei von dem Indianer ausgegangen, der, um seinen Feinden Trotz zu bieten, sein Todesgeheul brüllte. Die zwei fast gleichzeitigen Knalle zeigten die Schüsse Rothands und Mischbluts an, und der zweite Schrei wurde von Rosenholz ausgestoßen. Zwei Kugeln hatten zu gleicher Zeit den Lauf seiner Büchse getroffen, die, seinen Händen entrissen, gegen den Felsen schlug und zu dem sterbenden Indianer hinabrollte.

Der ergraute Prairiejäger war verzweifelt, und seine Augen wurden feucht vor Schmerz über den Verlust der Waffe, die ihn durch tausend Fährlichkeiten von den kanadischen Wäldern bis zu den Nebelbergen begleitet und beschirmt hatte. Aber nicht genug! Auf den Schmerz folgte der Zorn, und vom Rachegefühl verblendet, ging der Waldläufer zum zweitenmal in die Falle. Durch eine Lücke von Zweigen ließen sich die scharlachroten Haarbänder Mischbluts sehen, womit sich ein zweiter, dem Tode geweihter Apache maskiert hatte; Rosenholz glaubte den Mestizen vor sich zu haben, griff hastig nach Pepes Büchse und erlegte den Feind. Aber wiederum war er gezwungen gewesen, sich bloßzustellen, und wieder trafen zwei Kugeln sein Gewehr, von dem ihm nur der Kolben in der Hand blieb. Einem Wehgeschrei der Belagerten antwortete ein schallendes Hohngelächter der Belagerer. „Der Adler der Schneeberge ist nichts als eine Eule am Sonnenlicht; seine Augen vermögen das Gesicht eines Häuptlings nicht von dem eines gemeinen Kriegers zu unterscheiden,“ spottete Rothand.

Das furchtbare Unglück, das unsre Freunde betroffen hatte, die tiefe Niedergeschlagenheit des Kanadiers, wie man sie nie an ihm gesehen, versenkte die drei für einen Augenblick in ein düsteres Brüten, und als wollte der Himmel mit einstimmen, bedeckte eine plötzliche Dunkelheit das Sandfeld, das Feuerströmen ähnliche Blitze von einem Horizont zum andern durchfurchten, und es wütete und brüllte der Donner wie eine Batterie von hundert Kanonen, die mit einem Male und mit aller Kraft zu spielen anfängt. Das

falbe Licht der Blitze, von den Flanken des Pferdeskeletts zurückgeworfen, gab der Gruppe der Jäger ein gespenstisches Aussehen. Doch ihr gesunkener Mut erhob sich bald wieder, denn nun galt es einen kühnen Entschluß, und dieser ging von Pepe aus.

„Wir wollen einen Ausfall unternehmen," sagte er zu Rosenholz. „Fabian wird uns von oben mit seinem Karabiner beschützen, indes wir die vier Rothäute, die dort unten zwischen den Steinen auf der Lauer liegen, in ihren Löchern umbringen. Es ist jetzt fast so dunkel, als wenn es Nacht wäre; wir werden zwei gegen vier sein, und das genügt." Dann fuhr er, zu Fabian gewendet, fort: „Was Euch betrifft, so werdet Ihr, ohne die Geier auf dem Felsen zu viel aus dem Auge zu verlieren, die Geier auf der Ebene überwachen. Bemerken uns diese, und rührt sich einer davon, so schießt Ihr auf ihn; wenn nicht, dann geht das übrige uns an. Du bist doch einverstanden, Rosenholz? Auf also! Don Fabian, wenn wir den Schlag geführt haben, komme ich zurück, Euch abzuholen, und dann machen wir uns aus dem Staube."

Der Kanadier konnte nur schwer sein altes Selbstvertrauen wiedergewinnen, billigte aber den Plan. Die beiden Jäger nahmen das Messer zwischen die Zähne, glitten rasch von der Spitze der Pyramide hinab und schlichen gebückt am Schilfe des Sees hin. Die großen Steinplatten, die die Indianer bedeckten, blieben so unbeweglich, als wären es Grabsteine über Toten. Fabian folgte mit ängstlicher Spannung allen Bewegungen der kühnen Männer. Beide hatten Halt gemacht und schienen zu beratschlagen, dann sah man sie im Uferschilfe verschwinden, dessen grüne Rispen der Wind beugte. Leise sagte Rosenholz zu seinem Genossen: „Wenn wir in einer Minute Fabians Karabiner nicht knallen hören, so beweist es, daß die Indianer uns nicht vom Hügel haben herabsteigen sehen; dann wollen wir, da sie so ziemlich in gleicher Linie und in gleicher Entfernung voneinander verborgen sind, jeder nach seinem Ziele hinspringen. Du erdolchst den letzten, ich werde den ersten unter seinem Steine erdrücken; mit den beiden andern werden wir dann leicht fertig werden, da sie sich zwischen uns beiden befinden."

„Ich zähle darauf, — Caramba!“ erwiderte Pepe; und der Donner rollte, und die Blitze huschten wie Feuerschlangen über die Ebene hin und schossen lange Strahlen durch das wogende Schilf hindurch.

Die Ungeduld verzehrte fast die beiden Jäger, und bei Rosenholz kamen zu der Aufregung, welche die Gefahr mit sich brachte, noch die Unruhe und gleichsam Gewissensbisse darüber, daß er den Schatz seines Lebens, seinen vielgeliebten Fabian, obgleich es sich um dessen Rettung handelte, allein auf einem so ausgesetzten Posten zurückgelassen hatte. Er fürchtete immer, einen Hilferuf vom Hügel zu vernehmen. Und in der That ließ sich ein sonderbares Getöse hören. Der Wind pfiff klagend über die Ebene. „Es ist Zeit,“ mahnte Rosenholz, „denn mein Fabian ist allein ... Auf, Pepe! ... Du weißt ... der erste und der letzte!“

Das Schilf beugte sich auf einer ziemlich langen Strecke, und wie zwei bengalische Tiger, die aus den Dschungeln, ohne zu brüllen, pfeilschnell auf ihre Beute losspringen, so stürzten die zwei Jäger auf die Ebene hinaus, jeder gerade auf seinen Feind zu. In diesem Augenblick ließ sich der wohlbekannte Knall von Fabians Karabiner hören. Rosenholz fuhr zusammen, konnte aber im Laufe nicht innehalten; es war ja nur der eine Schuß gefallen, und es galt, mit dem Feinde fertig zu werden. Als der Apache, durch das Geräusch zu spät aufgeschreckt, eben aus seiner Enge herausschlüpfen wollte, drückte der Kanadier, mit einem Fuße, so schwer wie ein Granitblock, auf seinen Körper, und schon ließ der Riese auch die Steinplatte, die er vom Boden gehoben, auf den Wilden niederschmettern. Dann sprang er auf den zweiten zu. Inzwischen hatte sich Pepe mit seinem ganzen Körper auf seinen Gegner geworfen und bohrte mehrmals mit seinem Dolche unter dem Steine umher. Dann sprang er auf und kam wieder zu Rosenholz. Zwei Leichname, der eine durch den Stein erdrückt, der andre dem Messer zur Beute gefallen — das war der Erfolg dieses raschen Angriffs gewesen; aber zwei andre lebenskräftige Indianer waren aufgesprungen, erstaunt, erschrocken, unentschlossen, ob sie fliehen oder

kämpfen sollten. „Zertritt doch die Schlange, ehe sie zischt!“ schrie Rosenholz in dem Augenblick, wo einer der Indianer, sein Alarmgeheul hören lassend, zurückwich und von einem Bogen, den er in der Hand hielt, Gebrauch machen wollte, während der andre, gleichfalls heulend, auf Pepe zustürzte. Die zwei Gegner prallten so heftig aneinander, daß der Indianer auf den Boden hinschlug. Pepe warf sich blitzschnell auf ihn, und bald war es aus mit dem Apachen. Rosenholz aber hatte sich gebückt, um dem Pfeil auszuweichen, der einige Linien über seinem Kopfe hinpfiff, und als er sich wieder aufrichtete, war der Indianer mit entsetzlichem Geheul schon fortgerannt und Rosenholz hatte das Nachsehen.

„Jetzt geschwind, Pepe, auf die Pyramide!“ rief Rosenholz. Sie hielten sich mit den Händen am Gesträuch und kletterten fast atemlos den Hügel hinan. Doch wie erschreckte sie die unheimliche Stille, die oben herrschte! „Fabian! Fabian!“ schrie der Kanadier, dem die Kniee zusammenbrechen wollten, außer sich vor Schrecken: „Fabian, bist du noch am Leben?“ Niemand antwortete. Der Sturmwind allein tobte mit noch größerer Wut in den Tannenbäumen der Plattform. Was war denn aber aus Fabian geworden?

Ohne Baraja und die drei andern zu rechnen, die Pepe und der Kanadier unschädlich gemacht hatten, waren von den elf von Mischblut mitgebrachten Kriegern nicht weniger als sechs gefallen. Windseufzer sollte nun der siebente sein. Er hatte ja auch Befehl erhalten, sich einer Kriegslist halber an den Ort zu stellen, wo schon zwei seiner Kameraden den Tod gefunden hatten. Zu seiner Verwunderung blieb er da ziemlich lange unbehelligt, denn Fabian, anderwärts beschäftigt, bemerkte den sich preisgebenden Indianer nicht, dieser aber schrieb die Unthätigkeit seiner drei Gegner irgend einer List zu, die er nicht begreifen konnte. Trotzdem erwartete er, jeden Augenblick von einer unsichtbaren Waffe niedergestreckt zu werden, so daß er lange, furchtbare Minuten durchlebte. Als jedoch immer und immer noch kein Angriff auf ihn erfolgte, da kam es in seinem Innern zu einer Auseinandersetzung zwischen dem Trieb der Selbsterhaltung und der gebieterischen Pflicht. Er

gab der Hoffnung Raum, daß es ihm gelingen würde, den Feinden die letzte Schießwaffe, die ihnen geblieben war, mit eignen Händen, und ohne daß er diese Heldenthat mit seinem Leben bezahlen müßte, zu entreißen. Sein Leben hatte er ja im voraus geopfert, so konnte ihn nichts Schlimmeres treffen, als das Schicksal, das ihm durchs Los bestimmt worden war. Langsam erstieg er also den steilen Hügel, und zwar mit solcher Vorsicht und Leichtigkeit, daß auch nicht ein losgerissenes Steinchen oder ein abgebröckeltes Erdstückchen durch sein Hinabrollen die Annäherung eines Feindes verriet.



Sobald Windseufzer mit dem Kopfe den Rand der Plattform überragte, horchte er, ohne sich zu rühren. Kein Atemzug, kein Wort, kein Tritt war vernehmbar. Fabian lag auf seiner hohen Warte, auf nichts achtend als auf das Wagstück der beiden Jäger, deren Bewegungen er Schritt für Schritt verfolgte. Der Indianer hätte Zeit gehabt, dem Ahnungslosen mit seinem Beile den Kopf zu spalten, aber damit der große Häuptling Schwarzvogel seine Rache befriedigen könne, sollten ihm ja die drei Krieger vom Gila-Inselchen lebendig an den Marterpfahl geliefert werden, darum blieb Windseufzers Tomahawk im Gürtel. Der Indianer wollte nur den Karabiner des Weißen haben; er kroch hin, um ihm die

Waffe, nach der ihn gelüstete, zu entreißen, und packte sie beim Lauf. In demselben Augenblick wandte sich Fabian um. Beim Anblick dieses mit abscheulichen Malereien bedeckten Gesichts, aus dem zwei Augen, ähnlich denen einer Wildkatze, hervorglühten, fühlte Fabian, da er nicht wußte, ob nicht noch andre Feinde auf der Plattform seien, einen Schauer des Schreckens; doch nur sekundenlang. Einen Hilferuf unterdrückend, der seine Gefährten hätte verraten und ihnen den Rückweg unmöglich machen können, umschlang der beherzte Jüngling schweigend den Leib des roten Kriegers. Es folgte ein erbitterter Kampf, bei dem Windseufzer die Erfahrung machen mußte, daß die Natur dem Weißen zwar geringere Behendigkeit verliehen hat, dafür aber größere Stärke der Arme, als dem Indianer. Zweimal wälzten sich die miteinander verschlungenen Ringer mit wechselndem Vorteil über die Plattform hin, und in der Hitze des Kampfes entlud sich der heftig gerüttelte Karabiner, ohne einen der Kämpfenden zu treffen. Dies war der Schuß, den die beiden Jäger gehört hatten. Endlich gewann Fabian die Oberhand über seinen Feind, und er stieß ihm, der den Karabiner um keinen Preis wieder fahren lassen wollte und deshalb den Stoß nicht rasch genug abwehren konnte, sein Messer in die Brust. Aber zum Unglück waren der Weiße und der Indianer, als sie sich ringend umherwälzten, an dem einen Ende der Plattform angelangt. Unter ihnen toste der Abgrund, der feuchte Staub der Kaskade vermischte sich mit ihrem Atem, und mit letzter Anstrengung suchte der sterbende Apache seinen Feind mit in die Tiefe zu reißen. So rollten die beiden in verzweifelter Umarmung mitsamt dem Karabiner den jähen Abhang hinab, und erst, als sie unten aufgeprallt waren, fühlte Fabian, wie die Arme des Indianers, durch den Tod gelähmt, ihre Beute fahren ließen. Dann fühlte er nichts mehr. Sein Kopf war auf einen scharfen Stein aufgeschlagen, und der tapfere Jüngling blieb neben seinem toten Gegner ohnmächtig liegen. —

Der Donner krachte jetzt fürchterlich, der Blitz knisterte wie die Funken von entzündetem Holze, wenn er den in Staub zer=

fahrenden Gipfel der Felsen traf; lange Blitze umgürteten mit ihren blendenden Lichtströmen Goldthal, Wüste und Pyramide. Bei einem dieser plötzlichen Feuerscheine hätte man die zwei Jäger sehen können, wie der eine, nach vergeblichem Rufen und Suchen, kummervoll niedergebeugt auf einem Felsstück saß, der andre ihn brüderlich zu trösten suchte, und hätte man weiter bemerken können, wie die zwei Wüstenräuber, Rothand und Mischblut, durch den strömenden Regen um den Gebrauch ihrer Feuerwaffen wie um die Spuren ihrer Feinde gebracht, auf weiteren Kampf verzichteten und sich nach den Nebelbergen hin zurückzogen.

Endlich hatte das Gewitter ausgetobt, und nun irrten Rosenholz und Pepe in den Bergen umher — ohne ihren tapfern jungen Gefährten, ohne Schießwaffen, ohne Lebensmittel. Und wie sie durch den Verlust ihrer Gewehre der Möglichkeit beraubt waren, durch Erlegung eines Wildes ihren Hunger zu stillen, ebensowenig konnten sie sich vor der Grausamkeit des Indianers, vor den Klauen des Jaguars schützen. Einer gleichen Not hatten sich die beiden Waldläufer während ihres ganzen Wanderlebens noch nie preisgegeben gesehen. Was aber den alten Kanadier mehr als alles andre schmerzte, was ihm allein laute Klagen auspreßte, das war der jähe Verlust seines kaum erst gefundenen Kindes! Dennoch entschlossen sich die unerschrockenen Männer, die Verfolgung der zwei Wüstenräuber fortzusetzen, in deren Gewalt sich Fabian, wenn er noch lebte, befinden mußte. Auf diesem Kriegspfade werden wir ihnen bald wieder begegnen.

Zwölftes Kapitel.

Brennstrahl und das weiße Prairieroß.



Bevor wir in unsrer Geschichte fortfahren, müssen wir den jungen Leser bitten, sich an die Unterredung des Mestizen mit dem Schwarzvogel zu erinnern, als dieser neben Antilope vor Don Estevans Zelt saß. Der Räuber hatte dem indianischen Häuptling einige Worte ins Ohr geflüstert, die ihn so heftig erregten, daß Blitze des Zorns aus seinen Augen sprühten. Für die Losgabe des gefangenen Baraja hatte der Mestize dem Schwarzvogel einen „Indianer mit starkem Herzen und stählernen Muskeln" versprochen, auch wollte er ihm die im Kampf getöteten Pferde ersetzen und ihm nach drei Tagen am Roten Flusse in der Nähe des Büffelsees ein Stelldichein geben. — Greifen wir nun einen Augenblick auf die Ereignisse zurück, die sich auf der Hacienda del Venado zugetragen haben. Nach der Flucht Tiburcios, nach der hastigen Abreise Don Estevans und seines Gefolges war auf der Hacienda,





wo es tags zuvor so geräuschvoll zugegangen war, wieder die gewohnte Ruhe eingekehrt. Eine Woche bot der andern traulich die Hand, und alles atmete Gedeihen und ländlichen Frieden. Die Herden tummelten sich auf der großen Ebene, in deren Mitte sich das ummauerte Haus Don Augustins erhob; neue Saaten sproßten aus dem fruchtbaren Boden hervor, auch die Olivenbäume trieben neue Blüten.

Eines Morgens, nicht lange nach dem Aufenthalte Don Antonios, deuteten gesattelte Pferde, beladene Maultiere, geschäftige Diener, die man auf dem Hofe der Hacienda bemerkte, darauf hin, daß eine Reise angetreten werden sollte; auch Doña Rosaritas Zelter befand sich unter dem wiehernden Trupp. Es galt einen Aufbruch zur Pferdejagd, die der Hacendero seinem künftigen Schwiegersohne, dem Senator Tragaduros, versprochen hatte. Dieser vergnügungssüchtige Stadtherr, vor kurzem noch beengt und eingeschüchtert, solange er des Herzogs von Armada starken Willen und lenkende Hand über sich fühlte, sah sich durch den raschen Aufbruch der Expedition von einer lästigen Fessel befreit und wollte nun die Freuden des Landlebens mit vollen Zügen genießen. Anders Rosarita. Ihre blassen Wangen, ihre erzwungene Heiterkeit bewiesen deutlich genug, wie der Schrecken jener Nacht in ihr fortwirkte, und wie sie um das Leben des jungen Tiburcio, der ihr selbst einst das Leben gerettet hatte, in steter Sorge war. Wie gern hätte sie sich dieser Jagdpartie enthoben gesehen, wenn es ihr Vater nur zugegeben hätte! Als sie nun aber an der Mauerstelle vorbeiritten, wo Tiburcio damals fliehend übergestiegen war, da zog das bewegte Mädchen ihren Schleier vors Gesicht, um die Thränen, die sich ihren Augen entrangen, zu verbergen.

Der Jagdausflug nahm mehrere Tage in Anspruch. Sein Ziel war der Büffelsee, von dem wir, den Reisenden vorauseilend, ein möglichst anschauliches Bild entwerfen wollen, damit sich der junge Leser mit Leichtigkeit an Ort und Stelle versetzen kann.

Nachdem der Gilafluß die Kette der Nebelberge durchschnitten, verbindet sich einer seiner Arme mit dem Red-River (Roten Fluß),

der von Texas und den Jagdgründen der Caiguas-Indianer und der Comanches herkommt und sich nach einem Laufe von etwa hundertundachtzig Stunden in den mexikanischen Golf ergießt. Sechzig Stunden etwa von der Hacienda del Venado und ungefähr eine halbe Stunde von dem Red-Fork (Rote Gabel, wo sich der Red-River gabelförmig teilt), dehnt sich ein großer, aus Cedern, Korkeichen, Sumachen (Gerberbäumen) und Manglen (Wurzelbäumen) bestehender Wald aus. In einem der geheimsten Winkel dieses Waldes, unter seinen dunkelsten, von hochwipfligen Bäumen gebildeten Bogengängen, befindet sich ein klarer See, in Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks, mit schmalem Abzugskanal, der sich unter Astgewölben und einem dichten Netze von üppigem Grün verliert. Breitblättrige Wasserpflanzen, Seeblumen mit goldenen und silbernen Blütenkelchen, lange Guirlanden von graulichem Moose, die sich an die Äste der Cedern anschmiegen und bis ins Wasser hinabreichen, dessen Krystall sie durchdringen, machen den vom ernsten, düstern Urwald umrahmten See zu einem ebenso wilden, als malerischen Landschaftsbilde.

Es ist dies das vorhin erwähnte Reiseziel unsrer Jagdgesellschaft: der Büffelsee.

Seinen Namen hat der See von den Tieren bekommen, deren Lieblingstränke er früher gewesen; aber durch die Nähe der Menschen allmählich verscheucht, haben die Büffel den Ort verlassen, um noch einsamere Gegenden aufzusuchen. Statt ihrer haben sich wilde Pferde eingestellt, die das unter tiefem Schatten verborgene Wasser den offenen Ufern des benachbarten Flusses vorzogen. Um eine Jagd auf solche Pferde handelte es sich jetzt. Darum hatten auf der einen Seite des Sees Arbeiter aus der Hacienda eine große Fläche von Bäumen entblößt und mit einem Corral (einem starken Palissadenzaun) versehen. Der Corral hatte nur eine einzige, schmale Öffnung, und um die wilden Pferde durch seinen Anblick nicht zu erschrecken, war er mit grünen Zweigen und Gräsern so gut als möglich verkleidet worden.

Am Ufer und in der Nähe des Büffelsees hielten zwölf Männer

Rast, teils im Grase liegend, teils mit dem Rücken gegen die Stämme der mehr als hundert Jahre alten Eichen gelehnt, darunter vier, die nicht zur Hacienda del Venado gehörten. Anstatt des Nationalkostüms, das die Vaqueros Don Augustins trugen, hatten diese vier Personen, als Grenzer, ihre Kleidung der indianischen und weißen Rasse zugleich entlehnt, sodaß man die sonnverbrannten, ganz in Leder steckenden und mit Mokassins beschuhten Vaqueros ebensogut für civilisierte Indianer als für verwilderte Weiße halten konnte. Die vielen Spuren vertrockneten Blutes an ihren Kleidern, ihre trotzigen Gesichter und ihr ganzes Gebaren hätte für Reisende, die mit den Sitten der Wüste nicht vertraut waren, etwas Unheimliches haben müssen, solche aber, die mit dem Leben in der Wildnis bekannt waren, errieten in diesen Leuten auf den ersten Blick Büffeljäger, die hier am Seeufer von ihrem Gewerbe ausruhten. Denn von Zeit zu Zeit finden sich auch jetzt noch vereinzelte Büffel hier ein, und auf einer nahen Lichtung trockneten frisch abgezogene Häute von erlegten Bisons an Pfählen in der Sonne.

Eine tiefe Stille herrschte rings umher, nur ab und zu unterbrochen durch das klägliche Geheul eines großen Hundes, der in dem dichten Grase wie begraben lag und bisweilen, den Kopf in die Höhe richtend, ein Gebell des Schmerzes hören ließ.

Einer der Büffeljäger kniete vor einem kleinen, mit frischen Blumen geschmückten Holzbilde der Madonna, das in die Höhlung eines Eichstammes eingefügt war, und verrichtete seine Morgenandacht. Es war ein Mann von hohem Wuchse und dem Anscheine nach von ungewöhnlicher Stärke. Er betete vor dem Muttergottesbilde sehr inbrünstig, weil es die Erfüllung eines Gelübdes galt, das er in großer Gefahr abgelegt hatte. Als er sich von seiner Andacht erhob, ließ der große Hund ein neues Klaggeheul hören. „Ich glaube wahrhaftig — der Teufel hole mich!“ sprach der Jäger, indem er sich wieder seiner gewohnten Kraftausdrücke bediente, „Oso (so hieß der Hund) hat sich, seitdem er unter den Indianern lebt, ihre Gewohnheiten zu eigen gemacht. Sollte man

nicht glauben, es sei eine dieser Rothäute, die am Grabe eines Toten heult?"

„Meiner Treu, Encinas!" sagte ein andrer Jäger, der sich am See wusch, „du schmeichelst den Hunden nicht; ich möchte zu ihrer Ehre lieber glauben, daß im Gegenteil die Indianer es sind, die dieses Geheul von den Hunden entlehnt haben."

„Wie dem auch sei," erwiderte Encinas, „Oso beweint seinen Kameraden, den einer dieser spitzbübischen Apachen mit einem Lanzenstich an den Boden heftete. Doch muß ich sagen, daß der brave Hund schon zwei von diesen Blutmenschen erwürgt hatte. Ja, mein guter Pascual! damals glaubte ich, daß ich weder mit dir, noch mit andern Kameraden noch einmal auf die Büffeljagd gehen würde — damals, als gerade in dem Augenblick, wo ich mich dessen am wenigsten versah . . ."

Encinas wurde durch seinen Kameraden Pascual unterbrochen, der befürchtete, wiederum eine Geschichte hören zu müssen, die er zum so- und sovieltenmal schon gehört hatte. „Ei, ei, Encinas," sagte er, „da du jetzt dein Gelübde, barfuß zur Madonna am Büffelsee zu pilgern und dort zu beten, eingelöst hast, und da diese Vaqueros unsrer Dienste nicht mehr bedürfen, möcht' es an der Zeit sein, mein' ich, wieder auf die Jagd zu gehen; schon haben wir drei Tage verloren, und unsre blutigen Häute dort werden die wilden Pferde verhindern, zur Tränke zu kommen: ein doppelter Grund also, uns nicht länger hier aufzuhalten."

„Wir haben bis Sonnenuntergang nichts zu versäumen," erwiderte Encinas; „bleiben wir also hier!"

„O, ihr hindert uns gar nicht!" rief jetzt der jüngste von den zur Hacienda gehörenden Vaqueros, der mit Pascuals Vorschlag, schon aufzubrechen, durchaus nicht zufrieden schien.

Dieser Vaquero war ein junger Mensch aus dem Presidio Tubac, den sein Vater ausgeschickt hatte, um bei seinen vormaligen Kameraden die harte Lehrzeit eines Abenteurers durchzukosten. Er hatte sich erst seit wenigen Wochen zu seinen Meistern gesellt und war, gleich allen Neulingen, stets begierig, den Erzählungen der ergrauten, wettergebräunten Jäger zu lauschen.

„Señor Encinas,“ sagte er, „ich mag Euern Hund nicht so heulen hören.“ Damit wollte er nur mit den beiden Jägern ins Gespräch kommen, um das Abenteuer zu erfahren, bei dem Encinas um ein Haar sein Leben verloren hätte. „Wittert Oso vielleicht einen Indianer?“ setzte er hinzu.

„Nein, mein Junge,“ antwortete Encinas, „er drückt auf diese Weise nur seinen Kummer aus. Streiften Indianer in der Gegend umher, dann würdest du sein Haar sich sträuben und seine Augen so rot werden sehen wie feurige Kohlen, auch würde er dann nicht so unbeweglich liegen bleiben. Kannst dich also beruhigen.“

„Gut, ich dank' Euch,“ versetzte der junge Bursche, indem er sich neben Encinas auf das Gras hinstreckte; „nur eins möcht' ich Euch noch fragen: habt Ihr auf Euern Jagdzügen jenseits Tubac nichts von der Expedition eines Don Estevan erfahren, bei der sich ein Onkel von mir, Namens Manuel Baraja befindet?“

„Wohl hab' ich davon gehört. Wir waren mit drei Biberjägern zusammengetroffen, die der Expedition auf dem Fuße folgten und auf einer kleinen Insel im Gilafluß Posto fassen wollten. Als wir uns von den Jägern trennten, stießen wir auf Spuren eines starken Indianertrupps, die für diese Expedition Schlimmes besorgen ließen. Ich fürchte, du wirst bald sagen müssen: ‚Mein seliger Onkel‘.“

„Ah! Ihr glaubt wohl, er sei — selig?“ fragte der Neffe in seiner Naivetät.

„Kurze Zeit darauf,“ erzählte Encinas weiter, „hat der junge Comanche . . .“

Der Neuling unterbrach den Büffeljäger abermals mit den Worten: „Wißt Ihr auch, Señor Encinas, daß Ihr besser daran thätet, mir das alles haarklein von Anfang bis Ende zu erzählen? Was hattet Ihr denn im Lande der Wilden zu schaffen?“

„Was ich dort zu schaffen hatte?“ versetzte Encinas, der, wie alle Veteranen der Wüste, froh war, einen aufmerksamen und vielfragenden Zuhörer zu finden; „ich will es dir sagen, junger Bursch. Während ich mich auf dem Presidio befand, kam ein Abgesandter

von den Comanchen, die, wie du wissen wirst, Todfeinde der Apachen sind. Der Indianer sollte uns im Namen seines Häuptlings einen Tausch von Büffelhäuten gegen kleine Glaswaren, Messer und Wolldecken vorschlagen; zudem war gerade in Tubac ein Viandante (herumziehender Krämer) von Arispe eingetroffen, der etliche Päcke von den Gegenständen mitgebracht hatte, die der Indianer begehrte."

„Und Ihr machtet einen Handel mit dem Viandante?"

„Er beteiligte mich an seinem Gewinst. Und dann war auch Mariano, mein Gevatter, da, dem die Apachen eine Herde prächtiger Pferde gestohlen hatten, und der neun seiner Vaqueros mitnahm, um mit Hilfe der Comanchen den Räubern einen Teil der Beute wieder abzujagen. Alles gezählt, waren wir zwölf entschlossene Männer, ohne den Boten, den sein Stamm nach dem Presidio geschickt hatte."

„Dreizehn also!" rief der Neuling aus; „o weh, eine Unglückszahl!"

„Wir hatten bloß acht bis zehn Wegstunden bis zum Lager der Comanchen zurückzulegen," fuhr Encinas fort, „und waren durchaus nicht unruhig; erst später erinnerte ich mich dieser Malefizzahl. Wir ritten also wohlgemut unsers Wegs und geleiteten die beladenen Maulesel des Krämers; der Comanche ritt voran . . ."

„Liebe Zeit!" unterbrach der Lehrling, ungeachtet seiner Begierde, den weitern Verlauf zu hören, seinen Erzähler von neuem; „es war auch gar zu unvorsichtig von dem Krämer, sich auf das Wort eines Indianers hin mit seinen Waren in solche Gefahr zu begeben!"

„Du hältst mein Junge, wie mir scheint, darauf, daß man das Tüpfelchen auf dem I nicht vergißt. So wisse denn, daß der Häuptling zwei seiner Krieger als Geisel gestellt hatte, und die Comanchen gelten, was Worthalten betrifft, für ehrliche Leute. Schon der Bote flößte uns Vertrauen ein. Es war ein ebenso schöner als tapferer junger Krieger, wie du bald sehen wirst; auch war er, obwohl von Geburt selbst Apache, ein erbitterter Feind seiner Stammgenossen."

„Um so weniger hätt' ich ihm getraut!"

„Weil du seine Geschichte nicht kennst. Ihm hatte ein Häuptling seines Stammes seine schöne Schwester geraubt, die er als Zwillingsschwester doppelt lieb hatte. Es kam zum Zweikampf mit dem Häuptling, den er tötete; dann entfloh er mit seiner Schwester zu den Comanchen, und diese nahmen den jungen Helden mit Freuden bei sich auf."

„So laß ich mir's gefallen," sagte der Gelbschnabe.

„Nachdem wir einige Zeit so fortgeritten waren," begann Encinas wieder, „hörte ich den voranreitenden Führer zu meinem Gevatter sagen: ‚Ich habe im Sande die Spuren von Rothand und Mischblut gesehen, also aufgepaßt!'"

„Hu! diese zwei Teufel!" rief der Lehrling mit Schaudern.

„Inzwischen waren wir an einen Ort gekommen," fuhr der Büffeljäger fort, „wo die Baumwollbäume sozusagen einen Wald bilden, und plötzlich stieß unser Führer ein fürchterliches Geheul aus und galoppierte, an die Flanke seines Pferdes niedergebeugt, spornstreichs davon; da prasselte auch schon ein dichter Pfeilhagel über uns her, dazwischen sprühten Flintenschüsse, wie Blitze durch ein Hagelwetter, und ich sah, wie mein Gevatter Mariano, der Viandante, und neun Vaqueros wie hingemäht zur Erde stürzten. Mit geschlossenen Augen, als träumte ich, nahm ich meinen vor Wut heulenden Hunden, Oso und Tigre, den Maulkorb ab, hielt sie aber noch am Strick, und als ich die Augen wieder aufthat, was sah ich? Gar nichts; außer ledige Pferde, die zwischen den Baumwollbäumen hin und her rasten; auch sah ich nichts mehr von den Gestürzten, die von den Indianern fortgeschleppt sein mußten."

„Und war das in Wirklichkeit so?"

„Ich habe nie wieder einen davon zu Gesicht bekommen. Und jetzt war ich unentschlossen, ob ich vorwärts oder rückwärts gehen sollte; aber meine Ungewißheit dauerte nicht lange. Sieben bis acht Indianer kamen plötzlich aus dem Dickicht auf mich angesprengt. Ich ließ meine Hunde los, die sich wie Löwen auf die Rothäute stürzten, und machte es auch so, indem ich meinem Pferde die

Sporen in die Weichen drückte und mit Kampfgeschrei vorwärts ritt. Ich weiß kaum, was nun geschah. Vor meinen Augen lag's wie eine dichte Wolke, und durch diese Wolke hindurch sah ich wilde Gesichter in unmittelbarer Nähe; ich bemerkte Tigre, durch einen Lanzenstich auf den Körper zweier Indianer geheftet, die er erwürgt hatte; ferner sah ich Oso mit blutigem Maul einen andern Indianer zu Boden reißen, — und in wenigen Minuten fühlte ich mich frei."

„Demonio!" rief der Junge voll Erstaunen, — „Ihr hattet sie also alle umgebracht?"

„Caramba!" erwiderte der Büffeljäger mit Lachen, „du nimmst die Sache ein bißchen leicht. Nein, wahrhaftig, meine zwei wohldressierten Hunde hatten mehr geleistet als ich, und dennoch wäre meinem Leben ein Ziel gesetzt gewesen, wenn nicht in einiger Entfernung von mir ein fürchterlicher Kampf stattgefunden hätte. Dort erhob sich eine Staubwolke über einer Pyramide von Pferden mit aufgeschlitzten Bäuchen und von menschlichen Körpern, die sich umschlungen hielten. Inmitten dieses Gemetzels unterschied ich wallende Federbüsche, funkelnde Lanzen, mit Ocker, Zinnober und Blut beschmierte Gesichter und feuersprühende Augen. Dann sah ich diese Pyramide sich plötzlich teilen, und ein Krieger schüttelte sich nach Art eines Löwen, der einer Menge Wölfe das Kreuz gebrochen, und als ich ihm zu Hilfe eilte, da nahmen die Indianer Reißaus wie ein Schwarm Fledermäuse vor einem Sonnenstrahl."

„Das war gewiß der Comanche, von dem Ihr vorhin erzähltet, daß er auf einmal davongeritten sei?"

„Erraten, mein Junge! Es war Brennstrahl, und dieser Name gebührt auch dem feurigen Krieger, der wie ein zündender Blitz in den Feind einschlägt, wo der Haufe am dichtesten ist."

„Und was ist dann aus dem braven Kerl geworden?"

„Hab' ihn seither nicht wieder gesehen. Er wollte mit den zwei Geiseln, die man nach so blutigem Worthalten losgab, den Räubern Rothand und Mischblut nachsetzen, denn diese zwei Höllensöhne hatten den Überfall bei den Baumwollbäumen angestiftet und die Waren der Weißen in Gesellschaft der Apachen geplündert."



Der junge Vaquero wollte noch mehr fragen, aber ein lautes Geräusch von wiehernden Pferden und Menschenstimmen unterbrach ihn. Der Vortrab von Don Augustins Jagdgefolge traf soeben am Büffelsee ein, um an der schattigsten Stelle die Zelte für die Herrschaft aufzuschlagen, die auch nach einiger Zeit auf die Lichtung, die den Waldsaum von dem See trennte, langsam zugeritten kam.

Es war um die Mittagsstunde. Die Sonne sandte in senk=

rechter Richtung ihre glühenden Strahlen auf die große blendende Wasserfläche herab. Erschlafft von der gewaltigen Hitze, schwieg und schlummerte alles ringsum. Nur die Baumgrillen, so zahlreich wie die Grashalme, erregten mit ihrem tausendfachen Zirpen ein betäubend klirrendes Geräusch. Der Senator stieg zuerst ab, um Doña Rosarita von ihrem Zelter zu helfen. Das Mädchen erschrak zuerst beim Anblick der Büffeljäger, die man für wilde Mordgesellen halten konnte; sie faßte sich aber schnell wieder und mußte nun über sich selbst lächeln: als Tochter der Wüste war sie ja mit deren Gästen und Sitten genugsam vertraut. Nachdem sie einige Worte mit ihrem Vater gewechselt hatte, hob sie den blauen Thürvorhang ihres seidenen Zeltes, das ihr der galante Senator von Arispe hatte kommen lassen, in die Höhe und verschwand vor den Blicken der staunend gaffenden Vaqueros.

Auch Don Pena und Tragaduros zogen sich, ein jeder in sein Zelt, zurück, um Siesta zu halten und die Reisemüdigkeit — man war vier Tage unterwegs gewesen — aus ihren Gliedern zu bannen. Diesem Geschäft lagen sie so eifrig ob, daß sie keine Zeit zum Träumen übrig hatten, wohl aber Rosarita, deren Herz voll Unruhe und Sorge war. Sie hatte sich auf dem Herwege, so oft es sich schicken wollte, bei wandernden Vaqueros erkundigt, ob man etwa vom Sohne des Arellanos etwas gesehen habe, aber nur das Eine hatte sie erfahren, daß Tiburcio bis jetzt nicht in seine Hütte zurückgekehrt sei; er konnte also nur nach Tubac gegangen sein, und dort fingen gerade die Gefahren an, die Rosarita für ihn fürchtete. Auch beschäftigte sie eine Begegnung, die die Reisenden am Tage zuvor gehabt hatten. Gegen Einbruch der Nacht, wo alles eine ernstere Gestalt annimmt, kamen plötzlich zwei Reiter von unheimlichem Aussehen an ihnen vorüber. Der eine war ein Greis, der andre ein jüngerer Mann. Das weiße Haar des einen und das schwarze des andern war hinter dem Kopfe durch Bänder von weißlichem Leder zusammengehalten, sodaß es einen hängenden Schopf bildete. Ein enges, gestricktes Käppchen von grobem Faden, das mit einem Federbusch geschmückt und durch ein ledernes Sturm=

band festgehalten war, bedeckte ihren Kopf. Beide hatten nackte Beine, nur der Oberleib war mit einer groben Wolldecke verhüllt. Es war das Kostüm der Papagos-Indianer, nur daß die zwei Reiter, anstatt der Bogen und Pfeile, quer über den Sattel eine lange schwere Büchse liegen hatten, und daß ihr wilder Blick von der friedlichen Sanftmut, die die Papagos-Rasse auszeichnet, himmelweit verschieden war. Die beiden wechselten in einer Sprache, die die Mexikaner nicht verstanden, einige Worte und ritten vorüber, nicht ohne daß der jüngere einen vielsagenden Blick auf die Tochter Don Augustins heftete und sich später noch mehrmals nach ihr umwandte. Diese ‚Wölfe in Schafskleidern‘, wie sie der Senator nicht ohne ein gewisses Gruseln nannte, mischten sich jetzt beängstigend in Rosaritas Träume.

Von den Jägern und Vaqueros sahen mehrere die Tochter Don Augustins zum erstenmal, und alle priesen ihre seltene Schönheit, was aus dem Munde dieser rauhen Männer ebenso überzeugend als drollig klang. So that zum Beispiel Encinas nach Indianerweise den poetischen Ausruf: „Sie ist eine wahre Blume der Wüste!“

Gleich war unser wißbegieriger Neuling mit der Frage bei der Hand: „Ohne Zweifel wird sie der Stadtherr, der mitgekommen ist, nach Arispe in seinen Palast bringen?“

„Wer weiß?“ antwortete Encinas weltklug. „Ich habe mehr als einen Bison tödlich verwundet, den ich schon in den Händen zu haben glaubte, und der dann, weit von mir weg, eine Beute der Indianer oder Wölfe geworden ist.“

In diesem Augenblick ließ Oso ein eigentümliches Knurren hören. Es war nicht mehr jenes klägliche Geheul, das, nach des Büffeljägers Ausdruck, eine zärtliche Erinnerung an einen vermißten Kameraden sein sollte; es klang mehr wie verhaltener Zorn.

„Was soll das bedeuten, Meister Encinas?“ fragte der Vaquero-Lehrling unruhig.

„Nichts!“ antwortete der Jäger, nachdem er einen Blick auf den Hund geworfen hatte, dessen Auge kurz aufleuchtete und dann

erlosch. „Oso hat vermutlich von einem Indianer geträumt und spricht seinen Abscheu durch Knurren aus.“

Es mochte jetzt fünf Uhr nachmittags sein; die Reisenden hatten ihre Siesta beendet und traten aus ihren Zelten. Um diese Tageszeit bot der Büffelsee einen mehr malerischen als wilden Anblick dar. Rosaritas Zelt erhob sich an seinen Ufern nahe bei den Zelten des Hacendero und des Senators. Es spiegelte seine azurblauen Falten auf der klaren Fläche inmitten der Wasserpflanzen und der vom Wasser vervielfältigten Bilder von Menschen und Pferden, der knorrigen Eichen und eines Stückes vom blauen Himmelszelt. Doña Rosarita hatte ihr Reitkleid mit einem weißen Gewand vertauscht und schien eine Nymphe des Sees, eine liebliche Schwester der vielen lilienweißen Seeblumen zu sein.

Die Bisonjäger begannen ihre Pferde zu satteln, um weiter fort, an den Ufern des Roten Flusses, ihr mühevolles Weidwerk wieder aufzunehmen.

„Was hast du denn, Oso?“ sagte Encinas zu seinem Hunde, der abermals heulte, „ist ein Indianer in der Nähe?“

„Indianer?“ frug Rosarita erschrocken. „Sind denn schon welche hierher gekommen?“

„Nein, Madame,“ beruhigte sie Encinas, „es ist in der Umgegend keine Spur von ihnen zu sehen.“

Aber Oso schien es besser zu wissen, als sein Herr: seine Augen wurden feuerrot, seine Haare sträubten sich, und er machte einige wütende Sprünge vorwärts, beruhigte sich dann und legte sich, immer noch knurrend, wieder ins Gras.

„Das Tier hat sich offenbar getäuscht,“ sagte Encinas, indem er nebst seinen drei Gefährten im Begriff war, sich in den Sattel zu schwingen. Da flüsterte Rosarita ihrem Vater etwas angelegentlich ins Ohr. Don Pena zuckte zuerst die Achseln; dann warf er einen zärtlichen Blick auf das flehende Gesicht seiner Tochter, lächelte und sagte: „Nun ja. — Hört einmal, Freund,“ setzte er ganz laut hinzu, indem er sich an Encinas, als den ansehnlichsten unter den Bisonjägern, wandte, „vermutlich habt Ihr schon mit den wilden

Indianern einen Strauß gehabt und kennt wohl auch ihre Listen?" Der junge Vaquero machte eine Bewegung, die bedeuten sollte, daß sich sein Herr an keinen bessern Mann wenden könne.

„Erst vor fünf Tagen," antwortete Encinas, „habe ich mit diesen unversöhnlichen Feinden der Weißen auf Leben und Tod gekämpft."

„Du siehst, Vater!" rief Rosarita.

„Und wo war das?" fragte Don Pena.

„In der Nähe des Presidio Tubac."

„Kaum zwanzig Stunden von hier!" rief die Tochter erschrocken aus.

„Hier ist eine junge Dame," fuhr der Hacendero fort, „die neulich im Walde zwei Indianern vom Stamme der Papagos begegnet ist und seither . . ."

„O Vater!" fiel ihm Rosarita ins Wort, „noch nie haben zwei Papagos so abschreckend ausgesehen; es war gewiß eine Vermummung."

„Ganz zweifellos," bestätigte der Senator.

„Ihr seid beide Memmen," sagte Don Pena lachend, willfahrte aber doch seiner Tochter, indem er die vier Büffeljäger gegen ein Taggeld, das ihren mutmaßlichen Verdienst bei ihrem gefährlichen Handwerk namhaft überstieg, bis ans Ende der Pferdejagd in seine Dienste nahm; dann sagte er: „Hoffentlich wird bei achtundzwanzig Vaqueros und vier so tapfern Jägern, wie diese sind, also bei zweiunddreißig Verteidigern, die Furcht deine Freuden nicht mehr vergiften, mein Kind!"

Anstatt aller Antwort küßte Rosarita ihren Vater, und wie gern hätte ihn auch Tragaduros, dem die Furcht nicht minder in den Gliedern lag, aus Dankbarkeit umarmt, völlig uneingedenk des guten Rates, den ihm Arechiza beim Abschied gegeben: „Don Vicente," hatte der Herzog zu ihm gesagt, „verrichtet je eher je lieber eine kühne That; damit würdet Ihr das Herz des Mädchens am sichersten gewinnen." Aber, würde ein Indianer sagen, der Fuß des Hasen ist nicht — die Klaue des Löwen.

Inzwischen sank die Sonne hinter den Bäumen hinab, lange purpurne Strahlen drangen durch das Laubwerk und färbten das Wasser des Sees: die weißen Kelche der Seeblumen schimmerten in zartem Rosa, und die Waldvögel stimmten ihr Abendlied an. Jetzt wartete alles mit Ungeduld auf das Herannahen der ihre Tränke aufsuchenden wilden Pferde. Und nicht gar lange, so ließ sich im fernen Walde ein dumpfes Krachen hören. Doch anstatt, wie das Getöse der Lawine, von Sekunde zu Sekunde zuzunehmen, wenn zwei- bis dreihundert durstige Pferde dem Wasser zueilen, die jungen Bäume zu Boden drücken und die Erde unter ihren Hufen erzittern machen, hörte das ferne Geräusch plötzlich auf. Der wilde Trupp hatte ohne Zweifel das fremdartige Aussehen der von Menschen betretenen Ufer bemerkt und schreckerfüllt Halt gemacht. Nur ein Gewieher, hell und durchdringend wie der Ton eines Hornes, drang zu den Ohren der im Hinterhalt liegenden Jäger.

Bald aber krachten die Gebüsche von neuem, und ein halbes Dutzend Pferde, kühner als die übrigen, zeigten am Saume der Lichtung ihre aufwärts gerichteten Köpfe, ihre roten Nüstern und glänzenden Augen. Dann sprangen im Nu fünf davon mit wallenden Mähnen zurück und verschwanden blitzschnell im Dunkel des Waldes.

Ein einziges von den sechs Pferden war stehen geblieben; es bebte auf seinen Beinen und streckte den Kopf dem See zu.

Es war ein Pferd, so weiß wie der Schnee; mit dem glänzenden Halse eines Schwanes verband es eine breite Brust und ein rundes Kreuz. Ein weißer Haarbüschel zitterte zwischen zwei wilden Augen auf seiner Stirn, und sein Schweif schlug an seine sehnigen Kniekehlen. In seiner ganzen, zugleich furchtsamen und stolzen Haltung lag etwas Majestätisches. Alle Zuschauer hielten bewundernd den Atem an.

„Gott verzeih' mir!“ flüsterte Encinas dem Vaquero-Lehrling, der seine guten Gründe gehabt hatte, sich neben den Büffeljäger zu stellen, ganz leise ins Ohr: „es ist das weiße Prairieroß!“

„Das weiße Prairieroß?“ wiederholte der junge Vaquero. „Was ist das?“

„Ein weißes Pferd, wie dieses — ein Schimmel, dem man nur selten nahe kommen kann, von dem die Verwegenen, die ihn zu weit verfolgen, nie mehr sprechen können, — und der sich niemals fangen läßt.“

„Bah! Das wollt Ihr mir weismachen?“

„St! erschrecke mir das Pferd nicht; sieh es aber mit allen deinen Augen an, denn seinesgleichen wirst du nie und nirgends wieder erblicken.“

Einige Sprünge brachten das Roß dem See nahe, und diese Sprünge waren so elastisch, so leicht, daß es wie eine Nebelflocke auf dem Grase zu schweben schien. Mit einem weitern Sprunge erreichte das edle Tier das dicht vor ihm liegende Ufer. Bebend machte es in dem Augenblick Halt, wo die krystallhelle Fläche seinen stolzen und feinen Kopf, seine kleinen, nach vorn gespitzten Ohren zurückwarf. Dann verlängerte es anmutig den Kopf, wie um sich besser sehen zu können, und stellte vorsichtig seine zwei Vorderbeine ins Wasser. Diese Bewegung war noch so leise, daß keine Schlammwolke den Wasserspiegel trübte.

„Ah, Señor Encinas,“ sagte der Junge, „jetzt oder nie muß man ihm den Lasso überwerfen!“

„Ich zweifle daran, — ich zweifle daran; fast immer begegnet dem Tollkühnen ein Unheil, der das weiße Prairieroß fangen will.“

Bald warf sich das Roß im Wasser auf die Kniee, ließ über die Oberfläche ein lautes Schnauben hingehen und begann zu trinken, wobei es von Zeit zu Zeit den Kopf in die Höhe hob und mit forschendem Auge nach den Tiefen des Waldes blickte.

Die Jäger konnten jetzt sehen, wie sich an den Palissaden der Körper eines der Vaqueros erhob, wie er den Zaun überragte, und wie sich dann seine Brust auf den Sattel beugte. Sein Kamerad that ein Gleiches. Plötzlich machte das scheue Tier einen Schreckenssprung, der eine weiße Schaumwolke aufregte. Das Pferd schien aus der Wolke hervorzugehen und sprang auf das Ufer zurück. In dem nämlichen Augenblick galoppierte, seinen ledernen Lasso schwingend, einer der Vaqueros auf das Tier zu.

Der geflochtene Riemen pfiff durch die Luft, doch infolge des zu heftigen Anlaufs konnte das Pferd des Vaquero nicht schnell genug Halt machen; es glitt die steile Böschung hinab, und Reiter und Pferd rollten übereinander weg in den See.

„Hab' dir's ja gesagt!“ rief der Bisonjäger, den dieser Unfall in seiner abergläubischen Meinung bestärkte. „Sieh doch, wie sich das ungreifbare Roß von der Schlinge losmacht!“

In der That schüttelte das Pferd, während es floh, seinen schönen Kopf und seine lange triefende Mähne und schleuderte, wie empört über die unreine Berührung von Menschenhand, den garstigen Riemen weit von sich.

Schon war der zweite Vaquero dem flüchtigen Tiere nachgeeilt, und einige Sekunden lang konnte man Zeuge sein von einem wunderbaren Wettstreit zwischen dem wilden Pferde und dem ungestümen Reiter, der es mit dem Lasso in der Hand verfolgte. Es war schwer zu sagen, auf welcher Seite die Schnelligkeit und Gewandtheit überwogen. Nichts schien den Reiter aufzuhalten, weder die Baumstämme, an denen er sich Arme und Beine brechen zu müssen schien, noch die niedern Äste, die ihm den Schädel einzuschlagen drohten. Wie ein flinker Centaur vermied er alle dem Anscheine nach unbesiegbaren Hindernisse. Bald lag er auf dem Sattel, bald hing er an den Flanken seines Pferdes, bald befand er sich fast unter dessen Bauche, wobei seine langen Sporen an Stelle seines Körpers den Sattel einnahmen; wie eine Schlange glitt er unter den Ästen und zwischen den Baumstämmen dahin. Und bald entschwanden Schimmel und Vaquero aller Augen.

Sämtliche Jäger kamen zu gleicher Zeit aus ihrem Hinterhalt hervor und stießen Freudenschreie und ermutigende Hurras aus. Das Schauspiel, das sie mit angesehen, war fast allein so viel wert, als wenn zwanzig wilde Pferde gefangen worden wären. Auf den ersten Vaquero aber, der triefend und schlammbesudelt aus dem See herauskam, ging Encinas zu und tröstete ihn mit den Worten: „Kannst von Glück sagen, Kamerad, daß du so leichten Kaufs davongekommen bist. Ich wollt', ich könnt' von deinem

Kollegen ein Gleiches sagen, denn man sieht die Thoren, die das Prairieroß zu scharf verfolgen, nie mehr zurückkommen.“ — Als die erste Verwirrung vorüber war, erteilte Don Augustin seinen Leuten verschiedene Befehle betreffs der morgenden Jagd, auch ließ er zur Bereitung des Abend-



essens eine Reihe von Feuern anzünden, die die ganze Nacht über fortbrennen sollten. Alles war geschäftig und legte Hand an, mit Ausnahme von Encinas, den Rosarita zu sich gewinkt hatte, um ihn, stets besorgt wegen Tiburcios Schicksal, über das Presidio Tubac, über die Apachen und alles mögliche sonst auszufragen. Der Bisonjäger war nicht karg mit Auskunft, aber vom Sohn Arellanos' wußte er nichts zu berichten. Auf einmal

unterbrach ihn Rosarita, todblaß geworden, mit einem schrillen Angstschrei, sodaß ihr Vater, der Senator, die Diener eiligst herbeiliefen. Was hatte sie so Entsetzliches gesehen? Zitternd zeigte sie mit dem Finger nach einer Waldstelle, wo allerdings eine Schrecken erregende Gestalt aus dem Gebüsch trat. Das bemalte Gesicht, die tättowierte Haut, der seltsam grelle Kopfschmuck verrieten einen Indianer. Encinas selbst teilte einen Augenblick beim Anblick dieser aufregenden Erscheinung die mit Grauen vermischte Überraschung der übrigen. Bald aber beruhigte er durch eine Gebärde Don Augustin wieder, der nach den am Zelteingang aufgehängten Waffen geeilt war, sowie den Senator und die Jungfrau, die beide der Schrecken an ihren Platz gebannt hatte.

„Es ist nichts," sagte er, „es ist ein Freund, wenn auch ein furchtbarer," und um jegliches Mißtrauen zu verscheuchen, ging er ruhig auf den Indianer zu. Dieser hatte im Näherschreiten die Büchse, die er in der Hand gehalten, wieder umgehängt.

Es war ein junger Krieger von wohlgebauten, sehnigen Formen und elastischem, stolzem Tritt. Seine breiten Schultern, seine gewaltige Brust waren nackt, und um seine schmalen Lenden schlang sich ein bunter Shawl von feinem Gewebe. Gamaschen von scharlachrotem Tuch bedeckten seine Beine; gestickte Kniebänder aus Tierhaaren und seltsam geformten Eicheln aus Stachelschweinborsten hielten diese Gamaschen über den Knöcheln fest; endlich waren die Füße des Indianers mit Halbstiefeln bekleidet, an denen die Arbeit ebenso merkwürdig war, wie die an den Kniebändern. Um den Kopf, der mit Ausnahme eines obern Haarbüschels glatt rasiert war, trug er eine Art Turban, um dessen Falten sich die glänzende Haut einer Klapperschlange legte, sodaß der noch mit seinen Klappern versehene Schwanz über die eine Schulter herabhing, der Kopf der Schlange mit seinen spitzigen Zähnen über die andre. Das Gesicht des jungen Kriegers mit der hohen Stirn, der römischen Nase, dem feinen und zugleich kühnen Mund, den wenig vorspringenden Wangen hätte geradezu schön heißen können, wäre es nicht durch die abschreckenden Malereien entstellt gewesen.

Unbesorgt nahte sich der Sohn der Wildnis, musterte schweigend alle um den See her gruppierten Personen und heftete seine Augen erstaunt und mit zunehmendem Wohlgefallen auf die am Arm ihres Vaters hangende Rosarita. Dann sagte er zu Encinas, immer noch auf Rosarita blickend, in indianischer Sprache: „Ist an den Ufern des Büffelsees ein Schnee gefallen? Oder sprießen jetzt die Wasserlilien aus dem Boden des Waldes hervor?"

Der andre ersuchte seinen Freund, um die Tochter Don Augustins ganz zu beruhigen, spanisch zu sprechen, und erwiderte ihm mit der Gegenfrage: „Was für Nachricht bringt mir der tapfere Comanche? Glaubt er in Feindesland zu sein, daß er mit schußfertiger Büchse herankam, als verfolge er die Spur eines Apachen?"

Brennstrahl — dieser steht vor uns, und sein Name ist uns schon hinlänglich bekannt — Brennstrahl lächelte verächtlich. „Hinter den Apachen," versetzte der Stolze, „geht ein Comanche nur mit der Peitsche her! Nein! Die Spuren von Rothand und Mischblut habe ich gesehen und bin gekommen, meine Freunde zu benachrichtigen, daß sie auf ihrer Hut sein müssen."

„Wie? Auch hier treiben sich diese Schurken umher?" rief Encinas unruhig.

„Sie kommen wegen der Seeblume," erwiderte der Comanche mit ernstem Blick auf Rosarita. „Mischblut will die Seeblume in seine Hütte rauben, aber Brennstrahl verehrt die Herrin des blauen Zeltes und wird über sie wachen. Darum sucht er jetzt weiter nach den zwei Räubern, deren Spuren er für einen Augenblick verlassen hat."

Nach diesen Worten und einem huldigenden Blick auf Rosarita entfernte sich der junge Krieger gemessenen Schritts, wie er gekommen war, und es schien, als glaube er, keine außerordentliche Heldenthat zu verrichten, wenn er allein den zwei furchtbaren Banditen in den Weg trete.

Encinas teilte nun dem Hacendero, der die Namen Rothand und Mischblut noch nie gehört hatte, das Wenige mit, was er

selber von den zwei Wüstenräubern wußte. Dabei hörte der auch gegen den Büffeljäger mißtrauische Senator mit den unheimlichsten Empfindungen zu; ein scharfer Beobachter hätte sehen können, wie das Männchen die Farbe wechselte, wie seine Kniee zu schlottern begannen, und gar einem Gedankenleser würde es kein Geheimnis geblieben sein, daß sich der gute Tragaduros — Braut hin, Braut her — flugs heim nach Arispe wünschte, wo man sich's gemütlich im Schaukelstuhl bei Romanbüchern vor Apachen und Comanchen gruseln lassen kann. Der Hacendero dagegen war ein Mann, dessen erste Jugend unter Kämpfen mit den Indianern verstrichen war, und sein kriegerischer Sinn hatte sich mit dem zunehmenden Alter durchaus nicht verringert. „Und wären es ihrer sechsmal mehr," sagte er, „was für eine Schande, bei unsrer Anzahl und Bewaffnung, sich vor diesem Gesindel zu fürchten!"

„Auch kann sich Ew. Señoria," bemerkte der Büffeljäger, „ganz auf Osos Instinkt verlassen; das Tier hat gebellt, als es die Feinde witterte, und hat sich nicht gerührt, als der befreundete Comanche herankam."

Um aber seiner Tochter zuliebe noch ein Übriges zu thun, ließ Don Pena Wachtposten ausstellen, die während der Nacht regelmäßig abgelöst werden sollten.

Bei den weithin leuchtenden Feuern sprach nun die ganze Jagdgesellschaft in verschiedenen Gruppen dem Abendessen zu. Inzwischen machte Encinas mit seinem Karabiner und seinem Hunde eine Streife durch die Umgebungen des Sees. Sobald er diesen Rundgang beendet hatte, meldete er dem Hacendero, daß nirgends etwas Verdächtiges zu bemerken gewesen sei, worauf sich die Herrschaften zur Ruhe begaben, der Büffeljäger aber sich jetzt auch zu einem wohlverdienten Imbiß niedersetzte. Und wer zweifelt daran, daß der Lehrling mit Begierde auf diesen Augenblick gespannt hatte, um sich noch mehr vom Prairieroß erzählen zu lassen?

„Ich habe Euch etwas aufgehoben," sagte er zu Encinas, „damit Ihr beim Nachtessen nicht leer ausgeht, denn es ist nur billig, daß jeder seinen Teil bekommt, und insbesondere Ihr dürft

nicht vergessen werden, der Ihr so wunderbare Geschichten zu erzählen wißt."

Encinas begann tüchtig einzuhauen, nachdem er dem jungen Anselmo für seine Aufmerksamkeit gedankt hatte; allein er aß mit ebensoviel Schweigsamkeit als Appetit, wobei der andre keineswegs seine Rechnung fand. „Ihr habt also in der Nähe nichts Neues gesehen?" fragte er dann, um das Gespräch zu eröffnen. Der Jäger machte ein verneinendes Zeichen, that aber den Mund nur zum Essen auf.

„Nun möcht' ich aber doch wissen," hob der junge Mensch wieder an, „ob Franzisko, der dem weißen Prairieroß nachsetzte, noch nicht zurückgekehrt ist?"

„Dem weißen Prairieroß?" fragte einer der Vaqueros. „Was ist das für ein Tier?"

„Ein wunderbares Tier," antwortete Anselmo; „aber meiner Treu! ich weiß weiter nichts von ihm. Señor Encinas wird es Euch sagen."

„Ihr habt es ja gesehen!" versetzte Encinas. „Ihr habt es ja verfolgen wollen und beinahe den Hals gebrochen, denn ein Unglück geschieht stets dabei."

„Wäre mein Pferd nicht so hitzig gewesen, so würde es nicht ausgeglitten sein, und wäre es nicht ausgeglitten . . ."

„So wäret Ihr nicht in den See gefallen; aber Euer Pferd ist nun einmal ausgeglitten, und damit Punktum! Wie gesagt, das Prairieroß will sein Opfer haben."

„Habt Ihr es auch schon verfolgt, Señor Encinas?" fragte Anselmo, der im Aushorchen nicht ermüdete.

„Ich nicht, aber ein Bekannter von mir, ein texanischer Jäger."

„Ei, davon müßt Ihr uns erzählen," bat der junge Bursche, indem er sich die Hände rieb und einem der Vaqueros zurief: „Holla, Sanchez! gebt doch dem Meister Encinas einen Schluck Branntwein; nichts reizt besser das Gedächtnis!"

„Dieser Junge ist voll trefflicher Einfälle!" versetzte Encinas mit Lachen. „Ich will euch also sagen, was ich weiß."

Und nun rückten sie alle näher um ihn her, und er gab ihnen mit wichtiger Miene folgende Geschichte zum besten.

„Ein Engländer, ein ziemlich drolliger Patron, ein Original, meiner Treu, reiste mit einem nicht minder originellen Hofmeister und bot einem texanischen Jäger tausend Thaler, wenn er ihm das stolze Prairieroß, von dem er oft hatte sprechen hören, säuberlich einfangen würde. Dem Texaner riet man entschieden von einem so gefährlichen Unternehmen ab, doch umsonst, denn tausend Thälerchen sind ein hübsches Taschengeld. Er verschaffte sich das geschwindeste und ausdauerndste Pferd, das sich auftreiben ließ, erkundigte sich nach dem Lieblingsaufenthalt des weißen Prairierosses und hatte auch das Glück, am bezeichneten Platze des Wundertiers ansichtig zu werden. Er verfolgte das edle Roß mit dem Lasso über Stock und Stein, über Felsen und Schluchten, und kam ihm näher und näher; er verlor es auch bei einbrechender Nacht nicht aus den Augen, da von dem Hufschlag des Schimmels lange Funkenstreifen aus dem steinichten Boden hervorsprühten. Die Entfernung zwischen dem keuchenden Texaner und dem windschnellen Schimmel wurde kleiner und kleiner, der Jäger schwang seinen Lasso und glaubte sich schon im Besitze des versprochenen Lohnes, aber die Schleife löste sich in der Luft auf und verfing nicht; da nun sein Pferd einmal im Schuß war, brachte es ihn dem Wunderroß so nahe, daß er es fast mit ausgestreckter Hand hätte berühren können. Der Texaner fluchte wie ein Heide, daß der Lasso seinen Dienst versagt hatte, aber sein Bedauern sollte bald ein Ende nehmen, oder erst recht anfangen. Der Schimmel schlug nach hinten aus und traf das Pferd des verwegenen Reiters mitten auf die Brust und zwar so heftig, daß Mann und Pferd übereinander purzelten, und als der Gestürzte wieder aufstand, war weit und breit kein Schimmel mehr zu sehen. Der Texaner konnte bei alledem noch von Glück sagen, denn ritt er auch nur einen Schritt weiter, so wäre er in einen gähnenden, bodenlosen Abgrund gestürzt, an dessen Rande der Schimmel Halt gemacht hatte. Ich begegnete ihm, als er zu Fuß von seinem Abenteuer zurückkehrte,“

endigte der Jäger, „und der Gefoppte gab mir von frischer That her zu hören, was ich euch jetzt erzählt habe.“

Diese Geschichte, so fabelhaft sie auch klang, fand im ganzen Zuhörerkreise keinen einzigen Ungläubigen, und es trat ein Schweigen von einigen Minuten ein, während dessen sich das Knistern des Feuers allein in der Stille des Waldes vernehmbar machte. Dann nahm der Lehrling zuerst wieder das Wort und sagte: „Man sieht also, daß es dem armen Franzisko, der das Wunderroß verfolgt hat, voraussichtlich übel genug gehen wird.“

„Ich befürcht' es, ich befürcht' es,“ meinte Encinas kopfschüttelnd; „es wäre im andern Falle das erste Beispiel vom Gegenteil.“ Und als jetzt Oso zu knurren begann, sagte er: „Einen Indianer bedeutet das nicht, wird wohl irgend ein Reisender sein.“

Und wirklich kamen nach einigen Minuten zwei berittene Männer aus dem Walde in die Lichtung heraus.

Der erste der beiden Reisenden hielt sein Pferd an und schien überrascht beim Anblick des wundersamen Büffelsees und seiner Scenerie: die am Ufer aufgeschlagenen Zelte, die Spiegelung der auf der dunkeln Wasserfläche zitternden Wachtfeuer, die wilden Männer, die sich um das größte Feuer gelagert hatten, auf einer Seite beschattet, auf der andern von flammroter Helle übergossen, verfehlten ihren Eindruck auf den Fremden nicht.

Der zweite Reisende hatte eine lange Büchse in der einen Hand und führte an der andern ein mit verschiedenem leichtem Gepäck beladenes Pferd.

Dies Gepäck bestand aus zwei kleinen ledernen Mantelsäcken, von denen je einer auf einer Seite des Packsattels herabhing, ferner aus einem Zelte und einer Schachtel, die ebensogut ein Herbarium als ein Farbenbehälter sein konnte.

Während der erste Reisende ausschließlich im Anschauen der malerischen Scene, die er so plötzlich erblickt hatte, versunken war, schien der andre den Auftrag zu haben, sie von ihrer praktischen Seite zu betrachten.

„Thut Eure Pflicht!“ sagte der erste Reisende zum zweiten in englischer Sprache.

„Meine Pflicht ist schon gethan,“ lautete die Antwort; „Ew. Gnaden sind hier vollkommen in Sicherheit.“

Bei diesen Worten hängte er seine Büchse wieder um, ritt auf die schlafenden Männer zu und fragte in ziemlich schlechtem Spanisch um Erlaubnis, sich zu ihnen setzen zu dürfen. Dies wurde ihm mit der den Mexikanern aller Stände eignen Artigkeit bewilligt.

Während er nun abstieg und das Packpferd sorgfältig ablud, näherte sich der dahinter gebliebene Reisende schweigend, und nach leichter Begrüßung der Vaqueros und der Büffeljäger, die ihn von Kopf zu Fuß musterten, stieg auch er endlich ab, ohne aber den Mund zu öffnen. Seine edle Haltung abgerechnet, lag in seiner Person gar nichts Bemerkenswertes. Sein Anzug war durchaus mexikanisch, und die Dunkelheit verbarg seine Züge. Erst als er sich seines Hutes bediente, um sich Kühlung zuzufächeln, konnte man ein Gesicht sehen, das ganz den englischen Typus zeigte. Der Anzug seines Reisegefährten war von dem seinigen völlig verschieden; er glich dem der amerikanischen Jäger in Texas: olivenfarbige Jagdbluse von Hirschhaut, lange Gamaschen von fahlem Leder. Der Geleitsmann war mittlerer Statur, eisenfest gebaut, und nach seinem halbkahlen Kopf und den grauen Haaren zu schließen, etwa fünfzig Jahre alt. Er trug einen großen Filzhut mit vielen seltsamen Rissen, hatte ein Pulverhorn umhängen und in einem Wehrgehenk ein Jagdmesser stecken. Obgleich nun der Amerikaner offenbar im Dienste seines Reisegefährten stand, so beschäftigte er sich doch nicht im mindesten mit dem Pferde seines Herrn, das dieser selbst absattelte und abzäumte. Sobald alsdann der Engländer mit diesem Geschäfte, das er schweigend abmachte, fertig geworden war, hob er einen neben seinem Mantelsack liegenden Gegenstand auf, zeigte ihn umher und fragte: „Sollte etwa dieser Hut einem von den Anwesenden gehören?“

„Ei der tausend!“ antwortete einer der Mexikaner überrascht,

„das ist ja der Hut, den Franzisko noch vor einigen Stunden getragen hat.“

Der Hut ging von Hand zu Hand, und alle erkannten ihn als den des Vaquero, dessen Rückkehr sie erwarteten oder eigentlich nicht mehr erwarteten.

„Was hab' ich euch gesagt!“ rief Encinas aus; „verfällt ein Mann, der das weiße Prairieroß zu scharf verfolgt, nicht dem Bösen?“

Das Unglückszeichen mit dem Hute würde bei allen Zuhörern des Bisonjägers vollends den unbedingten Glauben an die Wahrheit seiner Erzählung verstärkt haben, wenn auch, bei Nennung des weißen Prairierosses, der Engländer nicht ausgerufen hätte: „Eben dies Prairieroß verfolge ich vom Lande Texas bis hierher. Habt ihr es etwa gesehen?“

„Es hat heute abend aus dem See getrunken, den Ihr da vor Euch seht. Seid denn Ihr es, der einem texanischen Vaquero tausend Thaler geboten hat, wenn er den Zauberschimmel einfinge?“ fragte Encinas den Briten.

„Ich bin es, und ich biete dieselbe Summe noch jedem, der mir das Tier bringt, denn ich habe geschworen, ohne das Wunderroß nicht in mein Vaterland zurückzukehren. Laßt einmal sehen!“ fuhr er fort. „Ist keiner unter euch, der die versprochene Belohnung verdienen möchte?“

Die Vaqueros schüttelten den Kopf, und kein einziger erhob die Stimme, um sich zu dem Wagnis bereit zu erklären.

„Man weiß zu gut, was es einem kostet, wenn man ein Pferd zu fangen sucht, dessen unbeschlagene Hufe aus den Kieselsteinen der Ebene Funken schlagen, daß es taghell durch die Nacht leuchtet,“ bemerkte Anselmo. Der Engländer aber zuckte die Achseln und antwortete nichts.

„Geehrter Fremder!“ sprach jetzt Encinas, „es ist nicht einer unter uns, der nicht Tag für Tag um ein paar lumpige Thaler sein liebes Leben bei Unternehmungen aufs Spiel setzt, die ein Menschenkind zu erwünschtem Ende führen kann — nicht aber bei

solchen, wo, wie hier, alle Kühnheit und List an einer übernatürlichen Macht scheitern."

„Gut!" sagte der Engländer kalt; „morgen mit Tagesanbruch werdet Ihr mir die Spur des weißen Rosses zeigen, damit ich es allein verfolgen kann."

„Vielleicht würdet Ihr besser thun, mein Herr, auf eine Hetzjagd zu verzichten, die Gefahren jeder Art nach sich zieht," warnte Encinas.

„Gefahren?" erwiderte der Brite mit Lachen; „ich habe den Jäger hier aus Kentucky dafür bezahlt, daß er die Gefahren von mir abhält; ihn allein gehen die Gefahren an."

„Ja," setzte der Kentuckier phlegmatisch hinzu, „ich habe die Gefahren dieses Reisenden in Bausch und Bogen übernommen."

„Und Ihr fürchtet nichts, solange Ihr den Mann bei Euch habt?" fragte Anselmo verwundert.

„Eh!" versetzte der Brite, „hab' ich nicht mein schönes Geld hingegeben, um nichts von Gefahren fürchten zu müssen?"

Diese komischen Worte beendigten das Gespräch, und die beiden wunderlichen Kumpane, deren einer so thöricht tapfer war, daß er sich auf die Paragraphen seines Vertrags vollkommen verließ und sich durch das Stück Papier gegen jegliche Gefahr gefeit glaubte, streckten sich auf das Gras hin, ohne ihr Zelt aufzuschlagen. Auch die Vaqueros hatten sich wieder hingelegt, und bald regte sich, außer einem gedämpften Konzert von Schnarchtönen, kein andrer Laut mehr an den Ufern des Büffelsees.

Dreizehntes Kapitel.

Die Pferdejagd am Büffelsee.

Schon beim ersten Morgenstrahl finden wir die Büffeljäger, die Vaqueros und die Jagdgesellschaft wieder auf den Beinen. Der sonderbare Engländer, Sir Frederick Wanderer, sitzt auf einem Feldstuhl und entwirft eine Skizze der Waldlandschaft in sein Album; in einiger Entfernung von ihm geht Wilson, sein Kentuckier, die Büchse auf der Schulter, wie eine Schildwache auf und ab. „Wir satteln jetzt,“ bedeutete der Zeichner nach einer Weile seinen Trabanten, indem er das Buch zuklappte; „es ist Zeit, das Prairieroß zu suchen.“ Er hatte sich sogleich beim Erwachen von einem der Vaqueros angeben lassen, in welcher Richtung der Schimmel, den Encinas beharrlich mit dem Wunderroß der Prairien verwechselte, gestern entflohen war. Die Pferde waren bald aufgezäumt; Sir Frederick dankte dem Hacendero für seine Gastfreundschaft und verbeugte sich höflich gegen Doña Rosarita, die im Gespräch mit dem Senator vor ihrem Zelte stand; dann schwang er sich in den Sattel und ritt mit seinem amerikanischen Leibwächter von dannen.

Den Tag über fiel nichts Bemerkenswertes am Büffelsee vor. Als sich aber die Sonne dem westlichen Horizont zuneigte, kam ein Reiter mit verhängten Zügeln herangesprengt: ohne Kopfbedeckung, das Gesicht von Dornen verletzt, sein Lederanzug zerstoßen und durchlöchert. Es war Franzisko, den seine Kameraden, wie wir wissen, bereits aufgegeben hatten. Und so wunderlich ist das Menschenherz geartet, daß alle ärgerlich darüber waren, den Mann gesund wiederkehren zu sehen, den sie gar zu gern ihr Lebenlang am Feuer ihrer Biwaks als Helden einer phantastischen Legende hätten vorführen mögen; doch trotzdem umringten sie ihn jetzt mit großem Eifer und bestürmten ihn mit Fragen über sein Abenteuer.

Leider wußte Franzisko nichts von den wunderbaren Einzelheiten zu berichten, die man erwartete. Auf ganz natürliche Weise hatte ihm ein großer, dicker Ast den Hut vom Kopfe gerissen. Der Vaquero hatte aber mit dem Aufheben des Filzes keine Zeit verlieren wollen und seine Jagd fortgesetzt. Auch war es ihm in ebenso leicht erklärlicher Weise unmöglich gewesen, im Walde von seinem Lasso Gebrauch zu machen. Hundertmal hatte er die Spur des Schimmels verloren und wieder gefunden, und es hatte ihn seine hartnäckige Verfolgung so weit geführt, daß er sich, als endlich das Tier verschwunden war, genötigt sah, seinem eignen Pferde einige Stunden Ruhe zu gönnen. So hatten Herr und Pferd fern vom See übernachtet, und den folgenden Tag hatte der Vaquero mit seinen draußen zerstreuten Genossen dazu benutzt, die wilden Pferde, die dem Büffelsee zugetrieben werden sollten, noch enger zu umkreisen.

Dieser nüchterne Verlauf mußte die Erwartungen der Zuhörer nur noch mehr herabstimmen. Da sich aber der phantasiebegabte Mensch nicht leicht dazu herbeiläßt, das selbstgeschaffene Wunderleben durch die Wirklichkeit zu ersetzen, so waren die Vaqueros trotzdem einstimmig der Ansicht, Franzisko sei seinem Schutzpatron eine Kerze dafür schuldig, daß dieser ihn vor den Schlingen des Teufels bewahrt habe.

„Zehnmal so oder anders!" ließ sich der wundersüchtige Lehr-

ling vernehmen; „alles beweist eben doch, daß es wirklich der texanische Schimmel war und ist. Bedenket nur: erst unser trefflicher Vaquero da, der ins Wasser fällt und schier den Hals bricht; dann Franzisko, der flinkste Reiter in ganz Sonora, der mit dem Lasso umzugehen weiß, wie kein zweiter, hat doch das Pferd nicht einholen können!"

„Und dieser ketzerische Engländer mit seinen tausend Thalern, die er uns anbot," setzte Encinas hinzu; „unser Grünbart hat recht, das geht unmöglich mit rechten Dingen zu."

Am Ende war Franzisko selber, dem seine Kameraden die Mär des Encinas mitteilten, von dem Höllenzauber des Schimmels überzeugt; er bekreuzte sich mehrmals, als wäre dies Pferd, wenngleich kein Rappe, der leibhaftige Gottseibeiuns, und pries sich mehr als glücklich, daß ihn der Drache, dem er ahnungslos in den Rachen gelaufen war, nicht mit Haut und Haar verschlungen hatte.

Da nun aber die Stunde der Jagd herannahte, kam man von der Schimmel-Legende ab und traf die nötigen Vorbereitungen. Die Zelte wurden zusammengelegt, die Pferde vom See und aus dem Corral entfernt. Die anwesenden Vaqueros verteilten sich und stellten sich an großen Baumstämmen auf; die vier Büffeljäger aber nahmen ihren Platz hinter den Palissaden, um den Eingang zum Corral, sobald sich der wilde Trupp ins Innere der Verzäunung geflüchtet hätte, mit Hilfe von Stangen zu schließen. Eine Art roher Brücke wurde über den Abflußkanal des Sees gelegt, und unter der grünen Arkade, die die Baumäste bildeten, konnten sich der Hacendero, seine Tochter und der Senator in aller Sicherheit niederlassen, ohne von dem großartigen Schauspiel, das man sich versprach, auch nur das Geringste zu verlieren.

Als jeder seinen Posten eingenommen hatte, erwartete man schweigend die Ankunft der Kavalkade. Das Gekrächze einer Weihe, die über die Lichtung hinflog, hatte auch die Vögel des Waldes verstummen gemacht, und es herrschte nun um den See her die vollständigste Ruhe. — Bald darauf tönte aus der Ferne ein schrilles Pfeifen herüber, zum Zeichen, daß sich die Treiber in Bewegung gesetzt

hatten. Das Gepfeife, das Geschrei kam immer näher, und lärmte lauter und lauter auf allen Seiten, wo die Vaqueros umhergaloppierten, einander zuriefen und antworteten. Und schon konnte man auch das Gewieher der erschrockenen Pferde vernehmen und das dumpfe Geschnaube, das ihren Nüstern entfuhr, nicht unähnlich dem Blasen des noch nicht zum Ausbruch gekommenen Sturmes. Aller Bewohner des Waldes hatte sich der Schrecken bemächtigt. Schwärme von Vögeln flogen schreiend und krächzend von den Gipfeln der Bäume fort, — Eulen flatterten unbehilflich, vom Tageslicht geblendet, in die Tiefen ihrer Höhlen zurück, — die Hirsche schrieen und flohen weit von dem Tumult hinweg. Die Gebüsche krachten, die jungen Bäume ächzten unter den Tritten der Pferde, und das laute Gewieher, das zunehmende Geschrei der Jäger erfüllten die Luft mit wachsendem Lärm. Man hätte glauben können, eine Legion von Dämonen galoppiere heulend unter den düstern Gewölben des Waldes hin. Die Scenen aber, die nun folgten, lassen sich nur unvollkommen schildern.

Die donnernd herabrollende Lawine, das durch zertrümmerte Schleusen brausende Wasser, der plötzlich angeschwollene Bach, wenn er von den Bergen in sein ausgetrocknetes Bett herabstürzt, vermögen keinen vollständigen Begriff von dem furchtbaren Getöse zu geben, das aus dem Walde in dem Augenblick hervordrang, als das grüne Geflecht, das die Lichtung umgab, an hundert Stellen zugleich zerriß. Aus jedem dieser Risse sah man eine Unzahl wilder Köpfe mit scheuen, feuersprühenden Augen, mit roten Nüstern und wallenden Mähnen hervorstürmen. Dann vereinigte sich diese Menge von Köpfen wieder zu einem bewegten, vielfarbigen Meere, über dem, gleich Wellen, die sich schäumend brechen, wehende Mähnen, fliegende Schweife in dichtem Gedränge hin und her fluteten. Bald erschienen auch an den weiten Durchgängen, die sich die Brust der Pferde bahnte, die Vaqueros, die mit flammenden Augen und durch das Geschrei, das sie fort und fort ausstießen, selbst aufs höchste erregt, in gestrecktem Galopp hinter den Pferden herjagten, während sie ihre Lassos in der Luft schwangen.

Mit einem Male teilte sich das wogende Pferdemeer auseinander, ungewiß, welche Richtung es nehmen sollte. Und nun sah man zwölf Männer mit Hüteschwenken, Pfeifen und Schreien auf die Pferdemasse, die sich einen Augenblick aufgelöst hatte, zuspringen, ohne der Gefahr, von zweihundert Tieren zu Boden getreten zu werden, im geringsten zu achten. Vorn und hinten von einer Menge lärmender Feinde gedrängt, stutzten die Pferde einen Augenblick, und während dieses Augenblicks ließ die Erde nach zu zittern, und das Wasser des Büffelsees kam zur Ruhe und hörte auf an die Ufer zu schlagen. Es war eine Minute furchtbarer Ungewißheit. Nahm die Pferdemasse nach rechts oder links ihren Weg, dann wurden sowohl die berittenen als die unberittenen Vaqueros zerquetscht und zermalmt wie Körner unter dem Mühlstein. „Nicht nachgelassen, Kinder!“ rief Don Augustin, der, von seinem Eifer fortgerissen, an den Rand des Sees vorsprang und ein gewaltiges Hallo hören ließ. Ein verzehnfachtes Hallo auf allen Seiten beantwortete das seine. Dann rannte das Pferd, das die ganze Schar anführte und schon seit einiger Zeit seine feurigen Augen auf den mit grünen Zweigen bedeckten Zaun und die darin angebrachte Öffnung geheftet hatte, im gestreckten Galopp auf diesen Eingang los. Die ganze Schar stürzte ihm nach, wie ein Waldstrom in die hohle Schlucht stürzt, und die vier Büffeljäger mit ihren Stangen stießen die Thorflügel zu. „Hurra! Hurra!“ schrie der Hacendero, „wir haben sie!“

Von allen Seiten erhob sich ein Jubel, als jetzt Encinas und seine Kameraden, die von dieser lebenden Lawine einen Augenblick verdeckt gewesen waren, durch die Zwischenräume der Palissaden aus dem Corral herausglitten.

Es verflossen einige Minuten, bevor die stolzen Kinder der Savanna ihre Gefangenschaft gewahr wurden; als sie sich aber, zum erstenmal in ihrem Leben, zwischen einem Zaune von Baumstämmen, den der Kopf des größten unter ihnen kaum überragte, eingeklemmt fühlten, da brach gleich dem Geschmetter von hundert Hörnern ein Gewieher wütenden Schmerzes los. Es war ein

prachtvolles Schauspiel: dieses wogende Meer wütender Tiere, wie sie wieherten, schnaubten und bliesen gleich einem Waldorkan, — diese Hunderte von Köpfen, die erschrocken hin und her fuhren, deren Augen Feuer sprühten, deren Mäuler Schaummassen ausströmten, — dieser Knäuel von Pferdekörpern, die sich ineinander verwirrten, sich kreuzten und bäumten!

Ein Triumphgeschrei der Vaqueros war die Antwort auf das Wutgeheul der Pferde.

„Ah, es ist mit dabei! es ist mit dabei!“ schrie Encinas.

„Was ist mit dabei?“ schrieen zwanzig Stimmen zugleich.

„Das weiße Prairieroß!“ antwortete der Büffeljäger.

In der That war es mit dabei, das schönste und edelste unter diesen schönen und edeln Pferden der Wüste, — das wildeste unter diesen wilden Geschöpfen, — das zornigste und das flinkste von allen, ein Roß von untadelhafter Weiße, — ein Roß, so weiß, wie die Blüten der Seerose.

Es war dasselbe Tier, das Franzisko am Tage zuvor vergebens verfolgt hatte.

Das prachtvolle Roß mit den Feueraugen sprang von einem Ende des Corral zum andern und warf in dem Zorne, der es durchflammte, von seinen Unglücksgenossen alle nieder, die dem Stoß seiner Brust nicht ausweichen konnten. So öffnete sich um das Tier her ein weiter Raum, worin es umhersprang und sein wütendes Klaggewieher ertönen ließ, während seine weiße Mähne am Halse auf und nieder wallte. „Dort, dort!“ schrie Encinas, auf die Stelle zustürzend, wo sich der Schimmel soeben bereit machte, über die ihn umgebenden Schranken wegzusetzen. Aber schon war es zu spät. Der Kreis, der sich um das Tier her geöffnet hatte, erlaubte ihm einen Anlauf zu nehmen, und nun sahen die Jäger eine weiße Linie die Luft pfeilartig durchschneiden. Das Pferd fiel über den Corral hinaus auf seine gelenken, bebenden Beine, schnellte wieder empor und verschwand abermals im Dunkel des Waldes.

Ein Wutschrei der betrogenen Männer begleitete die Flucht

des Pferdes. Doch behielt der Corral immer noch zweihundert andre, eine genügende Anzahl, die Jäger für den Verlust des schönsten zu entschädigen. Der leere Raum, den der Schimmel zurückgelassen hatte, füllte sich bald wieder; die gefangenen Pferde rasten wie toll hin und her und bildeten eine sich beständig von einem Corral-Ende zum andern fortwälzende Masse. Einen Augenblick stürzte sich die Woge gegen den Zaun, aber die starken Pfähle krachten bloß, ohne nachzugeben. Emporsteigende Dunstwirbel lagerten sich über all diese keuchenden Körper. Die einen bissen voll Wut in die unerschütterlichen Palissaden, andre wühlten mit ihren Hufen die Erde auf, und einige stürzten, ein Opfer ihrer leidenschaftlichen Wut, wie vom Blitze getroffen, auf den Boden hin, von dem sie nicht wieder aufstanden. Dann ermattete allmählich die Kavalkade, gleich einem kochenden Lavameer, das nach und nach erkaltet, und hörte endlich auf, gegen die Schranken anzustürmen. Bestürzung folgte der Wut, und eine dumpfe Unbeweglichkeit den vor kurzem noch so tollen Sprüngen. Die wilden Waldbewohner waren besiegt! Nun hatten die Jäger noch fünf bis sechs Tage damit zu thun, die auf ihre Freiheit so versessenen Tiere durch Hunger zu zähmen und mit der Gegenwart des Menschen auszusöhnen, bis sie ihre Gefangenen in Gesellschaft zahmer Stuten auf die Weideplätze wegführen konnten.

Von neuem breitete die Nacht ihren Sternenmantel über die Natur aus, und es war eine Festnacht für die braven Vaqueros, die eine jener Jagdheldenthaten ausgeführt hatten, wie man sie auf den Savannen beim traulichen Biwakfeuer so oft noch mit den grellsten Farben ausmalt. Don Augustin hatte unter seine Leute eine starke Portion katalonischen Branntweins verteilen lassen, dem die stolzen Jäger, um einen ungeheuern Feuerherd herumsitzend, an dem ein ganzer Hirsch briet, noch zusprachen, als die Sterne schon Mitternacht anzeigten. Es läßt sich denken, daß Encinas gebeten wurde, den Neuangekommenen das Abenteuer des texanischen Reiters nebst einer Menge andrer Wundergeschichten zu erzählen, wie sie ihm der Geist des katalonischen Feuerwassers

eingab. Und zum Schluß nahm Anselmo, der auch etwas von dem Blute eines Abenteurers in sich spürte, das Wort und sprach mit erregter Gebärde: „Noch heute morgen, Señors, saß der verdächtige Engländer an diesem Platze und wollte euch mit seinen tausend Thalern kirren. Es ist kein Zweifel, es war der Versucher selbst, der sich in den Reisenden verwandelt hatte und euch in sein Netz ziehen wollte.“ Alle bewunderten diese Rede Anselmos und bekreuzten sich gläubig. — —

Nun dürfen wir aber nicht länger vergessen, daß noch viele andre Personen, die in diese Geschichte thätig mit eingreifen, unser Interesse in Anspruch nehmen: daß Pedro Diaz noch in den Wüsten umherirrt; daß der Comanche die Spuren der zwei Banditen verfolgt; daß endlich Rosenholz seinen ihm entführten Sohn beweint. Bevor wir aber der Person folgen, die uns die übrigen wieder finden lassen wird, wollen wir einen letzten Blick auf den Büffelsee werfen.

Noch lange tönte der Wald von dem fröhlichen Gelächter der Jäger, das sich mit dem klagenden Gewieher der wilden Pferde im Corral vermischte. Sobald aber die Flaschen geleert und von dem Hirsch nur noch die Knochen übrig waren, an denen sich Freund Oso abarbeitete, wurde das Gespräch matter und matter, bis es endlich ganz versiegte. Dann warfen die Vaqueros frisches Holz ins Feuer und streckten sich, in ihre Wolldecken gehüllt, in das dichte Gras der Lichtung, um sich dem wohlverdienten Schlafe zu überlassen.

Die Stille der Nacht wurde zuletzt nur noch durch die Schmerzenslaute der Tiere unterbrochen, die in kurzem das demütigende Joch der Peitsche und des Sporns für die goldene Freiheit der Savanne eintauschen sollten. Das blasse Licht des Mondes floß auf der ruhigen Fläche des Wassers mit dem rötlichen Widerschein des Lagerfeuers zusammen und streifte die Zelte der Herrschaft, wie die Gruppen der zahlreichen Schläfer. Noch nie mochten die Umgebungen des Büffelsees einen so wundersamen Anblick dargeboten haben, als in dieser denkwürdigen Nacht.

———

Vierzehntes Kapitel.

Hungerqualen in der Wüste.

Am zweiten Abend nach der so erfolgreichen Pferdejagd gingen fünf Personen vorsichtig, und in größern Zwischenräumen voneinander, den Roten Fluß aufwärts. Es war von da etwa ein Tagemarsch bis zum Goldthal, und den Weg zum Büffelsee konnte ein rüstiger Fußgänger in zwei Tagen zurücklegen. Der Rio Gila strömt in diesem Landesteil, das heißt, von seinem Austritt aus den Nebelbergen bis zu dem schon genannten Red-Fork, durch Gegenden von abwechslungsreicher Bodengestalt. Bald schäumen und brausen seine Wasser zwischen steil abfallenden Felsen auf steinichtem Boden hin, wo sie Stromschnellen bilden, über die nur der Jäger und der Indianer in seinem Rinden- oder Büffelhautkahn weggleiten kann; bald fließen sie ruhig und tief zwischen niedrigen Ufern, die mit hohem Grase bedeckt sind, sodaß man auf die Anwesenheit des Bisons oder des grauen Bären nur aus der wellenförmigen Bewegung der langen Halme schließen kann, durch die sich diese Tiere ihren Weg bahnen. An andern Orten schlängelt sich der Fluß durch sandige Ufer hin und umspült grüne Inseln, wo die wilde Weinrebe und das spanische Moos, mit den übrigen Pflanzen verwoben, ein fast undurchdringliches Hindernis bietet. Manchmal schleichen auch seine Wasser schläfrig unter dem schattigen Dach der Uferbäume dahin, wo sich dann eine Kühle verbreitet, die den Wüstenwanderer die Gluthitze der sandigen Ebenen vergessen läßt.

Die vom Büffelsee am weitesten entfernten Personen waren zwei Männer, die in einem leichten Kahn aus Birkenrinde den Fluß hinauffuhren. Fast eine zu große Last war die überaus mannigfaltige Befrachtung für das schwache Fahrzeug; man be-

merkte Pferdesättel, bunte Decken, Kleidungsstücke, Waffen aller Art, darunter ein halbes Dutzend Karabiner von verschiedener Länge. Waren die Ruderer etwa herumziehende Kaufleute, wie sie die Indianerstämme der Wüste aufsuchen, um Handel mit ihnen zu treiben? Nichts weniger als das! Wenn wir sagen, daß der eine ein Greis mit weißen, der andre ein junger Mann mit kohlschwarzen Haaren war, und beide in Papagostracht, so ist klar, daß es nur Rothand und Mischblut sein konnten. Sie hatten den Viandante vom Presidio ausgeplündert — wovon wir bereits wissen — und waren am Büffelsee dazu gekommen, die schöne Tochter des Hacendero zu erspähen. Nun finden wir sie auf dem Wege nach den Nebelbergen in der Absicht, sich dort mit einer Schar apachischer Krieger zu vereinigen, um dann mit deren Hilfe Rosarita für Mischblut zu rauben. Zwar Rothand war mit dieser Absicht seines Sohnes gar nicht einverstanden. Er sagte nämlich während der Fahrt zu ihm: „Wir haben zweimal die Spuren des Comanche in unsrer Nähe gefunden, und anstatt nun auch die seinigen zu verfolgen, läßt dich deine Ungeduld, eines wertlosen Spielzeugs habhaft zu werden, jede Vorsicht vergessen. Ich sag' es dir: in der Wüste wird nur alt, wer die auf den Boden geschriebenen Warnungen und Nachrichten unablässig beachtet." Darauf antwortete Mischblut trotzig und respektlos: „Wie oft hast du mir das heute schon vorgepredigt! Gewiß hundertmal. Schweig endlich davon, Alter! Denn alle deine Worte, soweit sie den Zweck haben, mich darüber zu tadeln, daß ich je eher je lieber das weiße Täubchen zu erbeuten trachte, berühren meine Ohren nur unangenehm — vergiß dies nicht!"

Der Vater machte ein grimmiges Gesicht, ließ es sich aber gesagt sein und erwiderte nichts. Sie ruderten schweigend weiter und sahen sich bald an ihrem Ziel, der sogenannten Büffelinsel.

In einiger Entfernung von dieser Insel, auf dem rechten Flußufer, durch das hohe Gras verdeckt, schritt ein schlanker Indianer dahin. Es war Brennstrahl, der junge Comanche, auf einsamem Kriegspfad. Seit der Ermordung der Weißen, die seinem

Versprechen, den Warentransport zu schützen, vertraut hatten, hielt er seine Ehre für befleckt und setzte alles daran, sie wieder rein zu waschen. Da, wo der Fluß eine weite Krümmung machte, die ihn dem Kahn der Banditen verbarg, näherte sich Brennstrahl dem Ufer, packte seine Munition zusammen und wickelte sie in seinen Mantel aus Büffelhaut. Mit einigen Riemen, die unter seinem Kinn hinliefen, befestigte er diesen Pack, der auch seine Büchse



enthielt, auf seinem Kopfe und ging nun sachte in den Fluß hinein, den er mit kräftigen Armen durchschnitt. Einige Minuten später setzte er den Fuß auf das linke Ufer, und alle Unebenheiten des Bodens, alle schützenden Verstecke geschickt benutzend, kam der für die beiden Ruderer unsichtbare Comanche diesen bald gegenüber, ließ sie dann hinter sich zurück, überschritt eine ihm wohlbekannte Furt und verbarg sich unter den Weidenbäumen, welche die Ufer der Büffelinsel beschatteten.

Rothand und Mischblut steuerten jetzt ebenfalls auf die Insel zu, banden ihren Kahn fest und breiteten vorsichtig eine Wolldecke über den Ort, den sie betreten wollten. Eine kleine Lichtung öffnete

sich vor ihnen, und mit weiteren Decken, die sie im Überfluß mit sich führten, belegten sie sorgfältig fast die ganze Bodenfläche. Wer mit dem Wüstenleben nicht vertraut ist, hätte nicht gewußt, was er von diesen geheimnisvollen Vorbereitungen halten sollte; der Indianer aber, der von seinem Versteck aus das Thun seiner zwei Todfeinde bis zu ihrem Weggehen beobachtete, wußte recht wohl, was für eine Bewandtnis es damit habe. Selbst die Gesträuche wurden durch Decken geschützt, damit die Hin- und Hergehenden auch nicht den kleinsten Zweig verletzten. Dann höhlten die beiden Räuber mitten in der Lichtung mit Schaufel und Hacke eine ziemlich tiefe Grube aus, wobei sie die herausgenommene Erde behutsam auf eine vor ihnen ausgebreitete Decke legten. In dies kreisrunde Loch, das sie mit dickem Leder ausfütterten, bargen sie die Fracht ihres Kahnes, legten Decken und dürre Zweige darauf, dann feuchte Erde, die sie stark zusammentraten, und zuletzt das runde Rasenstück, das sie zu Anfang ihrer Grabarbeit sorgfältig mit dem Messer ausgeschnitten hatten.

„Sag an, Mischblut!“ sprach jetzt der Alte, sich den Schweiß mit dem Rücken der Hand abwischend, zu seinem Sohne: „Glaubst du, daß unsre Beute hier in Sicherheit ist?“

„Will's hoffen,“ antwortete dieser, damit beschäftigt, die Decken eine nach der andern wegzunehmen, sobald sie darüber hingeschritten waren, um ihren Kahn wieder zu erreichen. Den Rest der ausgegrabenen und auf die Decke geworfenen Erde nahmen sie mit und schütteten sie, in der Mitte des Flusses angelangt, ins Wasser, das mit ihr die letzten Spuren verschlang, die möglicherweise hätten verraten können, daß ein Mensch auf der Insel gewesen war. Dann ruderten sie eiligst in der Richtung der Nebelberge davon.

„Gut!“ sagte der junge Comanche, als sein Luchsauge die zwei Schiffer nicht mehr bemerkte, „ihre Seele liegt hier begraben; sie werden bald zurückkommen.“ Dann ging er wieder über den Fluß, schlug den Weg ein, den er hergekommen war, und begab sich zu seinem in einer Schlucht angebundenen Pferde, das ihm freudig entgegenwieherte. Brennstrahl streichelte das brave Tier,

schwang sich ihm auf den Rücken und galoppierte über die Ebene dahin. Nach einiger Zeit stieß er auf Sir Frederick und seinen Trabanten. Anfangs stutzten sie voreinander, mißtrauische Blicke wechselnd, bald aber verständigten sie sich, und der Comanche fragte den Briten auf Spanisch: „Was macht mein weißer Bruder in der Wüste?“

„Ich weiß es nicht,“ lautete die Antwort.

Und als der Indianer ungläubig lächelte, sagte Sir Frederick: „Wir reiten spazieren, mein Lieber!“

Darauf versetzte der Indianer ernst: „Die Jagdgründe von Rothand und Mischblut und die der Apachen sind voll Gefahren.“

„Das geht mich nichts an; das mußt du Wilson sagen.“

„Diese oder andre — es ist gleichgültig!“ versetzte der Amerikaner phlegmatisch.

„Meine weißen Brüder sind nun gewarnt,“ entgegnete Brennstrahl, die Unterredung, die ihm müßig dünkte, abbrechend, und setzte sein Pferd in Galopp. Sir Frederick aber blickte noch lange mit einiger Bewunderung dem jungen Krieger nach, bis auch er seinen „Spazierritt“ fortsetzte. — —

Nun aber ist es hohe Zeit, unsre Freunde im fernen Goldthal, die wir in der größten Bedrängnis verlassen haben, wieder aufzusuchen.

Der Schläfer von Elanchovi hatte schon manches Jahr mit seinem Lehrmeister Rosenholz in den bedenklichsten Lagen unter freiem Himmel zugebracht, aber noch nie hatte er den mutigen Genossen so erschüttert gesehen, so entblößt von allem Selbstvertrauen, so dumpf vor sich hinbrütend, als an diesem Tage. Freilich war ja alles Ungemach gar zu unverhofft und erschütternd über den armen Kanadier hereingebrochen. Sein zärtlich geliebter Fabian, der Stern seines Lebens, der ihm kaum erst wieder aufgegangen war, war spurlos in Nacht versunken! Seine liebgewordene Waffe, die ihm so oft schon den Feind und den Hunger abgewehrt hatte, schmählich zertrümmert! Bis zum Lebensüberdruß hatte ihn das niedergeschlagen, und es bedurfte in dieser Finsternis eines holden

Zulächelns, einer freundlichen Handreichung von seiten des Glücks, um es ihm möglich zu machen, sein gebeugtes Haupt wieder aufzurichten. Und das sollte ihm denn auch zu teil werden.

Zuerst war es die Freude, daß sich Gayferos unerwarteterweise wieder zu seinen Rettern fand. Mit dem heilkräftigen Apachenkraut, das in Menge bei dem Orte wuchs, wo man den zu Strapazen noch unfähigen Gambusino zurückgelassen hatte, hatte dieser seine Skalpwunde rasch zum Vernarben gebracht, und waren es nun auch, anstatt zwei Hungernder und Unbeschützter, deren drei, so eröffnete sich doch durch den Ankömmling eine neue Aussicht für die Waldläufer. Gayferos hatte nämlich bei einem Kanal, der sich unter dem Felslabyrinth beim Goldthal hinzog, Fabians Hut und Dolch, sowie Spuren jenes Rindenkahns gefunden, den die zwei Wüstenräuber, wie wir wissen, dort verborgen hatten. Auf diesem Wege mußte also Fabian, wenn er noch lebte, von seinen Feinden entführt worden sein, und in dieser Richtung galt es, nach ihm zu forschen.

Mit unsäglicher Anstrengung arbeiteten sich die drei Unglücksgenossen, in Ermanglung eines Fahrzeugs, an den steinichten Rändern des dunkeln Gewässers vorwärts, bis sie nach langen und harten Mühen, oft beinahe erlahmend und verzweifelnd, endlich den Ausgang erreichten, wo der sumpfartige Kanal in einen schnellströmenden Fluß einmündete. Die Nacht brach eben ein, und es blieb den Todmüden nichts übrig, als ihre gemarterten Glieder auf das Gras zu strecken und so viel Schlaf zu suchen, als der nagende Hunger ihnen gönnen wollte.

In erster Frühe des nächsten Tages setzte die kleine Truppe mit wankenden Knieen ihren Marsch oder vielmehr ihr Hinschleichen den Fluß entlang fort, der sich jetzt zwischen niedrigeren Ufern erweiterte. Bald sahen ihn die Wanderer in weiten Schlangenwindungen eine ungeheure Ebene durchströmen und die Strahlen der Sonne auf seiner Wasserfläche glitzern. Aber das Gespenst des Hungers wanderte mit ihnen und nahm, an ihre Fersen geheftet, eine immer drohendere Gestalt an. Was halfen in solcher

Not die wenigen eßbaren Wurzeln, die sie aus der Erde gruben, was die paar Fleischfasern an den weggeworfenen Knochen, die sie bei einer verlassenen Feuerstelle auflasen? Es war jetzt nicht mehr der Gedanke, wie sie sich mit dem bloßen Dolche in der Hand gegen Indianer oder Raubtiere wehren sollten, der sie erschreckte, — nein, wahres Grauen verursachte ihnen die unüberwindliche Mattigkeit, die, aller aufgebotenen Willenskraft spottend, mit jeder Stunde zunahm, und der sie zuletzt unfehlbar erliegen mußten.

„Meine Beine haben keine Kraft mehr,“ erwiderte Pepe auf die Ermahnungen des Kanadiers, der mit seinem Restchen von Ausdauer wuchern wollte; „alles scheint sich mit mir im Kreise zu drehen. Ich fange an, überall um mich her Fische zu sehen, Fische, Fische, die lachend aus dem Wasser herausspringen, und Hirsche, die sich vor mich hinsetzen und mich spöttisch angaffen.“ Damit warf sich der Spanier auf den Sand hin, wie der vom Windhund gehetzte Hase, wenn er den tödlichen Schuß erwartet.

Der Kanadier betrachtete seinen aufs äußerste erschöpften Freund teilnahmsvoll und unterdrückte einen Seufzer. „Oh!“ sagte er bitter, aber ganz leise, „was ist doch der willensstärkste Mensch, wenn ihn der Dämon Hunger in seinen mörderischen Klauen hat?“

„Und zum Beweise, ihr Herren,“ fuhr Pepe mit seltsamen Gebärden fort, „daß ich in der Wüste Dinge erblicke, die für euch unsichtbar sind, kann ich euch sagen, daß ich in der Ferne einen Büffel auf uns zukommen sehe, einen leibhaftigen Büffel.“

Der Kanadier heftete immer noch seine melancholischen Blicke auf den armen Dormilon, dessen Vernunft unter dem Einfluß des Hungers zu schwinden anfing.

„Du siehst ihn nicht, den Büffel, — nicht wahr, Brüderchen, nicht wahr?“ fragte Pepe, aber Rosenholz, ganz erschüttert, verschmähte es, sich umzuwenden.

„Hurra! da ist er schon, der verwundete Büffel, da ist er, — ich sehe, wie er, Ströme Bluts verlierend, mit feurigen Augen

auf mich zukommt; — juchhe! sein Blut ist hochrot, — röter und schöner als der schönste Purpur der Abendröte; wie wenn Gott ihn gesandt hätte, mein Sterben zu verhindern!“

Bei diesen Reden funkelten Pepes Augen, wie in hitzigem Fieber. Plötzlich sprang er auf, stieß ein wütendes Gebrüll aus und rannte blitzschnell davon.

Rosenholz hatte der Bewegung Pepes nicht zuvorkommen können, so unversehens war sie erfolgt. Von Entsetzen erfaßt bei dem Gedanken, daß sein Freund wahnsinnig geworden sei, wandte er sich um, ihm nachzublicken. Und als er so hinausstarrte, konnte er sich eines Gebrülls, ähnlich dem des Spaniers, nicht enthalten. In Wirklichkeit raste ein riesiges Tier mit schwarzer Mähne und Flammenaugen, die wie Feuerkugeln rollten, sich mit seinem nervigen Schweif die Flanken peitschend, auf der Ebene umher, die es mit seinem Blute rötete. Es war ein verwundeter Büffel, hinter dem Pepe wie ein hungriger Wolf herrannte.

Entschlossen, die unerwartete Gunst zu benutzen, die der Himmel ihnen erwies, sprang Rosenholz hinter dem Schläfer her. Ihm folgte Gayferos, der ebensogut wie die beiden Jäger einsah, daß ihr Leben von dem glücklichen Erfolg dieser Jagd abhänge. Und von was für einer Jagd! Ohne andre Waffen als ein Messer galt es, ein Tier zu verfolgen, das so flink war, daß es jeder Anstrengung, ihm nahe zu kommen, spottete, und zu furchtbar gehörnt war, als daß man es ungestraft hätte angreifen können.

Beim Anblick der mit Geschrei herankommenden Verfolger blieb der Bison einen Augenblick stehen, scharrte zurückweichend mit den Hufen die Erde, daß eine Staubwolke aufwirbelte, schlug sich unter dumpfem Gebrüll mit dem Schwanz in die Seiten, fegte den Boden mit seiner zottigen Mähne, und wartete, gleichsam hinter dem Walle seiner drohenden Hörner verschanzt, den Angriff seiner Gegner ab.

„Umgeh das Tier von hinten, Pepe!“ schrie der Kanadier, „und Ihr, Gayferos, geht auf die rechte Seite, — wir müssen ihn umzingeln und einschließen!“

Sie folgten dieser Weisung und nahmen um den verwundeten Bison die bezeichneten Posten ein.

„Vorwärts jetzt, alle zugleich! Hurra! hurra!“ schrie Pepe, mit dem Messer in der Hand auf den Büffel losstürzend und gierig mit den Blicken das Blut verschlingend, das aus der Wunde des Riesentiers wie ein purpurroter Regen umherspritzte.

„Nicht so geschwind, ums Himmelswillen!“ rief der Kanadier. „Laß uns doch zu gleicher Zeit mit dir angreifen!“

Allein Pepe, dessen Auge brannte, dessen Zähne krampfhaft geschlossen waren, hörte nicht auf den Rufer. Wo der eine nur Gefahr sah, erblickte der andre nur die zu verschlingende Beute, und schon berührte Pepe beinahe den Büffel, als dieser, eingeschüchtert durch die Männer, deren Kreis sich immer enger um ihn her schloß, im Augenblick, wo sich der Arm des Spaniers erhob, um auf ihn zuzustoßen, zurückwich und die Flucht ergriff. Pepe, der schon mit dem Messer ausgeholt hatte, traf nur die Luft, verlor das Gleichgewicht und stürzte auf den Boden hin. Als er, unter Wutschreien, wieder aufsprang, war der Bison schon weit fort, und der Kanadier mit Gayferos ihm voraus.

„Schneid ihm doch den Weg nach dem Flusse ab, Rosenholz!“ rief der Spanier, als er sah, daß der Bison eine letzte Zufluchtsstätte im Wasser suchen wollte. „Unser aller Leben steht auf dem Spiel!“

Rosenholz hatte auf Pepes Mahnung nicht gewartet, denn sobald er sah, daß ihnen die einzige Lebenshoffnung schwinden wollte, sprang er in der Verzweiflung gleich einem Jagdhunde nach dem Flußufer hin, und kaum befand er sich in gerader Linie mit dem Büffel, so stürzte er mit gewaltigem Geschrei auf ihn los. Da schlug das Tier eine entgegengesetzte Richtung ein, und als es sich dem Gambusino gegenüber befand, der ihm den Weg vertrat, rannte es auf Pepe zu. Dieser blieb unbeweglich und erwartete in gebückter Stellung das Herankommen des wütenden Tieres.

Inzwischen mußte sich der Bison durch den starken Blutverlust geschwächt fühlen, denn das Blut strömte ihm fortwährend aus

einer großen Wunde zwischen den Schultern. Seine Bewegungen hatten bereits ihren Schwung verloren; Ströme blutigen Schaumes quollen aus seinen großen schwarzen Nasenlöchern hervor, und sein rauh tönendes, abgebrochenes Gebrüll verriet seine Mattigkeit. Eine Wolke schien vor seinen Augen zu schweben, denn in seinem Laufe mußte er beinahe an den Körper des lauernden Spaniers anstoßen, und trotzdem änderte er seine Richtung nicht.

Da faßte der Schläfer mit einer Hand eines der Hörner des Büffels, der ihm nicht aus dem Wege ging, stieß ihm mit der andern da, wo der Bug aufhört, seinen Dolch zweimal bis ans Heft in die Brust. Das schwer verletzte Tier stürzte zusammen, erhob sich aber gleich wieder und trug seinen Feind mit fort; denn Pepe hatte sich, mit der Kühnheit eines Stierkämpfers seiner Heimat, auf dem Rücken des Tiers an dessen mächtiger Mähne festgeklammert. Rosenholz und Gayferos, die eilig herbeikamen, konnten einen Augenblick sehen, wie der Reiter, den der Hunger verzehrte, seine Beute schlangenartig umschlungen hielt und bald den Arm in die Höhe hob, um zuzustoßen, bald sich herabbückte, um mit seinen gierigen Lippen das Blut einzusaugen, das nach jedem seiner Dolchstiche hervorspritzte. Der Hunger hatte den Menschen in ein reißendes Tier verwandelt. Von nun an kümmerte sich der Spanier nicht mehr um die Richtung, die der in seinem letzten Todeskampf umherspringende Büffel nehmen wollte, sondern fuhr fort, mit schnappenden Lippen das warme Blut aufzufangen, das ihm das Leben zurückgab; er heulte, stieß zu, heulte wieder, stieß wieder zu und ließ sich von dem Büffelroß forttragen.

„Tod und Teufel!“ schrie der Kanadier keuchend und von Hungerqual beinahe überwältigt, „so bring ihn doch vollends um, Pepe; willst du ihn denn in den Fluß springen und dort entkommen lassen?“ Der Spanier heulte und stieß immer zu, ohne zu sehen, daß der Büffel auf den Fluß zurannte, um sich des Feindes, der sich ihm angeheftet hatte, zu entledigen. Auch raffte das Tier jetzt seine letzten Kräfte zusammen und stürzte sich mit verzweifeltem Sprunge, wie der von zähnefletschender Meute in

die Enge getriebene Hirsch, hinunter ins Wasser, so daß das Wasser hoch aufspritzte. Mann und Büffel verschwanden in einer ungeheuern Schaummasse und wälzten sich einen Augenblick mit=



einander umher; doch das Leben begann, den Stolz der Prairien zu verlassen; der Bison brach endlich zusammen und blieb, wie ein in der Strömung gestrandetes Felsstück, mitten im Fluß regungs= los liegen. — Eben als Pepe wieder festen Fuß faßte, stürzten sich der Kanadier und Gayferos, gleichfalls nach Blut dürstend, in

die geröteten Wellen. — „Hat man je ein edles Tier so ungeschickt zermetzeln und schinden sehen?“ rief Rosenholz seinem Genossen zu.

„Ta, ta, ta!“ entgegnete dieser. „Ohne mich ging dies edle Tier für euch verloren, und nun habt — habt — habt ihr es, dank meiner Ungeschicklichkeit.“

Während Pepe diese Worte mit seinem ganzen Humor, den er durch den Blutgenuß wieder gewonnen hatte, herauslachte, tanzte er vor Freude, wie besessen, um den mitten in der Strömung liegenden Bison herum und wiederholte immer halb närrisch: „Ta, ta, ta! . . . Ta, ta, ta!“

Den vereinten Anstrengungen der beiden Jäger gelang es endlich, den ungeheuern Körper des erlegten Büffels ans Flußufer zu bringen. Dann ging es an ein Zerteilen und Zerstückeln. „Futter für eine ganze Kompagnie!“ rief Pepe zum zehntenmal; „ein Riesenmahl, ein Göttermahl, und Siesta unter diesen herrlichen, schattigen Bäumen!“ Dabei deutete er auf eine gegenüberliegende Insel.

„Ein Mahl im Stehen, aus dem Stegreif, wie das eines Soldaten im Felde, — ein Augvoll Schlaf, und dann den Indianern nach!“ erwiderte Rosenholz ernst.

„Habe nichts vergessen, Rosenholz, nichts von der Pflicht, aber auch den bestialischen Hunger nicht. Dem Unhold will ich nun mit einem saftigen Stück vom Bisonbuckel in seine hohläugige Fratze schlagen!“ Und als jetzt vom andern Ufer zwei Wölfe ihren Heißhunger herüberheulten, nahm Pepe, der soeben gesprochen hatte, einen der Vorderfüße des Büffels und schleuderte ihn den Bettlern mit kräftigem Schwunge hinüber: „Wohl bekomm's, ihr armen Teufel! Sollt auch euern Teil haben!“

Eine krumme, gelbliche Linie stach auffällig gegen die blaue Farbe des Flusses ab und zeigte den Jägern eine Furt an. Sie beschlossen also, der größern Sicherheit wegen, auf der baumreichen Insel da drüben ihr Mahl einzunehmen. Mit Hilfe ihres Pulvers und des dürren Holzes, das dort umherlag, hatten sie bald Feuer angezündet, und nun brieten und rösteten sie die leckersten Stücke

ihres Büffels und dankten inbrünstig dem Himmel für die Errettung und Erlösung vom drohenden Hungertode.

Nachdem sich die drei Leidensgenossen endlich wieder einmal gründlich gesättigt hatten, streckten sich Rosenholz und Gayferos ins Gras, um ein Stündchen zu schlafen. Aber Pepe mußte zuvor noch etwas in Augenschein nehmen. Er hatte nämlich auf dem Boden der kleinen Lichtung ein von Wölfen ausgescharrtes Loch bemerkt, das er näher untersuchen wollte. Dabei fiel ihm auf, den Rasen in einer regelmäßigen Linie scharf abgestochen zu sehen. Das konnte von keiner scharrenden Tierklaue herrühren. Sofort zog er sein Messer heraus, steckte die Klinge in den Schnitt hinein und trieb sie in gerader Linie tiefer in das Erdreich. Bald glitt das Messer, wie in eine Art Falz, mit Leichtigkeit hinab: Pepe fühlte sein Herz stärker schlagen. Er ahnte eines jener in den Wüsten häufig angebrachten Verstecke, worin sich ohne Zweifel Biberfelle, Waffen und Munition befanden. Wenn wir nun sagen, was der Leser wohl schon erraten hat, daß ein glücklicher Zufall die drei Jäger auf die Büffelinsel geführt, wo die zwei Banditen ihren Warenraub vergraben hatten, so ist offenbar, daß sich Pepe in seiner Hoffnung nicht getäuscht hatte. Mit seinem Messer und seinen Händen durchwühlte er das Erdreich in krampfhaftem Eifer. Und was sollte er in der unterirdischen Schatzkammer entdecken? Allerlei bunte Waren etwa, die er nicht benutzen konnte, oder vielleicht Waffen — Schießwaffen, das heißt das Leben und die Freiheit Fabians, ihre eigne Stärke und Thatkraft, die bisher gebrochen gewesen? O, die unsägliche Wonne! Feuerwaffen waren es von jeder Größe, Pulverhörner an die Büchsen befestigt und halb durchsichtig, sodaß man die bläulichen Körner durch die Wände hindurchschimmern sah!

Pepe knieete nieder und richtete ein heißes Dankgebet zum Himmel, rannte dann wie verrückt zu Rosenholz hin, der von dem Geräusch seiner Tritte aufwachte.

„Was giebt es, Pepe?“ fragte der Kanadier besorgt.

„Komm doch, Rosenholz!“ jubelte Pepe. „Herbei, Gayferos!“

schrie er den schlafenden Gambusino an und stieß ihn mit dem Fuße. „Eilt und schaut! Waffen und Gewehre in Hülle und Fülle!“ Und bei jedem Wort streckte Dormilon seinen Arm in die gemachte Öffnung und warf dem erstaunten Kanadier einen nach dem andern der gefundenen Schätze hin. Der aber rief mit erhobenen Armen und feuchten Augen aus: „Danken wir Gott, Pepe! Er schenkt uns die Stärke wieder, die er unsern Armen entzogen hatte!“

Jeder der drei Jäger wählte sich nun eine Waffe aus, die ihm am besten gefiel, und Rosenholz nahm eine vierte für Fabian, denn nach dem wunderbaren Fange des Bison hatte dieser unerwartete Fund sein Herz von neuem der Hoffnung erschlossen. „Jetzt auf den Weg!“ mahnte er. „Jetzt gehen wir Tag und Nacht fort, nicht wahr, Pepe?“

„Ja, denn jetzt sind drei Krieger den Banditen auf der Spur, und Don Fabian ...“

Ein unerwartetes Schauspiel verschloß ihm den Mund. Auf dem gegenüberliegenden Ufer betrachtete ein indianischer Krieger, sorgfältig bemalt, wie an einem Schlachttage, das Bisongerippe.

„Soll ich an dem buntfarbigen Späher die Güte meiner neuen Büchse probieren?“ fragte Pepe, nachdem er sich von der Überraschung erholt hatte, seinen Freund.

„Thu das beileibe nicht!“ erwiderte Rosenholz. „Sieh doch seinen Kopfschmuck, die Verzierungen seines Büffelmantels! Es ist ein Comanche, also ein Todfeind der Apachen. Dieser junge Bursche ist, wie es scheint, auf dem Kriegspfade. Weißt du was, Pepe? Ich rufe ihn an, denn die Augenblicke sind zu kostbar, daß wir nicht gerade aufs Ziel losgehen sollten.“

Rosenholz gab sich dem Indianer in spanischer Sprache zu erkennen: „Wir haben das Land der Apachen durchstreift und verfolgen bis zum Fork des Red River die Spur zweier Banditen. Dieser hier ist Pepe, der Schläfer, — der dort ist der Goldsucher Gayferos, den die Apachen skalpiert haben, und ich bin der Waldläufer aus Unter-Kanada.“

Der Indianer antwortete: „Mein Vater hat die Klugheit

eines Häuptlings, dessen Alter er auch hat; allein es steht nicht in seiner Macht, die Augen eines Kriegers vom Stamme der Comanchen blind und dessen Ohren taub zu machen. Unter den drei Kriegern mit



weißer Haut sind zwei, deren Namen sein Gedächtnis behalten hat, es sind aber nicht die Namen, die er soeben gehört hat." — Darauf rief der Kanadier entrüstet: „Wer Rosenholz der Lüge beschuldigt, wird sein Feind! Der Waldläufer hat weder aus Furcht, noch aus Freundschaft jemals zu lügen vermocht. Zurück also, Comanche, und zeige dich meinem Auge hinfort nicht mehr! Die Wüste ist von nun an zu eng für uns beide!"

Während der Kanadier diese Worte sprach, erhob er seine Flinte, doch der Indianer blieb ganz ruhig bei dieser Drohung und machte ein Zeichen mit der Hand: „Brennstrahl," rief er und schlug sich stolz an die Brust, „suchte am Roten Flusse den Adler der Schneeberge und den Spottvogel. Er glaubte, sie würden den Sohn suchen, den ihnen die Apachenhunde geraubt haben."

„Den Adler? den Spottvogel?" rief Rosenholz überrascht. „Ah! es ist wahr, ich vergaß . . . Aber sag mir doch, mein Freund, — verzeih' und sage mir: hast du meinen Fabian, hast du das Kind gesehen, das ich suche?" Damit warf Rosenholz seine Flinte von sich, eilte nach der Furt des Flusses und durchwatete sie mit Riesenschritten; drüben angekommen schüttelte er dem jungen Krieger

die Hand und sprach: „Also bist du der Feind von Rothand, Mischblut und der ganzen Teufelsrotte? Wer hat aber unsre Namen dem Krieger gesagt, den die Seinigen Brennstrahl genannt haben, denn mein Bruder scheint furchtbar wie die Feuerzungen, die aus den Wolken flammen?"

„Vom Presidio Tubac," antwortete der junge Krieger, „bis zum Büffelsee, wo sich die weiße Seeblume im Wasser spiegelt, von da bis zu den Nebelbergen und wieder hierher zum Warenversteck hat Brennstrahl die Spuren von Rothand und Mischblut verfolgt. Die Räuber haben für sein waches Ohr kein Geheimnis gehabt, und nach ihren Worten hat Brennstrahl die zwei weißen Krieger auf der Büffelinsel erkannt. Sind die zwei weißen Krieger wirklich so tapfer, wie man sagt?" endigte er, die Augen auf den fernen Horizont heftend.

„Warum diese Frage?" versetzte Rosenholz lächelnd.

„Ich frage," erklärte der Indianer, „weil ich von hier aus im Osten den Rauch der Feuer Schwarzvogels und seiner dreißig Krieger, — im Westen den Rauch der Feuer der zwei Wüstenräuber, — im Norden den Rauch der Feuer von zehn Apachen sehe, und weil sich der Comanche und die beiden Bleichgesichter zwischen drei feindlichen Haufen befinden." Rosenholz blickte jetzt auch hinaus und unterschied mit Mühe die leichten Rauchwolken am Horizont. „Die Gefahr ist noch fern," setzte der Indianer hinzu, „der Comanche wird zu seinen neuen Freunden auf die Büffelinsel hinübergehen, und dort werden sie das Ratfeuer anzünden, um zu entscheiden, was zu thun ist. Gehen wir!"

Der Waldläufer und der Indianer durchwateten die Furt des Flusses, um zu Pepe und dem Gambusino zu gelangen, die mit größter Ungeduld dem Ergebnis der Unterredung entgegengesehen hatten. Brennstrahl verzehrte dann in Eile ein Stück Büffelfleisch; er sagte, das Tier sei von einem zu Mischbluts Bande gehörenden Indianer verwundet worden; und Rosenholz benutzte diesen Augenblick, seinen beiden Gefährten mitzuteilen, was er selbst soeben erfahren hatte. Diesen Nachrichten fügte jetzt Brennstrahl noch weitere

hinzu. Von seinem Häuptling waren ihm zehn Krieger anvertraut worden, von denen einer jetzt den Kahn des Comanche an der Spitze der Büffelinsel bewachte, während die übrigen als Späher auf dem linken Ufer des Roten Flusses zerstreut waren, da sich Rothand und Mischblut auf dem rechten befanden. Das Wichtigste von allem aber war die Mitteilung, daß sich der weiße Krieger aus Mittag — so hieß Fabian bei den Indianern — in der Gefangenschaft der Apachen befinde, und daß man dessen Hinrichtung am Marterpfahl auf die Stunde festgesetzt habe, wo sich der große Häuptling Schwarzvogel am Red-Fork mit Rothand und Mischblut vereinigt haben werde.

Welchen Sturm der Gefühle diese Enthüllung in der Brust des alten Kanadiers heraufbeschwor, ist nicht mit Worten zu schildern. Doch lebte ihm sein Herzenssohn noch, wenn auch in Banden eines grausamen Feindes; auch war es noch Zeit, ihm zu Hilfe zu kommen, wenn man eine Nacht und einen Tag ohne Aufenthalt dem Ziel zustrebte. Nur über einen Punkt, der dem Waldläufer im Berichte des Comanche noch dunkel war, wollte er sich aufklären lassen und fragte diesen: „Ist der Red-Fork von dem Orte, den du den Büffelsee nennst, weit entfernt?"

„Etwa eine Stunde."

„Was will Mischblut am Büffelsee thun, wo du seine Spur gefunden hast? Weiß es mein Bruder?"

„Er will die Seeblume pflücken, die eine himmelblaue Hütte bewohnt!"

„Wer ist die Seeblume?"

„Sie ist eine Tochter der Weißen; sie selbst ist weiß und schön wie die Blüte des Magnolienbaumes; sie ist schöner als der Abendstern."

„Und was thut dies Mädchen fern von den Wohnungen der Weißen?" fragte Rosenholz weiter, der nicht im entferntesten daran dachte, daß es die Jungfrau sein könnte, auf deren Hand sein Fabian hoffte.

„Die Seeblume hat ihren Vater und zweiunddreißig Pferdejäger bei sich."

„Zweiunddreißig Jäger? Ah!“ rief der Kanadier voller Freude, „das wollte uns Pedro Diaz bei der Pyramide sagen. Wir werden ihn also in jener Gegend wiederfinden. Aber dann muß es einen tüchtigen Kampf setzen.“

„Und — Viktoria!“ — rief Pepe, durch das Gehörte übermütig gemacht, „im Wirrwarr werden wir Don Fabian retten!“

Die kleine Gesellschaft schiffte sich nun, voll Erwartung und Kampflust, auf dem Kahn des wackern Comanche ein, und sie fuhren, die Strömung benutzend und im Rudern sich ablösend, pfeilschnell dahin. Die Wasser des Flusses färbten sich schwarz, als sich die Ufer jenseits der Berge zu einem schmalen Kanal verengten, über dem die Bäume ihre Gipfel ineinander verschlangen. Ein letzter Purpurstrahl der untergehenden Sonne spielte in dem grünen Dome und mischte sich in zitternden Streifen mit dem dunkeln Schatten, der über der Oberfläche des Flusses lag.

Fünfzehntes Kapitel.

Zwischen zwei Feuern.

Die Natur des Doppelweltteils Amerika ist in so kolossalen Verhältnissen gebildet, daß sie unser Staunen, wie unsre Wißbegierde immer wieder von neuem herausfordert. Erwähnen wir nur die fünfzehnhundert Stunden langen und fast meerbreiten Flüsse, die „oceanischen“ Seen, die turmhohen Bäume, die riesigen Prairiegräser, die geräumigen Seehäfen, worin, wie z. B. in dem von San Francisco, sämtliche vereinigte Flotten Europas hinreichend Platz fänden. Die Flüsse und Bäche der Prairien wimmeln zu gewissen Zeiten von großmächtigen Salmen, die so dicht gedrängt sind wie unsre Herings- und Sardellenbänke; das Wasser hat zuletzt nicht mehr Raum genug für die Fische und wirft sie aus, und dann teilen sich die auf diesen endlosen Ebenen umherschweifenden

Indianer mit den fleischfressenden Tieren der Wüste in das verschwenderische Mahl. Zu andern Zeiten durchstreichen, so zahlreich wie die Salme in den Flüssen, Wanderherden von Büffeln, die sich bezüglich ihrer Größe zu unsern Stieren verhalten, wie etwa der Mississippi zum Rhein, die unermeßlichen Grasfluren und fliehen vor dem Indianer, der sie verfolgt, sowie vor dem grauen Bären, der sie bekämpft.

Mit welchem jagenden Tiere kann man auf dem ganzen Erdball den grauen Bären vergleichen? Mit keinem; denn seine Größe kommt beinahe der des Büffels gleich. Mit langen Klauen bewaffnet, die so scharf sind wie die Hauer des wilden Ebers, trägt der graue Bär, an dessen Pelz die Kugeln der Jäger wirkungslos abprallen, wie der Hagel an einem Zinkdache, in starkem Trabe einen ganzen Büffel nach seiner Höhle fort. Darum ist auch die Erlegung eines dieser furchtbaren Kolosse ein Sieg, auf den der rote Krieger der Prairien am meisten stolz ist.

Wir schickten dies voraus, um ein denkwürdiges Abenteuer einzuleiten, das unsre nächtlichen Flußfahrer zu bestehen hatten. Es waren zuletzt ihrer sieben, die im Büffelhautkahn notdürftig Platz gefunden hatten: Rosenholz, Pepe und Gayferos, der junge Comanche und drei seiner Krieger. Im Laufe der Nacht hatten sie einmal den lecken Kahn ans Land schaffen müssen, um ihn bei einem angezündeten Feuer zu kalfatern. Da hatte Brennstrahl aus der Bewegung einer Büffelherde, die zu so ungewöhnlicher Zeit fliehend über den Fluß setzte, den richtigen Schluß gezogen, daß Indianer in der Nähe streiften. Es konnte nur die Truppe Schwarzvogels auf ihrem Marsche nach dem Red-Fork sein. Um nun die Apachen zu täuschen, hatte der Comanche hinter benachbarten Hügeln sechs Feuer in einiger Entfernung voneinander anzünden lassen und seine Kriegslist so erklärt: „Wenn die Apachenhunde die Feuer sehen, werden sie nicht unterscheiden können, ob wachende Krieger darum gelagert sind, und während sie ihre Zeit verlieren, ein Mittel ausfindig zu machen, sich unbemerkt heranzuschleichen, werden Brennstrahl, der Adler und der Spottvogel dem verfolgenden

Feinde den Vorsprung abgewinnen." Dann hatten sie sich beruhigt wieder eingeschifft, und bald waren ihnen diese Irrlichter, die sie geschaffen hatten, aus dem Gesicht verschwunden.

Während so die Comanchekrieger aus Leibeskräften ruderten, und sich die drei Jäger einigen Schlaf gönnten, saß Brennstrahl schweigend im Hinterteil des Kahns und forschte mit wachsamen Blicken nach allen Punkten der Einöde. Wer sein energisches Gesicht mit den funkelnden Augen, den edelgeformten Kopf, die wohlgebaute Brust sah, der mußte gestehen, daß er ein wahres Prachtexemplar von einem Menschen im Naturzustande vor sich habe. Dachte der junge Held an die weiße Seeblume, an das Land seiner Väter, dem er hatte den Rücken kehren müssen, oder schwebten ihm Bilder seines Ehrgeizes vor? Wir wissen es nicht. Er saß so ruhig da, wie ein Bild aus Erz; aber auf einmal schnellte er empor: es hatte aus der Ferne ein Geräusch, ein dumpfes Schnarchen, das der Wind hertrug, sein Ohr getroffen. Er gab seinen Leuten ein Zeichen, daß sie mit Rudern aufhören sollten, berührte den Kanadier an der Schulter und sagte zu dem Erwachenden: „Ich habe rühmen hören, die Kugel des Adlers der Berge verfehle nie ihr Ziel."

„Ja, mein Bruder, dies war so, als ich noch die erprobte Büchse besaß, die ich mir habe in der Hand zerschmettern lassen; bei dieser fremden aber aus der Grube des Mestizen könnte ich nicht für den ersten Schuß stehen. Aber warum hast du mich aufgeweckt?"

Ein noch stärkeres Gebrumme und Gefauche, das sich jetzt vernehmen ließ, antwortete für den Indianer, dem es als Ortskundigem außer Zweifel war, daß hinter der nahen Krümmung des Wassers auf der kleinen Insel, die im verschmälerten Flußbett lag, ein grauer Bär sein Nachtquartier aufgeschlagen habe. Es stand zu befürchten, daß sich das Untier, gleich jenen furchtbaren Burgherren, die einst von ihrem Turm herab den Lauf eines Flusses beherrschten, einen Jäger oder Indianer als den ihm zukommenden Tribut ausersehen möchte, wenn es schon einmal das Fleisch eines Weißen oder eines Wilden gekostet und Geschmack daran gefunden hatte.

Man weckte Pepe und Gayferos und ruderte etwas rückwärts gegen das Ufer hin; Dormilon war sehr ärgerlich über die Störung seines guten Schlafes und sagte gähnend: „Der Teufel drehe dem Ungeziefer den Hals um!“ Damit war aber nichts gethan. Man beschloß zuletzt, mit dem gefährlichen Bären lieber nicht anzubinden, sondern mit Kahn und Ladung einen Umweg zu Lande zu machen. Vorher wollte sich aber der Kanadier sicherheitshalber noch in der Ebene umsehen; er nahm seine Büchse zur Hand und verschwand eine Weile für seine Gefährten. Inzwischen hörte man, wie sich mit dem Schnarchen des Bären, das aus seinen großen Nasenlöchern hervorkam, das Knirschen seiner furchtbaren Zähne und das Kratzen seiner Klauen auf dem Felsen des Inselchens vermischten. Er hatte offenbar Witterung von den Menschen bekommen, die in sein Herrschaftsgebiet so unbefugt eindringen wollten.

Eilenden Laufes kam jetzt Rosenholz zurück und rief außer Atem: „Fort! fort! Es sind ein Dutzend berittener Indianer da draußen und durchstreifen die Ebene.“ Unter solchen Umständen blieb nichts übrig, als im Kahn zu bleiben und den Kampf mit dem Bären aufzunehmen, entstehe daraus, was da wolle. Und zwar durfte man gegen diesen Feind nur von der blanken Waffe Gebrauch machen, weil man sich durch Schießlärm die Apachen sofort auf den Hals gezogen hätte.

Bald hatte der Kahn, der ziemlich starken Strömung folgend, das Knie erreicht, das der Fluß hier machte. Es war ein erwartungsvoller Augenblick, als man um die gefahrdrohende Ecke bog. Auf dem Vorderteil des Fahrzeugs standen die drei Indianer mit dem Tomahawk in der Hand, mutig bereit, einen dreifachen Schlag gegen das Ungetüm zu führen; hinten standen Pepe und der Gambusino, jeder mit gezücktem Messer; Rosenholz und Brennstrahl hatten die Ruderstangen ergriffen, um vielleicht durch rasches und geschicktes Lenken des Fahrzeugs einen Kampf vermeiden zu können, dessen Ausgang so zweifelhaft war.

Jetzt zeigte sich auf der düstern Oberfläche des Flusses das aus Sand und Felsen bestehende Inselchen und mitten darauf,

bergähnlich thronend, eine ungeheure schwarze Masse. „Heilige Jungfrau!“ sagte ganz leise der Gambusino, der beim Anblick des Ungetüms, von dessen gigantischer Größe er keine Ahnung gehabt hatte, gewaltig erschrak.

„Verlaßt Euch mehr auf Euer Messer, Freundchen, als auf die Madonna!“ ermahnte ihn Pepe. Der Kahn schwamm langsam fort, und beim Anblick der Männer, die sich darauf befanden, ließ Petz ein furchtbares Brummen hören. Eine seiner riesigen Pfoten schleuderte, indem sie zornig über den Boden hinfuhr, eine Sandlawine in den Fluß hinab. Dann fing die Bestie an, sich langsam auf die Hinterbeine zu stellen. Der Kahn befand sich nun an dem verhängnisvollen Durchgang, und die Schiffer hielten sich bereit. „Auf, Comanche! ein paar tüchtige Ruderschläge! Das Leben von sieben Menschen hängt davon ab,“ sagte Rosenholz und stieß selbst sein Ruder ins Wasser, um das Fahrzeug möglichst rasch und möglichst weit von dem Tiere wegzubringen. Der Bär schien noch unentschlossen, ob er sich auf den Kahn stürzen sollte, als einer der Comanchen seine Axt fallen ließ und, bevor ihn der Kanadier, der ihm zunächst stand, daran hindern konnte, auf das Tier einen Pfeil abschoß, der sich tief in dessen Bauch vergrub. Der Bär erhob ein Wutgebrüll, schlug seine ungeheuern Kinnladen zusammen und sprang, einem stürzenden Felsstücke gleich, ins Wasser hinab. Aber der Comanche trieb den Kahn so rasch vorbei, daß die zwei Pfoten des Monstrums ins Leere griffen und nur auf das Wasser hinplatschten. Da schlüpften die drei Indianer vom Vorderteil des Schiffleins zwischen den Ruderern durch nach hinten und schwangen ihre Axt. „Haut zu!“ brüllte Pepe; „noch einmal! noch einmal!“ und die drei Äxte fielen auf den Kopf des Kolosses nieder, wie drei Hämmer auf einen Amboß. Das vermehrte noch die Wut des Tieres, jeden Augenblick hob es eine seiner Pfoten in die Höhe, um das schwache Fahrzeug in den Grund zu schlagen. Sie ruderten drauf los, so scharf sie konnten, und nun, als es nicht mehr zu umgehen war, feuerte Pepe, feuerte Gayferos auf den Verfolger, aber bei der unruhigen Bewegung des Kahns in



dem wirbelnden Wasser trafen die Kugeln den Feind nicht an der beabsichtigten Körperstelle, wo sie tödlich gewesen wären.

Der Bär, obwohl aufs äußerste gereizt, schien jetzt seine Anstrengungen zu vermindern, allein es geschah nur, um eine andre

Taktik zu befolgen: er bewegte sich in schräger Richtung nach dem Ufer hin. Kaum hatte Brennstrahl die Absicht des Tieres bemerkt, seinen Feinden den Weg abzuschneiden, so trieb er auch schon den Kahn in schiefer Linie demselben Ufer zu, und in dem Augenblick, wo der Bär ans Land sprang, that der junge Comanche, den Karabiner in der Hand, ein Gleiches. „Weg vom Ufer!" rief er dem erstaunten Rosenholz zu, der ihn hatte abhalten wollen, „der Adler lasse einen furchtlosen Krieger gewähren!"

Während nun der Bär in dem eigentümlichen Trab, der den Mitgliedern seiner Sippschaft eigen ist, herangetrollt kam, traf Brennstrahl mit einer kaltblütigen Ruhe, die sogar die Bewunderung des Kanadiers erregte, seine — freilich äußerst einfachen — Vorbereitungen zum Zweikampf. Die Besorgnis der Männer im Schifflein war aufs höchste gespannt. Hing nicht das Leben des jungen Kriegers von der geringsten falschen Bewegung ab? vom Versagen seines Gewehrs? von so vielen andern Umständen, die auch der unerschrockenste Mensch nicht in seiner Gewalt hat? Doch der kühne Comanche setzte sich auf den Sand hin, gleich einem müden Fußgänger, wenn er ausruhen will, — schlug sein Gewehr an und wartete in dieser Stellung unbeweglich. Und schon näherte sich das wütende Ungetüm, der Schrecken der Prairien. Zwischen seinen blutigen Lippen blinkte eine Reihe furchtbarer weißer Zähne hervor, und es flammten unter dem dicken Pelze zwei drohende Glutaugen. Das Gewehr des Comanche folgte den Bewegungen des Bären langsam, und als der Lauf das verworrene Kopfhaar des Tiers beinahe berührte, knallte es. Der Koloß, ins Auge getroffen, sank leblos zusammen; doch würde er unter seiner Masse den Indianer begraben haben, wäre dieser nicht, nachdem er abgedrückt hatte, mit einigen Purzelbäumen, nach Art eines Clowns, zurückgewichen und schnell wieder, mit dem Messer in der Hand, aufrecht dagestanden. Der Sieger warf einen stolzen Blick auf seinen Feind, der regungslos auf dem blutigen Sande lag, dann schnitt er rasch mit der Fertigkeit eines geübten Jägers die Riesenpfote des Bären am ersten

Gelenke ab und nahm mit der Trophäe wieder seinen Platz im herangeruderten Kahn ein.

„Brennstrahl ist tapfer, wie ein Häuptling," begrüßte ihn Rosenholz mit Handschütteln; „der Adler und der Spottvogel sind stolz auf ihren jungen Freund. Sein Herz kann froh sein, denn die Seeblume wird lächeln, wenn sie die Beweise seines Mutes sieht." Da erglänzten die Augen des Bärentöters in freudigem Selbstgefühl, und es entfuhr ihm ein kurzer Ausruf; dann fing er wieder an zu rudern, und um so eifriger, als es schien, daß die im Galopp über die Ebene herkommenden Apachen den Schiffern den Weg abschneiden wollten, wie vorhin der graue Bär. Es waren wirklich die Krieger Schwarzvogels; denn nach einiger Zeit, als sich der Kahn, dem Fahrwasser folgend, dem Ufer hatte nähern müssen, flammte auf einmal von angezündetem dürrem Gras ein Feuerschein auf, der die Schiffer einen Augenblick grell beleuchtete, und sogleich sandten die Indianer einen Kugelgruß und schrieen aus vollem Halse: „Der Adler der Schneeberge! Der Spottvogel! Der blutige Schädel!" Die Schreier hatten also an der Belagerung der schwimmenden Insel teilgenommen und kannten die drei Jäger, die ihnen entwischt waren.

Durch wiederholte Leuchtfeuer hatten sich die Apachen bald überzeugt, daß sich auch Brennstrahl, der abtrünnige und deshalb tödlich gehaßte, mit auf dem Kahn befinde, den sie jetzt nur um so hitziger verfolgten. Zwar streckten die nie fehlenden Kugeln der beiden Waldläufer einen Feind um den andern zu Boden, es kamen aber immer neue mit Kriegsgeheul angeschwärmt, und als nun der Fluß seinen Weg durch Wälder nahm, die beide Ufer bedeckten, als gar die Verfolger, vorauseilend, Äste und Strauchwerk massenhaft in die Fahrbahn warfen, da stieg die Not der Schiffer von Stunde zu Stunde. Ohne die Helle, welche die Sterne und das Licht der Milchstraße verbreiteten, wären sie mehr als einmal in diesen Hindernissen stecken geblieben. Auch wurde ihnen einer der Comanche-Krieger durch einen Flintenschuß auf den Tod verwundet. Wah-Hi-Ta, so hieß der Sterbende, ließ nur ein

dumpfes Ächzen hören, und Brennstrahl sang ihm zum Takte der Ruder mit leise klagender Stimme den Totengesang. In diesem Trauerliede wurden alle Heldenthaten gepriesen, die von der Klugheit und Kühnheit eines Prairie-Kriegers bei Bisonjagden oder in den Wechselfällen des Kampfes Zeugnis geben.

Sobald sich Brennstrahl davon überzeugt hatte, daß der Odem des Lebens auf den Lippen Wah-Hi-Tas erloschen war, trieben die Ruderer auf sein Geheiß die Barke an eines der Ufer hin. Zwei von den Indianern stiegen aus, füllten die Wolldecke des Toten mit Steinen und brachten sie zurück. Dann wurde die Decke um den Leichnam befestigt und dieser in den Fluß versenkt. „Der große Geist,“ sprach Brennstrahl, „hat die Seele eines tapfern Kriegers aufgenommen; sein Körper ist vor den Beschimpfungen der apachischen Hunde gesichert. Beschleunigen wir jetzt unsre Fahrt nach dem Red-Fork!“

Als sich nun das Flußbett zwischen den düstern Waldsäumen auf eine längere Strecke hinab verschmälerte und die Feinde auffallend ruhig blieben, war irgend ein listiger Hinterhalt zu befürchten, weshalb es unsern Abenteurern geratener schien, dem Wasserweg den minder gefährlichen Landweg vorzuziehen. Sie verbargen ihren Lederkahn mit aller Behutsamkeit in einem Dickicht und nahmen nur so viel Schießbedarf und Lebensmittel mit sich, als jeder, ohne im Gehen dadurch gehindert zu werden, bei sich tragen konnte. Sie verabredeten Erkennungsrufe und marschierten gesondert, in zweckmäßigen Entfernungen voneinander, durch den Wald: Brennstrahl, zwei seiner Krieger und die drei Jäger. Das Mondlicht, das jetzt in schiefen Strahlen durch die Bäume drang, begünstigte sie dabei, aber die Schmarotzermoose der Cedern, die Kletterzweige des wilden Weinstocks, die sich mit den Ästen und Stämmen der Bäume dicht verschlangen, nötigten sie oft zu großen Umwegen, und es bedurfte eines öftern Haltmachens und wiederholter neuer Orientierung, sollten sie nicht zu weit vom Flusse abkommen.

Das traurige „Huhu“ des Nachtvogels schien die Morgen-

dämmerung zu verkünden, doch wiederholte es sich in gleicher Ferne so häufig, daß der Kanadier vor sich hinsagte: „Die Eulen thun es dem Adler gleich: sie wohnen selten ihrer viele beisammen.“ Das Eulengeschrei bedeutete also Signale, und als in derselben Entfernung bald darauf eine Menge Schüsse knallten, mußte Rosenholz auf einen heftigen Kampf schließen. Nun zeigte ein neuer und plötzlicher Knall, dessen Blitz im Wasser widerstrahlte, daß der Kampf auf dem Flusse selbst oder an seinen Ufern stattfinde. Ein Kriegsgeheul, das gleichzeitig erscholl, und worin Rosenholz die Stimme des jungen Comanche zu erkennen glaubte, veranlaßte ihn, Pepe und Gayferos herbeizurufen, indem er das Gekläffe des Schakals dreimal wiederholte. Doch das dritte Mal blieb ihm der Schrei in der Kehle stecken. Zwei kräftige Hände drückten ihm den Hals zusammen, während ihm aus einem Knäuel schwarzer Körper heraus, die aus der Erde emporzutauchen schienen, funkelnde Messer entgegenblitzten. Der Kanadier war einen Augenblick überrascht, aber nicht erschreckt, sonst wäre es um ihn geschehen gewesen. Er sprang zurück und riß den Indianer, der ihn erwürgen wollte, mit sich fort. Dann packte er den Wilden mit seiner eisernen Rechten bei der Kehle und schleuderte ihn mit Riesenkraft leblos auf den Boden hin. Als er wieder Atem geschöpft, schrie er mit Donnerstimme: „Pepe, herbei!“ Zu gleicher Zeit schlug er mit dem schweren Kolben seiner Büchse den zweiten Feind, der ihn bedrohte, nieder und feuerte dann mit dem herbeigeeilten Pepe auf die übrigen Rothäute, von denen zwei fielen, der Rest aber die Flucht ergriff. Nun stieß auch Gayferos zu ihnen, und Rosenholz rief, Pepe am Arm fortreißend: „Vorwärts, vorwärts, Freunde! Dort unten braucht man uns! Ich höre den Schlachtruf des Comanche!“

Gleich den Helden des Altertums warfen die tapfern Waldläufer ihre Namen ins Kampfgetümmel: „Der Adler der Schneeberge!“ schrie Rosenholz mit Stentorstimme. „Der Spottvogel!“ heulte Pepe. Nur Gayferos wollte dem Echo weder sein Kriegsgeheul, noch seinen Namen „Blutiger Schädel“ hinwerfen; der arme Gambusino begnügte sich, ganz bestürzt, das Geheul der

Apachen anzuhören, das ihn an den Verlust seines Haares, sowie an die fürchterlichen Qualen, die er ausgestanden hatte, zur Unzeit erinnerte.

Die drei Krieger bogen jetzt um ein Knie, das der Fluß machte, und was für ein aufregendes Schauspiel erwartete sie da!

An diesem Orte war der Fluß zwischen zwei Ufer eingezwängt, die allmählich eine Höhe von vierzig Fuß über dem Wasserspiegel erreichten, aber kaum sechs Fuß auseinanderlagen. Das Aufsteigen der nach der Spitze zu immer mehr überhängenden Ufer deutete darauf hin, daß beide Flußseiten einst miteinander verbunden waren, und daß eine gewaltige Zuckung im Erdinnern das Gewölbe geöffnet hatte, unter dem der Fluß hatte hindurchströmen müssen. Das volle Mondlicht fiel auf diesen sogenannten „engen Durchpaß“, und die soeben ankommenden Jäger konnten sehen, was oben auf dem hohen Uferbogen in diesem Augenblick vorging.

Auf jeder Seite der Kluft suchte ein indianischer Krieger den Raum zu überspringen, der beide voneinander trennte. „Halt, halt, Comanche!“ schrie Rosenholz, während er und Pepe ihre Büchsen wieder luden, „laß uns machen, wir sind da!“ Brennstrahl — denn er war der eine von den beiden Kriegern — blieb einen Augenblick stehen, als er die Stimme seines Verbündeten hörte. Da schrie der andre Indianer: „Antilope kann weiter springen!“ Und der Läufer übersprang den Raum, der ihn von seinem Gegner trennte, und fiel, den Körper seines Feindes umschlungen haltend, mit diesem nieder. Rosenholz erhob die Büchse um zu feuern, doch war es unmöglich, auf den Apachen zu schießen, ohne Gefahr zu laufen, Brennstrahl zu treffen. So konnten die drei Jäger nur stumme Zeugen der Anstrengungen bleiben, die jeder der beiden Ringer machte, seinen Widerpart in den Fluß hinabzustürzen. Heftig klopfte den Zuschauern dieses gräßlichen Schauspiels das Herz. Indessen dauerte der Kampf nicht lange. Auf einmal endigte er, wie er endigen mußte, nämlich damit, daß die zwei Ringer zusammen in die Tiefe stürzten.

Der Fluß schäumte noch über dem Orte, wo die zwei Kämpfer

verschwunden waren, und die Jäger warfen unruhige Blicke umher, ob sie nicht von Feinden umzingelt seien, als sich von mehreren Uferstellen aus ein halbes Dutzend schwarzer Körper fast zu gleicher Zeit in den Fluß stürzten. Waren es Freunde, waren es Feinde, die so unvermutet aus dem Dunkel hervorkamen? Und was war ihre Absicht? Der Kampfplatz war nun vom Ufer mitten in den Fluß versetzt. Unter der großen Menge schwimmender Bäume, die sich in dem Durchpaß drängten, kamen die Taucher bald wieder an die Oberfläche des Wassers hervor. Den Karabiner in der Hand, folgten unsre Jäger mit wachsamen Blicken den schwarzen Schatten der Schwimmer. Die einen von diesen suchten das Netz von Ästen zu entfernen, das ihre Bewegungen lähmte, die andern erreichten mit vieler Anstrengung einen Ort im Fluß, wo zwei Körper, die sich verzweiflungsvoll umschlungen hielten, bald über dem Wasser erschienen, bald darunter verschwanden. Da kam plötzlich zum größten Erstaunen unsrer Waldläufer ein Weißer vom Walde hergerannt, wo er bis jetzt versteckt gewesen war, und rief in gutem Spanisch: „Mut, Kinder, Mut! Er ist da! Seht, da zeigt er sich wieder über dem Wasser!“ Dabei deutete er mit der Spitze eines langen Degens, den er in der Hand hielt, auf einen Punkt im Flusse.



„Ah, Demonio! Es ist Pedro Diaz!“ rief Pepe in freudiger Überraschung.

„Gott sei gelobt! Wir sind unter Bekannten," setzte der Kanadier mit großer Erleichterung hinzu.

„Wer ruft mich?" entgegnete Diaz (denn er war es wirklich), doch ohne sich umzuwenden und fortwährend mit der Spitze seines Degens auf zwei miteinander schwimmende Krieger zeigend. Es antwortete niemand; die Aufmerksamkeit der beiden Jäger war wieder ganz von der Scene im Flusse in Anspruch genommen.

Endlich hatten drei von den Schwimmern die zwei erbitterten Ringer erfaßt und ihre Messer in den Körper des einen gestoßen. Dieser öffnete die Arme und sank unter, während der andre einen dumpfen Schrei ausstieß und sich, ganz starr, nach dem Ufer hinziehen ließ. Es war aber auch die höchste Zeit, denn als der junge Comanche aufs Land gelegt wurde, gab er, ein schwaches Zittern abgerechnet, kaum mehr ein Lebenszeichen von sich. Alle neigten sich über ihn und harrten des Augenblicks, wo seine Lungen wieder thätig sein würden. Brennstrahl war von seinem Gegner mehr gewürgt, als vom Wasser erstickt worden, und allmählich kam wieder einige Bewegung in seine Brust.

„Ah! Seid Ihr es, Señor Rosenholz, und auch Ihr, Don Pepe!" rief Pedro Diaz, als er nun über das Schicksal des Comanche beruhigt war; „ihr seid also den Banditen entkommen? Und auch Ihr, Gayferos? Wohlan, es ist dies ein glücklicher Tag. Aber, wen ich nicht bei euch sehe, das ist . . ." setzte der Mexikaner hinzu, indem er seine Augen suchend umherblicken ließ.

„Die Hand Gottes hat sich über mich ausgereckt," sprach der alte Waldläufer; „er hat den Vater von dem Sohne getrennt."

„Er ist tot?" rief Diaz.

„Er ist gefangen," versetzte Pepe kummervoll; „aber Gott sei Dank! wir haben die Spur Don Fabian de Medianas gefunden und haben diese Hunde, die uns verfolgten, dergestalt geschwächt, daß wir ihn ihren Klauen entreißen werden."

Pepes vertrauensvolle Rede war für seinen alten Kampfgenossen wie ein lindernder Balsam, auf seine schmerzende Wunde gegossen.

An dem jungen Comanche bemerkte man einen langen, aber nicht sehr tiefen Messerschnitt über die Brust; sonst hatte er keinen Schaden genommen, und nach einer Stunde Schlaf konnten sie alle zusammen, bei dämmerndem Morgen, aufbrechen, um ihren Kahn wieder aufs Wasser zu bringen. Dem Comanche waren von seinen zehn Kriegern noch sieben geblieben: so umfaßte jetzt die kleine Truppe zwölf tüchtige Streiter. Zwei der Indianer schritten an den beiden Ufern des Flusses voraus, die übrigen zehn Männer nahmen, so gut es gehen wollte, in dem büffelledernen Fahrzeug Platz, das sie bei dem engen Durchpaß — wo sie jetzt die ganze Gefahr, die ihnen durch den Hinterhalt der Apachen gedroht hatte, überschauen konnten — noch einmal verlassen und auf den Schultern an eine weiter unten gelegene Flußstelle tragen mußten.

Unterwegs erzählte Diaz seine bisherigen Abenteuer.

Nachdem er den drei Jägern bei der Pyramide jene Warnung zugerufen hatte, war er, fast aufs Geratewohl, in der Richtung des Red-Forks umhergeirrt. Ganz auf sich selbst beschränkt, hatte der Mexikaner, der mehr ein kühner Parteigänger als ein geschickter Jäger war, bald auch die Qualen des Hungers empfunden und sich mit wilden Früchten und Wurzeln aufs notdürftigste ernährt. Auch von einem grauen Bären war er verfolgt worden und hatte dabei sein Pferd eingebüßt. Endlich fand er sich zu sechs Indianern, die um ein Feuer saßen und aus Pfeifen einen mit Sumachblättern vermischten Tabak rauchten. Es waren die sechs Comanchen Brennstrahls. Diese regalierten den Halbverhungerten mit einer Tademada. Auf die Frage, was für eine seltsame Speise das sei, erläuterte Diaz: Einer der Indianer wühlte mit seinem Messer in der Erde, und aus dem halbgeöffneten Boden drang alsbald ein köstlicher Wohlgeruch hervor. Dann brachte der Wilde eine Art Ledersack ans Tageslicht, und als er die halbverkohlte Hülle aufmachte, kam ein Berg rosigen Fleisches zum Vorschein, duftig und saftig wie das Fleisch der Wassermelone. Es war ein in dem unterirdischen Ofen gar gemachter Bisonbuckel. Während sich dann Diaz an diesem ausgesuchten Leckerbissen gütlich that, teilten ihm

die Indianer ihr Vorhaben mit, daß sie Rothand und Mischblut angreifen wollten. Von diesem Augenblick bis zu dem Kampfe, der soeben am Durchpaß stattgefunden hatte, war er stets in Gesellschaft der Comanchen geblieben, die gerade zu rechter Zeit eintrafen, ihren Anführer aus der mörderischen Umarmung Antilopes zu befreien — des rüstigen Läufers, der nun den Weg zum großen Geiste hatte einschlagen müssen.

Der Mexikaner hatte soeben seine Erzählung beendigt, da bedeutete Brennstrahl die Ruderer durch ein Zeichen, daß sie einhalten sollten; dann wies er mit dem Finger nach einer Rauchsäule hin, die unfern zwischen dichten Gebüschen aufwirbelte. Einige Augenblicke, bevor man sich mit bereiten Waffen dem Ufer gegenüber befand, wo die Rauchsäule über die Bäume emporstieg, mußte sich wohl eine von den zum Feuer gehörigen, aber vom Boote unsichtbaren Personen durch das nahende Fahrzeug beunruhigt fühlen, denn man hörte eine starke Stimme rufen: „Wilson!"

„Sir!" rief eine zweite Stimme in geringer Entfernung von der ersten.

„Ihr macht, scheint es mir, aus Euerm Amte ein Schlafkissen; hört Ihr denn nichts?"

„Einen Kahn, Sir; ich sehe ihn schon seit einer halben Stunde."

„Dann ist alles gut. Fortan ist es Eure Sache; ich befasse mich nicht weiter damit."

Und nun waren die Schiffer vor einer kleinen Lichtung angekommen und sahen mit Erstaunen den uns bekannten Briten und seinen Leibwächter phlegmatisch an einem Feuer liegen, über dessen Kohlen eine Hirschkeule bratete. Am Ende der Lichtung weideten drei Pferde das Gras ab, das hier, durch die Feuchtigkeit des Flusses genährt, üppig aufsproßte. Sir Frederick zeichnete in aller Ruhe. Der Amerikaner überwachte den Braten. Einen prächtigen Schimmel abgerechnet, dessen glänzende Haare mit Blut besudelt waren, und der sich, an einem Baume festgebunden und mit Spannstricken an den Beinen gefesselt, ungeduldig hin und her warf, machte dies Biwak, in der Nachbarschaft von wilden Kriegern

und reißenden Tieren, einen so friedlichen Eindruck, wie der Herd einer holländischen Hausfrau.

Der Brite hatte jetzt den jungen Comanche erkannt und ging ans Ufer, ihn zu begrüßen, indessen die übrigen mit Verwunderung die zwei seltsamen Reisenden betrachteten, mit denen sie der Zufall zusammenführte. „Durchwandert Ew. Herrlichkeit schon länger die Ufer des Roten Flusses?“ fragte Rosenholz in englischer Sprache.

„Seit sechs bis sieben Tagen,“ antwortete der Engländer, „verfolge ich den schönen Schimmel, den Sie dort hinten sehen, und ich bin im Begriffe, diesem langweiligen Lande lebewohl zu sagen, wo man, wahrlich, ebenso sicher reist, als an den Ufern der Themse.“

„Demonio! Das ist nicht unsre Meinung,“ versetzte Pepe.

„Fragen Sie Wilson,“ entgegnete der Brite trocken.

„Sind Sie nicht etwa zwei Banditen begegnet,“ nahm Rosenholz wieder das Wort, „die ein Gefolge von einem Dutzend Indianer hatten und einen jungen Gefangenen mit sich führten?“

„Banditen? Sie setzen mich in Erstaunen, mein Freund. Hierzulande existieren nur in Ihrer Einbildung Banditen. Wilson, sagen Sie doch, haben wir Banditen gesehen?“

Der amerikanische Jäger blinzelte mit einem Auge und sprach: „Sir Frederick, laut unseres Vertrags bin ich nicht bloß gehalten, Sie aus jeder Gefahr, die man in der Wüste laufen kann, zu retten, sondern auch zu verhindern, daß Sie in eine solche geraten. Nun waren aber noch erst diesen Morgen, bei Tagesanbruch . . .“

Die verzweifelten Anstrengungen des Schimmels, seine Fesseln zu zerreißen, nötigten den Amerikaner, auf das Pferd zuzugehen und dafür zu sorgen, daß es sich nicht verletze. Während er das Tier zu beruhigen suchte, warf Diaz auf den prachtvollen Renner Blicke der Bewunderung, des Neides, und zugleich des Mitleids, als er das Blut bemerkte, das dessen Hals befleckte. „Wer ist der Barbar,“ fragte er empört, „der es gewagt hat, ein so herrliches Tier zu verwunden, das ein König mit Stolz reiten würde?“

„Das edle Pferd, das Sie hier sehen,“ belehrte ihn der Brite,

„ist das vielberühmte weiße Prairieroß der texanischen Vaqueros. Ich verfolgte es mit Wilson schon von Texas her, und gestern hat mein Begleiter, da er der Sache endlich müde war, das Mittel angewandt, dessen man sich in seinem Lande bedient, um der Pferde, die man mit dem Lasso nicht erreichen kann, habhaft zu werden: er hat ihm eine Kugel in den Hals gejagt. Es ist dies zwar ein grausames und gewagtes Mittel, doch hat es angeschlagen, denn da haben wir nun den allbegehrten Schimmel. Seine Wunde hat nichts zu bedeuten, und ich werde in London mit dem Tiere einiges Aufsehen machen."

„Wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu sagen," setzte Wilson, der wieder herzugetreten war, seine Rede fort, „habe ich gestern, während Se. Herrlichkeit schlief, einen Kahn mit Indianern den Roten Fluß herabkommen sehen. Auch ein gewisser Half-Breed befand sich darunter, sowie ein andrer Wüstenräuber, den ich kenne, Namens Red-Hand. Ob sie einen Gefangenen mit sich führten, vermöchte ich nicht zu sagen."

Der Kanadier erblaßte bei diesen Worten, und Pepe schrie: „Tod und Teufel! Die Schurken Rothand und Mischblut so nahe bei uns zu wissen! Sir Frederick kommen Sie mit uns, wenn Sie Lust haben! Sie werden einer blutigen Schlacht anwohnen und sich nicht mehr über Langweile zu beklagen haben."

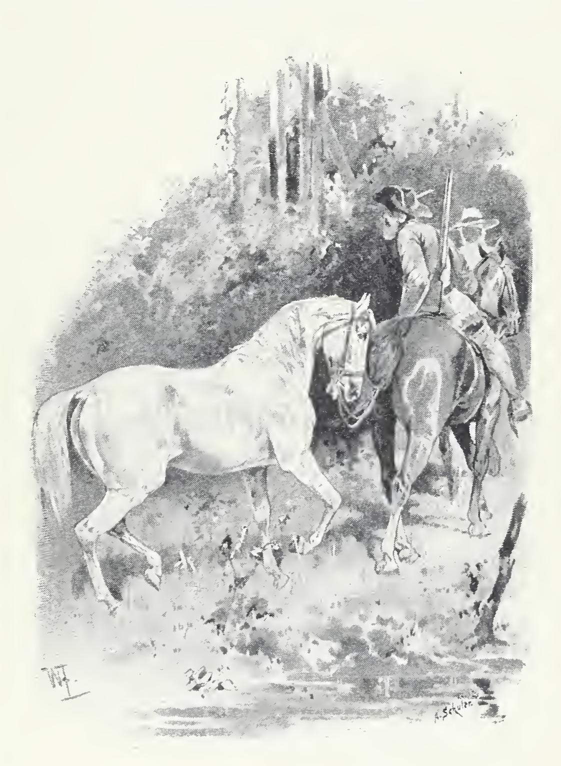
„Wenn Sie für eine heilige Sache kämpfen wollen," rief Rosenholz, der seiner Niedergeschlagenheit wieder Herr geworden war, „wenn Sie einem Vater zu Hilfe kommen wollen, der den Sohn, den ihm Gott genommen, einem furchtbaren Tod zu entreißen sucht, so kommen Sie mit uns; der Himmel wird es Ihnen lohnen!"

„Das geht wider unsern Vertrag," fiel Wilson ein; „Sir Frederick, das geht Sie dann selbst an, und Sie werden mich meiner Verbindlichkeiten durch ein paar Zeilen entheben."

„Ich enthebe Sie Ihrer Verpflichtung vor dieser ganzen Gesellschaft," sprach der edelmütige Brite, den der Schmerzenston des alten Waldläufers gerührt hatte; „man soll nicht von mir sagen

können, daß ich einem Vater in solcher Not meinen Arm verweigert habe."

Es wurden nun die Pferde rasch gesattelt und beladen, und als man den Schimmel an den Schweif von Wilsons Pferd gebunden hatte, ging es rasch den Fluß abwärts. Die Indianer marschierten zu Fuß, die zwei neuen Kampfgenossen ritten das Ufer entlang, und die übrigen fuhren im Kahne. So war durch glückliche Fügung eine gute Anzahl streitbarer Männer vereinigt, die wir nun, etwas beruhigter um den Ausgang ihres gefährlichen Unternehmens, den Weg nach der Kampfstätte am Red-Fork fortsetzen lassen wollen. — — Aber wie lange schon haben wir den armen Fabian de Mediana, den Gegenstand so tiefer Bekümmernis und so vieler Anstrengungen, in seinem Unglück vergessen! Was ist aus ihm geworden, seit er, von Windseufzer umschlungen, den Hügel bei der Pyramide hinabgerollt war?



Die Banditen, von deren indianischer Gefolgschaft nur zwei Krieger am Leben geblieben waren, hatten sich des bewußtlos Daliegenden bemächtigt und ihn nach dem unterirdischen Kanal

in ihren Kahn geschleppt, wo er auf der Fahrt allmählich wieder zu sich kam. Als der Geknebelte nach seiner Ohnmacht zum erstenmal die Augen öffnete, suchten diese nach Rosenholz und Pepe umher, trafen aber nur auf das Gesicht der beiden Wüstenräuber und auf die zwei bemalten Apachen. Seine Fragen nach den vermißten Genossen wurden mit rohen Schimpfreden und Fußtritten beantwortet, ja, es war nahe daran, daß Rothand seinem Gefangenen, durch dessen stolze Erwiderungen zur äußersten Wut gereizt, das Messer ins Herz gestoßen hätte. „Ich will euch sagen, was euch davon abhält, mich umzubringen,“ hatte der Jüngling gesagt; „es ist die Furcht vor dem Schwarzvogel, der euch zu seinen Jagdhunden gemacht und auf die drei Männer gehetzt hat, die ihn und seinen Haufen Krieger siegreich bekämpft hatten.“ Diese Worte wären sicher Fabians letzte gewesen, hätte nicht der Mestize die zum Zustoßen erhobene Hand seines zähneknirschenden Vaters zurückgehalten. „Der Vagabund,“ sagte Mischblut, „hat Respekt vor dem Marterpfahl, der ihm blüht, und möchte sich mit höhnischem Geschwätz einen schnellen Tod erkaufen; doch heute über drei Tage wird er aus einer andern Tonart pfeifen.“

Der Rindenkahn glitt so leicht wie das dürre Baumblatt, das der Wind entführt, über die Oberfläche des Wassers hin und trug den Gefangenen weit von seinen Beschützern fort. Tief betrübt dachte Fabian, während ihm der Regen über das Gesicht strömte und die durchnäßten Kleider ihm am Leibe klebten, an den Schmerz des Kanadiers. Zuweilen lächelte ihm auch eine schwache Hoffnung, bis er dann wieder, die Augen öffnend, beim Schein der Blitze die wilden Züge der zwei Banditen, die öde und düstere Gegend erblickte und in seine Trostlosigkeit zurücksank.

So verging eine lange, lange Zeit, die dem Gepeinigten in der Abwechslung seiner Leiden die einzige Linderung brachte.

Eines Abends landeten sie auf den Jagdgründen der Lipanes, eines mit Schwarzvogel befreundeten Indianerstammes. Zehn von dieser plünderungssüchtigen Sippschaft, denen reiche Beute in Aussicht gestellt wurde, verbanden sich voller Freude mit den beiden

Erzräubern und bildeten so, die zwei Apachen mitgerechnet, eine Bande von vierzehn Mann. Sie hatten einen Comanche aufgegriffen, der als Sohn eines feindlichen Stammes gefesselt neben Fabian hingeworfen wurde. Er sollte dem jungen Weißen als Schreckensbeispiel dienen, wie ein gehaßtes Opfer gemartert wird. Aber der Comanche verstand etwas Spanisch und konnte sich eine Zeitlang unbemerkt mit Fabian unterhalten, der ihm vom „Adler der Schneeberge“, vom „Spottvogel“, auch von ihm selbst, „dem jungen Krieger aus Mittag“, dem Sohne des Adlers der Schneeberge, einiges erzählte. Als nun der Comanche auf Mischbluts Geheiß standhaft zum Marterpfahl schritt und seinen Todesgesang anstimmte, worin Brennstrahl gepriesen wurde, der seinen treuen Krieger rächen werde, da mochte sich in dem Mestizen etwas von der Diplomatenkunst Schwarzvogels regen, dem er den abtrünnigen Apachen auszuliefern versprochen hatte . . . Er gab auf einmal den Gefangenen frei, nannte ihn Bruder und entließ ihn zu Brennstrahl mit dem trügerischen Auftrag, dem jungen Comanche die Freundschaft von Rothand und Mischblut anzubieten. So geschah es denn, daß Rosenholz und Pepe auf der Büffelinsel von Brennstrahl jene Kundschaft erhalten konnten und an dem jungen Helden einen Verbündeten gewannen, ohne dessen Hilfe sie gegen ihre zahlreichen Feinde schwerlich viel ausgerichtet hätten.

Auf einem geräumigen Kriegskahn der Lipanes, einer aus dem Stamme eines Cedernbaumes gefertigten Piroge, schiffte sich die Räuberbande wieder ein. Einer der Lipanes hatte einen Schlauch bei sich, der mit Mescal gefüllt war, einem berauschenden Getränke, das diese Indianer aus der Aloewurzel zu bereiten wissen, weshalb sie auch Mescaleros heißen. So verbrachten sie in der Trunkenheit einen großen Teil der Nacht mit Lärmen, Streiten und Schlafen, und kamen erst bei Sonnenaufgang an die Stelle, wo sich der Rote Fluß gabelförmig teilt, den mehrgenannten Red-Fork.

Sechzehntes Kapitel.

Entscheidungskampf am Red-Fork.

Das wilde Thal des Red-Fork gewährt einen großartigen Anblick. Eine doppelte Kette hoher Berge begrenzt es auf zwei Seiten. Gegen Norden sieht man die große Cordillera mit ihren blauen Zacken, ihren schroffen Spitzen, an denen, je nach der Jahreszeit, entweder Wolken haften oder schimmernder Schnee diademartig funkelt. Südwärts schweift das Auge über eine andre Reihe von Bergen hin, die zwar niedriger sind, aber an ihren zerrissenen Abhängen gähnende Klüfte und düstere Granitfelsen zeigen.

Etwa zehn Wegstunden sind die beiden Sierras voneinander entfernt, und zwischen ihnen, von Westen nach Osten, läuft der Rote Fluß in zwei Armen, deren einen, schmälern, man fast immer ausgetrocknet findet, während der andre mit seinen Fluten das übermannshohe Gras bespült, womit sein rechtes Ufer weithin bedeckt ist. Man glaubt, eine hohle grüne See breche sich am Saum des mächtigen Waldes, der in seinen dunkeln Schatten den uns wohlbekannten Büffelsee beherbergt.

Der Raum zwischen den beiden Flußarmen wird in der Regenzeit von dem Hauptarm des Roten Flusses überschwemmt. Es ist ein feuchter, sumpfiger Landstrich, wo schlammige Lagunen unter einer scheinbar festen Pflanzenschicht ihr träges Wasser hinspinnen, während andre Lachen, mit klarerem Wasser, im Sonnenschein blinken. Die trockensten Teile dieses Gebiets enthalten dichte Gehölze von Weidenbäumen, deren Äste so labyrinthisch ineinander verschlungen und verwoben sind, daß sich der Indianer oder der Jäger nur mit der Axt mühsam einen schmalen Durchgang öffnen kann. Doch geschieht es höchst selten, daß sich der Mensch in diesem einsamen Thale zeigt, wo beständiger Wind das hohe Gras durch-

faucht und in den Weidengebüschen ächzt — beinahe das einzige Geräusch, das sich dort vernehmen läßt, wenn nicht ein von den Zähnen des Bibers zernagter Baum krachend zusammenbricht, oder Raubvögel auf dem schwimmenden Körper eines Büffels unheimlich krächzen. Ab und zu erscheint auf den Felsen der südlichen Sierra ein bergbewohnender Trapper mit seinen Fallen und seiner langen Büchse auf der Schulter, um nach den Bauen der Biber auszulugen, oder es gleitet ein Indianer in seinem Rindenkahn über den Fluß hin, um den Trapper oder die Spur des Büffels zu suchen.

Wenn sich nun der junge Leser auf dem rechten Flußufer die wogende Fläche gelblichen Grases vorstellt, die sich etwa eine Stunde weit bis zum Waldsaum erstreckt, und auf dem linken Ufer das soeben beschriebene Sumpfland, dann hat er ein deutliches Bild von dem Schauplatz, auf dem sich jetzt blutige Scenen der Entscheidung abspielen werden. —

Die berauschenden Dünste des Mescal verdunkelten noch die Augen des alten Banditen, als die Piroge in eine kleine Bucht des Flusses einfuhr. Mischblut hatte in dieser Nacht, gegen seine sonstige Gewohnheit, allein der Völlerei entsagt, denn er hatte eingesehen, daß seine ganze Kaltblütigkeit erforderlich sein würde, wenn er seinen Raub- und Entführungsplänen gewachsen bleiben wollte. Als Vater und Sohn ausstiegen, hatte der Streit noch nicht ganz ausgetobt, den sie unterwegs in ihrer brutalen Weise miteinander angefangen hatten.

„Wohlan!" sagte Mischblut in barschem Tone zu dem Alten, „wenn du noch zu etwas anderm gut bist, als dich wie ein Rekrut in Feuerwasser zu berauschen, so fahr mit dem Gefangenen wieder übers Wasser. Leg ihn, bis ich zurückkomme, in einem Dickicht von Baumwollbäumen nieder und vergiß nicht, daß du dem Häuptling Schwarzvogel für ihn stehen mußt."

„Ach ja," erwiderte Rothand mit einem dummspöttischen Lächeln, „die Taube vom Büffelsee . . ." Ein zorniger Blick des Sohnes verhinderte ihn fortzufahren. „Ich nehme den Vorschlag meiner Treu an," sagte nun der Alte wieder, „denn meine Augen-

lider sind schwer, wie die ledernen Thüren meiner Hütte, und ich will bei dem Vagabunden vollends ausschlafen, nachdem ich ihn mit noch mehr Riemen geziert habe."

Nun ruderte die Piroge, worin Fabian gefesselt lag, nach dem jenseitigen Ufer, und Rothand, obwohl nicht ganz fest auf den Beinen, trug seinen Gefangenen hinter eine dichte Baumgruppe, wo er einem Indianer zur Bewachung übergeben wurde. Dann verbargen die beiden Wüstenräuber das Fahrzeug im hohen Gras, stellten Schildwachen aus und verteilten Späher über die Ebene, welche die Ankunft Schwarzvogels, den man jede Stunde zu erwarten hatte, rechtzeitig melden sollten. Der Mestize aber beschäftigte sich, nachdem diese Maßregeln getroffen waren, mit der Ausführung seines Planes. Er entfernte zuerst die roten Schmuckbänder aus seinem Haar und wusch sorgsam die Malereien aus seinem Gesicht; dann zog er sein scharlachrotes Jagdhemd und seine schellenverzierten Ledergamaschen aus, sodaß er von seinem ganzen Kostüm nur die gestickten Mokassins beibehielt, die er auch an Don Augustins Büffeljägern bemerkt hatte. Endlich nahm er aus einem kleinen Mantelsacke ein blau und rot gewürfeltes Taschentuch hervor, unter das er sein langes Haupthaar barg; ebenso holte er Beinkleider von schwarzbrauner Leinwand, sowie ein zitzenes Wams heraus und bekleidete sich damit, und als er, mit Ausnahme des breitrandigen mexikanischen Hutes, so ziemlich gleich einem Weißen kostümiert war, warf er seine Büchse auf die Schulter und schlug den Weg nach dem Büffelsee ein.

Mit vorsichtigem, katzenartigem Gang und wie ein müßiger Jäger vor sich hinpfeifend, näherte sich Mischblut dem See. Da verfinsterte plötzlich eine Wolke heftigen Ärgers seinen Blick. Ein halbes Dutzend gesattelter und reich geschirrter Pferde schien auf eine alsbaldige Abreise der Herrschaften hinzudeuten. Doch bald erheiterte sich die Miene des Mestizen wieder, als er das seidene Zelt Rosaritas und die beiden andern noch dastehen sah, auch aus den übrigen Veranstaltungen wahrnahm, daß nur ein Ausflug beabsichtigt war. Bald erschien auch auf den Ruf ihres gestiefelten

und bespornten Vaters die Jungfrau, und bei ihrem Anblick leuchtete eine teuflische Freude aus den wilden Zügen des Banditen. Er zog sich dann zurück, während der Hacendero mit seiner Tochter und dem Senator zu Pferde stiegen und, von drei Dienern begleitet, nach dem Biberteich aufbrachen, den Rosarita seiner Merkwürdigkeit halber zu sehen wünschte. Encinas, der die Gesellschaft auch eine Strecke weit begleitete, um ihr den rechten Weg und die Furt durch den Fluß zu zeigen, kehrte wieder um, nachdem er sein Amt verrichtet hatte.

Bald aber bemerkte die Gesellschaft, daß sie sich verirrt hatte, und als sie an das Flußufer kamen, gewahrten sie einen Mann, der sich das harmlose Vergnügen machte, Steine über das Wasser hüpfen zu lassen. Es war derselbe, der ihnen schon einige Zeit vorher begegnet war und sich mit höchst linkischen Gebärden für einen Trapper ausgegeben hatte. „Holla, Freund!“ rief ihn der Hacendero an, „seid so gut und zeigt uns den Weg nach dem Biberteich, wenn Ihr ihn wißt.“

Dem vermeintlichen Trapper, unter dessen Maske der junge Leser ganz richtig den Mestizen vermutet, konnte nichts erwünschter sein. Er führte die Verirrten den Fluß aufwärts, statt abwärts, wie Encinas angegeben hatte, und wußte sie mit scheinbar pfadkundigen Reden zu täuschen. Zwar meinten Rosarita und der Senator, diesem widerlichen Gesicht schon einmal begegnet zu sein; wie hätten sie sich aber dem einzelnen Menschen gegenüber, den sie noch dazu für halb närrisch halten mußten, groß beunruhigen sollen? Auf einmal stieß der Mestize, unter dem Vorwande, die Biber erschrecken zu wollen, drei tiefe, dicke Töne aus seiner Brust hervor, lächelte dann albern über das Befremden der Reiter, blieb stehen und sagte: „Meine Herrschaften, wir sind an der Furt angelangt, wenn's beliebt. Hier ist der Red-Fork.“

„Aber der Fluß scheint mir gerade hier sehr tief zu sein,“ bemerkte Don Augustin.

„Das Wasser ist trüb, man kann nicht auf den Grund sehen,“ entgegnete der Pseudo-Trapper mit voller Sicherheit. „Da es

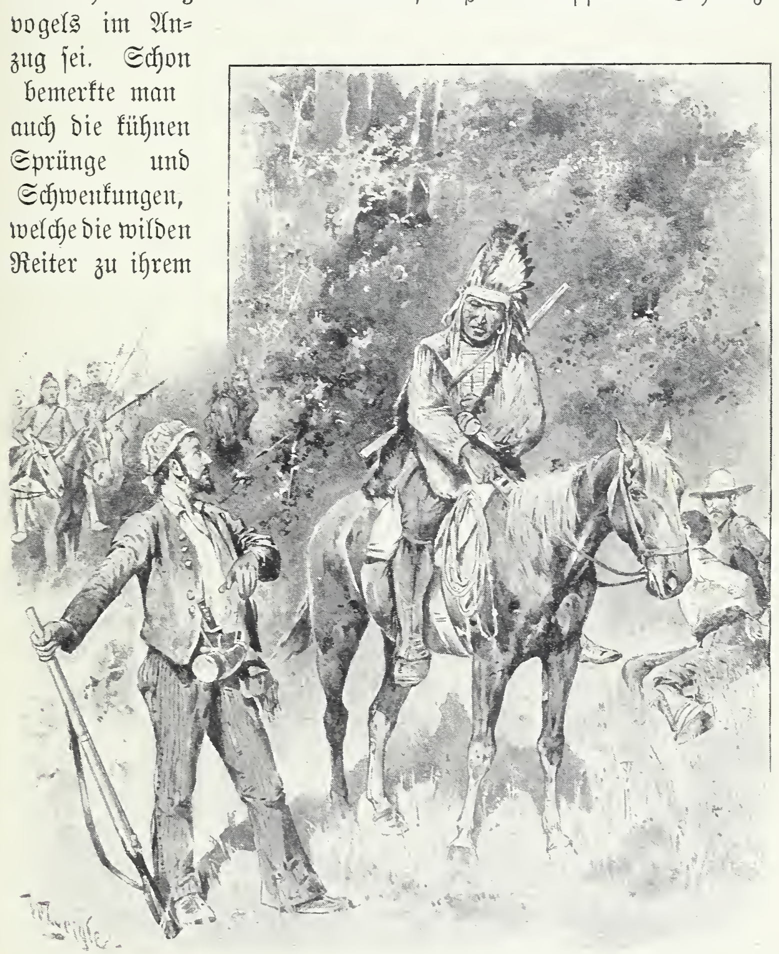
nicht billig wäre," fuhr er fort, „daß ich, um den Herrschaften einen Dienst zu erweisen, bis über die Kniee ins Wasser müßte, so werde ich einen von den Reitern um die Erlaubnis bitten, hinter ihm aufsitzen zu dürfen."

Sogleich erbot sich Franzisko, den Führer auf sein Pferd zu nehmen, und ritt, als der Mann fest saß, mit einem andern Vaquero, um die störrischen Pferde williger zu machen, neben sich, zuerst in den Fluß hinein.

Plötzlich ließ sich, zum Schrecken der Reiter, mitten im hohen Grase ein Gebrüll hören, ähnlich dem, das der Mestize vorhin ausgestoßen hatte, der es jetzt erwiderte und zu gleicher Zeit dem unglücklichen Franzisko sein Messer bis an den Griff in den Nacken stieß. Den verwundeten Vaquero mit eiserner Faust vom Pferde reißen, daß er kopfüber ins Wasser stürzte, sich selbst im Sattel festsetzen und den Nebenmann gleichfalls in den Fluß stoßen, war das Werk eines Augenblicks. Und ehe noch dem Hacendero und dem Senator Zeit blieb, sich kampffertig zu machen, sahen sie sich von acht Indianern, die im hohen Ufergras versteckt gewesen waren, überfallen, vom Pferd geworfen und eine Strecke weit fortgeschleppt, während der dritte Diener von einem Schuß durch den Rücken zu Boden sank. Wahrlich, der Trapper hatte sich als geschickten Biberfänger bewiesen!

Und Rosarita? Die Unglückliche sank in dem Augenblick, wo ein Indianer in den Fluß sprang, um sich des herrenlosen Pferdes zu bemächtigen, von ihrem Zelter herab, blasser als die Blumen der Seerosen des Büffelsees, mit erloschenem Auge, den Mund halb geöffnet, gleich einer Statue von Alabaster, und ohne daß sich ein Laut ihrer beklommenen Brust entwinden konnte. Der Mestize hob die Jungfrau von der Erde auf, und als er sie in die Arme nahm, als sie gar seinen gräßlichen Blicken begegnete, da stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus, auf den sie vom andern Ufer ihren Namen zu hören glaubte. Dann schloß sie halb ohnmächtig die Augen und wurde von dem Räuber nach dem Platze getragen, wo ihr Vater und der Senator geknebelt lagen.

Kaum war dies geschehen, so meldete ein indianischer Späher, daß sich eine große Staubwolke am Flusse herabbewege. Die das Eisen der Lanzen umflatternden Menschenhaare, die Mäntel aus Büffelhaut, die man bisweilen durch den Staub hindurch sah, die im Sonnenschein erglänzenden Äxte, das Pferdegewieher, das der Wind herantrug — alles verkündete, daß die Truppe des Schwarzvogels im Anzug sei. Schon bemerkte man auch die kühnen Sprünge und Schwenkungen, welche die wilden Reiter zu ihrem



Ergötzen um die Staubwolke herum ausführten, ihren phantastischen Schmuck, ihre grell bemalten Gesichter, als auf einmal von allen Seiten das Geschrei erscholl: „Schwarzvogel! Rothand! Mischblut!“ — und als hätte sie einen wütenden Angriff im Sinne, kam die Apachen-Schar mit verhängten Zügeln und ohrzerreißendem Geheul in geschlossenen Reihen herangesprengt.

Eine tiefe Stille folgte auf den Höllenlärm.

Der Mestize, in seinem erborgten Kostüm, erwartete den Häuptling aufrecht und ohne ihm einen Schritt entgegenzuthun. Schwarzvogel hielt sich gerade und fest auf dem Pferde, obwohl ihm seine von Pepes Kugel zerschmetterte Schulter offenbar noch zu schaffen machte. Er ritt auf den Mestizen zu, den er trotz seiner Verkleidung sofort erkannte, und reichte ihm mit stolzer Würde die Hand.

„Der Indianer, eines Weißen Sohn, erwartete seinen Verbündeten,“ sagte der Mestize.

„Ist heute nicht die dritte Sonne?“ entgegnete der Schwarzvogel. „El-Mestizo hat seine Zeit gut benutzt,“ setzte er hinzu, mit dem Finger auf die Gefangenen deutend.

„Es sind nicht die einzigen,“ sagte der Mestize; „dort unten“ — er zeigte nach einer Baumgruppe auf dem andern Ufer — „haben wir den Sohn des Adlers der Schneeberge.“

„Und was ist aus dem Spottvogel und dem Adler der Schneeberge geworden? Ich hatte meinem Bruder elf Krieger anvertraut; was hat er mit ihnen gemacht?“ fragte der indianische Häuptling in strengem Tone, nachdem er die erste Regung der Freude über Fabians Gefangenschaft unterdrückt hatte.

„Neun sind tot,“ antwortete Mischblut; „warum aber runzelt der Häuptling die Augenbrauen? El-Mestizo hat in zwölf Stunden den jungen Krieger aus Mittag gefangen und hat den Adler, sowie den Spottvogel entwaffnet, deren jetzt die Büffel, die Hirsche und die indianischen Kinder spotten.“

„Spotten? Der Adler der Schneeberge und der Spottvogel verfolgen unsre Spur; sie haben neue Waffen und haben ihren Weg mit Leichnamen von unsern Kriegern besät!“

Als er das sagte, schwoll dem Schwarzvogel die Zornader auf der Stirne, und es wäre wohl zu giftigen Erörterungen gekommen, wenn nicht gerade sechs andre Krieger eingetroffen wären — die Überreste von Antilopes Truppe, die dem Gemetzel am „engen Durchpaß“ entkommen waren, wo der Läufer selbst den Tod gefunden hatte.

Nunmehr kehrte sich die ganze Wut der Indianer gegen Fabian. „Der Sohn des Adlers der Schneeberge muß sterben!“ rief Schwarzvogel; und ein Freudengeheul folgte auf diesen Ausspruch. Dann ergriff der Mestize wieder das Wort. „Brennstrahl,“ sagte er, „ist uns auch auf der Spur. Das weiße Mädchen, das hier liegt, zieht ihn nach dem Büffelsee hin, doch wird er sie nicht mehr finden. El-Mestizo führt sie mit sich in seine Hütte; Schwarzvogel aber wird am See mehr als hundert Pferde erbeuten, welche die Weißen in einer Umzäunung gefangen halten; El-Mestizo überläßt dem Häuptling der Apachen seinen Anteil; die weiße Seetaube hat für ihn mehr Wert, als alle wilden Pferde der Prairien.“

Die ruhige Unverschämtheit, womit Mischblut seine Verpflichtung, Brennstrahl, den verhaßten Überläufer, an Schwarzvogel auszuliefern, ohne weiteres umgehen wollte, versetzte den Häuptling von neuem in Wut; doch mußte er sich sagen, daß die Schulterwunde seine Kräfte zum Teil lähme, und daß die Büchsen Rothands und Mischbluts unter allen Umständen keine verächtlichen Hilfsgenossen seien; daher verbarg er klugerweise seinen Zorn und versuchte es mit Spott. „El-Mestizo,“ sprach er, „will uns so geschwind verlassen? Ei, fürchtet sich der Sohn eines Weißen etwa vor dem Krieger mit dem starken Herzen und den stählernen Muskeln?“ Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Mestize, der nun wieder in seinem gewöhnlichen Kostüm dastand und sich mit seinen Gefangenen hatte entfernen wollen, gab sein Vorhaben auf. „Es ist gut,“ sagte er stolz; „El-Mestizo wird dableiben, weil er sich vor nichts fürchtet, am wenigsten vor einem Bettelgast der Comanchen.“

Schwarzvogels Truppe bestand, ungeachtet der auf dem Marsche erlittenen Verluste, immer noch aus vierzig Reitern. Zehn Indianer begleiteten die Wüstenräuber, und sechs weitere hatten sich soeben mit diesen fünfzig Kriegern vereinigt. Die Apachen waren also stark genug, die Vaqueros am Büffelsee mit Vorteil anzugreifen, selbst für den Fall, daß Brennstrahl mit seinen Kriegern rechtzeitig herankäme; auch waren sie so schnell marschiert, daß sie einen namhaften Vorsprung vor den Jägern mit ihren Verbündeten hatten, die kaum vor Sonnenuntergang am Red-Fork eintreffen konnten. Die Krieger der Wüste sind aber in mancher Beziehung so unvorsichtig und launenhaft wie Kinder. Ein Schauspiel, das noch anziehender für sie war, als der Raub von Pferden, war der Martertod eines Weißen, und es wurde beschlossen, vor allem den gefangenen Jüngling als Sühnopfer abzuschlachten.

Während die Äxte der Indianer einen jungen Weidenbaum abästeten, um dessen Stamm in einen Marterpfahl zu verwandeln, war Rosarita wieder zu sich gekommen; als sie aber ihren Vater und den Senator geknebelt an der Erde liegen und die funkelnden Augen des Mestizen auf sich geheftet sah, fiel sie, ungeachtet der Stimme ihres Vaters, der ihr Mut einsprach und ihre Peiniger verfluchte, in eine zweite Ohnmacht. „Nur ruhig, Freund!“ sagte Mischblut im Biedermannston zu Don Augustin; „wegen Eures Lebens braucht Ihr nicht in Sorge zu sein: mit einigen Säcken voll Silberstücken und so was wie hundert Pferden wird sich Eure Loskaufung bewerkstelligen lassen; und was die Seetaube betrifft, so wird ihr ja die Ehre zu teil, das Weib eines tapfern Kriegers zu werden.“ Als er dies gesprochen hatte, betrachtete er mit grausamer Lust die Vorbereitungen zu Fabians Hinrichtung, ohne auf die Verwünschungen des ungestümen Hacendero, noch auf die demütigen Bitten des Senators irgend zu achten.

Fabians Minuten waren gezählt. Jedes Weiterrücken der Sonne nach Westen bezeichnete einen Augenblick weniger in der ihm noch vergönnten Lebensfrist. Kein fernes Geräusch vermischte sich mit den Seufzern des Schilfes am Flusse; keine Staubwolke am Horizont,





keine Ruderschläge auf dem Wasser zeigten die Ankunft seiner Freunde an. Mit einer Handvoll dürren Grases hatte man abgestorbene Äste des Weidenbaumes entzündet, und in der Flamme brannten von den Indianern herbeigebrachte Reisigbündel lichterloh. Die Zurüstungen zum Opfer waren beendigt, und immer noch blieb alles still und unbeweglich da draußen — abgerechnet den Flug des Regenvogels, der pfeilschnell über die Lagunen hinstrich, und das Geräusch von den Bibern, wenn sie in ihre Sümpfe untertauchten.

„Ist der Augenblick nun gekommen?" fragte der Mestize den Schwarzvogel.

„Meine Krieger warten nur noch auf den Gefangenen," antwortete der Häuptling.

„Es soll der Wille meines Bruders geschehen."

Und nun gab Mischblut Befehl, den ‚weißen Hund' mit seinen zwei Wächtern in der Piroge herüberzuholen.

„Ah! ich bin herzlich froh, daß es endlich so weit ist," sagte drüben der alte Räuber mit Gähnen, als er sah, wie man die Piroge ans Wasser schaffte; „die Rolle eines Wachhundes fing an, mich garstig zu langweilen." Dann reckte und streckte er sich und fuhr zu Fabian fort: „Aufgewacht, Bursche! Hellauf! Wirst der Trödelei ebenso müde sein, wie ich; denn ich hab' sie übersatt, bei allen Teufeln der Hölle!" Damit zerrte er den Gebundenen unbarmherzig in die Höhe: „So, nun kannst du etwas singen, wenn du dich zerstreuen willst." Aber Fabian mit seinen empfindungslosen Gliedern konnte sich nicht aufrecht halten, er knickte zusammen und fiel zur Erde.

„Befreie meine Arme von ihren Banden," sagte er mit fester Stimme zu Rothand, „was hast du zu befürchten?"

„Nicht viel, beim Henker! darauf soll's nicht ankommen. In einem Augenblick wirst du sehen, daß man dir deshalb kein Stückchen mehr oder weniger aus dem Leibe schneidet."

Der Rote lachte heiser, indem er den Knoten der Riemen, die Fabians Arme fesselten, zerschnitt. Nun konnte der Jüngling wieder aufstehen und sich aufrecht halten. Trotz der Nähe eines

furchtbaren Todes glänzten seine Augen aus dem blassen Gesicht mit ungeschwächtem Feuer: eine letzte Hoffnung, ein letzter Gedanke schien in ihm zu leben, — doch war es mehr ein Gedanke als ein Hoffnungsstrahl, denn seine Augen blickten nur flüchtig nach der immer noch stillen Wüste hinaus, dann hafteten sie mit gesammelter Aufmerksamkeit am jenseitigen Ufer, von wo der Angstschrei, auf den er mit „Rosarita“ geantwortet hatte, ausgegangen war. Aber das hohe, dichte Gras entzog ihm den Anblick der drei Gefangenen, unter denen sich der Senator und der Hacendero schaudernd fragten, wer wohl der Unglückliche sein könnte, der gemartert werden sollte. Ebensowenig konnten die Gefesselten drüben etwas von Fabian sehen.

Endlich war die Piroge im Wasser, und schon griffen zwei Indianer zu den Rudern, als ein furchtbares Geschrei — ein Geschrei, so laut wie jenes geklungen haben mochte, das Achilles hören ließ, als er aus seinem Zelte trat, um den Tod des Patroklus zu rächen — die Luft weithin erschütterte. Dies Geschrei war vom Biberteich ausgegangen. Die Indianer konnten es nur mit Schreck hören, und Fabian fühlte instinktmäßig, daß es die Stimme eines Freundes sei. Noch zitterte das Geschrei durch die Luft, als ein zweiter Schrei aus der gewaltigen Brust des Waldläufers den ersten übertönte, und einen Augenblick darauf gellte auch die Stimme des Spaniers herüber.

„Fabian! Fabian!“ riefen Rosenholz und Pepe mit Donnerlaut, als wollten sie zwischen den Tod und ihn eine Schranke werfen; und Fabian antwortete herzhaft auf den Ruf.

„Verfluchter Hund!“ schrie Rothand ihn an und zückte sein Messer.

Aber der Jüngling hielt den Arm des Banditen auf, und ein kurzer Kampf, dessen Ausgang bei der überlegenen Stärke des Räubers nicht zweifelhaft sein konnte, entstand nun zwischen dem Gefangenen und seinem blutdürstigen Wächter. Da folgte auf die Schreie des Kanadiers, des Spaniers und Brennstrahls ein Kriegsgeheul von hüben, von drüben, von allen Seiten zugleich, und das

wütende Gebell eines Hundes lärmte dazwischen. Bei einer der Anstrengungen, die Fabian machte, das Messer von seiner Brust fernzuhalten, schlug er auf den Boden hin, und dieser Sturz rettete ihm für den Augenblick das Leben. Das Getöse ringsum wurde stärker und stärker, Rothand erinnerte sich, daß das Leben seines Gefangenen dem Schwarzvogel gehöre, und er wollte sehen, was denn vorgehe, welcher Feind sie bedrohe. Aber die grüngelbe Grasmauer, die sich vor seinen Augen ausdehnte, hinderte ihn an einem rechten Überblick. Er konnte nur bemerken, wie fünf Krieger der Apachen, die sich kaum im Sattel festgesetzt hatten, durch fünf von rechts und links hinter ihnen kommende Schüsse zu Boden geworfen wurden. Unter furchtbaren Flüchen suchte er, die Büchse in der Hand, vergeblich einen der Feinde, die er hörte, aber vor dem hohen Grase nicht sehen konnte.

Einige Indianer, die von ihren Pferden zu weit entfernt waren, um sie erreichen zu können, drängten sich bestürzt in die Piroge und ruderten mit aller Macht dem jenseitigen Ufer zu. Inzwischen war der größere Teil der übrigen Apachen aufgestiegen. Aber auch diese trieben ihre Pferde ungestüm in den Fluß hinein, denn aus der hinter ihnen liegenden Ebene stieg ein dicker Rauch auf; und schon züngelten die Flammen durch das hohe Gras hin. Voll Schrecken warfen sich viele der Indianer in den Fluß, um schwimmend das andre Ufer zu gewinnen. „Krieger mit Weiberherzen, Feiglinge!“ schalt Mischblut wütend und versuchte, obwohl vergebens, die Fliehenden zurückzuhalten. Der vom Wind fortgetriebene Rauch, das Knistern des wie Zunder brennenden Grases machten alle seine Anstrengungen zu schanden. Er selbst mußte seine kostbare Beute in Sicherheit bringen. Er bemächtigte sich rasch eines ledigen Pferdes und sprang auf Rosarita in dem Augenblick zu, wo diese endlich wieder die Augen öffnete. Das Knallen der Büchsen hatte sie zu sich gebracht, und wiederum war es der abscheuliche Räuber, den sie zuerst erblickte. Sie wollte fliehen, doch der Mestize hielt sie fest, und trotz ihrer Hilferufe und des Geschreis ihres Vaters und des Senators, die sich in

ihren Banden nicht rühren konnten, packte er die Ohnmächtige, warf sie quer über den Sattel und sprang selbst hinten auf. Dann spornte er sein Pferd ins Wasser und setzte mit seiner Beute über den Fluß, den noch vierzig andre Pferde durchschwammen.

Alles das vollzog sich so rasch, daß keiner der Angreifenden Mischbluts Flucht hatte verhindern können. Eine Rauchwolke verbarg ihnen den Feind; aus diesem Qualm drangen verworrene Stimmen hervor.

„Hierher, Rosenholz!“ rief Pepe; „ich höre den Hund von einem Mestizen heulen; wo bist du, rotweiße Viper?“

„Hilfe! Hilfe! im Namen aller Heiligen!“ schrieen zu gleicher Zeit der Senator und der Hacendero, auf die sich die Rauchmassen immer näher zuwälzten.

„Wilson!“ rief eine Stimme.

„Sir!“ antwortete eine andre.

„Hierher, Wilson, zwei Unglücklichen zu helfen!“

Es war die höchste Zeit, die Geknebelten vor den Flammen zu retten. Don Augustin rannte nach dem Ufer; er sah noch etwas von Rosaritas flatterndem Gewande, aber der Reiter, der sie entführte, verschwand plötzlich hinter den Baumwollbäumen.

In dem Augenblick, wo der Hacendero, als er seine vielgeliebte Tochter aus den Augen verloren, einen Wut- und Schmerzensschrei ausstieß, fühlte er sich von einer kräftigen Hand erfaßt und zu Boden geworfen, und er hatte noch nicht so viel Zeit gehabt, sich von dieser neuen Gewaltthat Rechenschaft zu geben, als eine Kugel wenige Zoll über ihm hinpfiff.

„Sie sind schön davongekommen,“ sprach eine Stimme phlegmatisch hinter ihm. Es war Wilson, der auf dem Boden kauerte und den Hacendero, als er Rothand von drüben auf ihn anlegen sah, schnell entschlossen zur Erde gerissen und so gerettet hatte.

Inzwischen war der letzte indianische Reiter auf das jenseitige Ufer gelangt, und nun suchte auch Rothand das Weite, aber nicht allein; zwei Indianer schleppten Fabian, trotz seines heftigen Sträubens, in das nächstgelegene Dickicht mit sich fort.

Don Augustin rang in seiner Ohnmacht verzweiflungsvoll die Hände; da suchte ihn Sir Frederick zu trösten: „Hoffen Sie auf Gott," sagte der Brite. „Ihre Tochter wird gerettet werden. Der wackere Brennstrahl, an alles denkend, hat Ihre Vaqueros und Büffeljäger aufgeboten, wir schließen diese Schufte von allen Seiten ein, und keiner soll uns entkommen. Nehmen Sie Ihre Waffen zur Hand, auch Sie, Herr Senator, und setzen wir schleunig über den Fluß!"

Rosenholz, Pepe und Diaz strebten jetzt auch mit Encinas und dem Apachenwürger Oso in einem Kahne dem andern Ufer zu, die Büchsen von Brennstrahl und Gayferos hörte man schon drüben knallen, und die berittenen Vaqueros hielten beide Ufer besetzt. Es mußte nun in dem Gehölze beim Biberteich, wo sich die Apachen in aller Eile verschanzten, ein mörderischer Kampf ausgefochten werden.

Encinas hatte seinen Hund Fabians Strohhut, den der alte Kanadier als teure Reliquie stets bei sich trug, wiederholt beriechen lassen und ihm so die Witterung des Vermißten gegeben. Auch brachte der treffliche Spürer die Suchenden bald auf die rechte Fährte. Wie ungestüm pochte dem Waldläufer das Herz! Sie trafen jetzt auf den jungen Comanche. „Die Seeblume ist da," rief er ihnen zu, „der Sohn des Adlers der Schneeberge ist da! Mir nach zum Biberteich!" Von dort schallte auch schon Osos Stimme herüber, dessen Gebell sie so eilig nachgingen, als es der bald sumpfige, bald von Höhlungen und Schluchten zerrissene Boden gestatten wollte.

Der Biberteich lag am Ende einer großen Lichtung eines ausgedehnten, unwegsamen Gehölzes. An den Ufern des Teiches erhoben sich etwa fünfzehn eiförmige Hütten. Die meisten dieser kunstvollen Biberbaue, in die sich die Indianer geworfen hatten, tauchten beinahe ins Wasser; die vom Ufer entfernteren waren mit Benutzung von Pferdesätteln, Wolldecken, Büffelhautmänteln in einen starken Wall verwandelt, und innerhalb dieser Verschanzung befand sich die Hauptmasse der Wilden. Übrigens konnte Rosen-

holz weder seinen Fabian, den er mit sorgenvollem Auge am eifrigsten suchte, noch Rothand und Mischblut, noch die Tochter des Hacendero, noch endlich den Schwarzvogel erspähen. Rosarita und Fabian waren in zwei der entferntesten Biberhäuser eingeschlossen und je von zwei Indianern bewacht, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie nahe beieinander sie atmeten.

Die Angreifer drangen nun mit Ungestüm von allen Seiten nach der Lichtung vor. Das erste Opfer sollte der hochherzige Pedro Diaz werden, den eine tückische Kugel aus Rothands Büchse mitten auf die Brust traf, als er eben, auf ein feierliches Gelöbnis trauend, mit Mischblut unterhandelte, dem er jedoch vor dem Verscheiden noch einen Messerstich im Schultergelenk beibrachte. Als der Verwundete in das Dickicht zurücksprang, verfolgte ihn mit der Schnelligkeit des Blitzes der junge Comanche, dem seine neun Krieger, sowie Sir Frederick und Wilson, mit Axt, Büchse und Dolch in der Hand, nacheilten. Aber Mischblut kannte die Schliche in dem Baumlabyrinth besser und entkam seinen Verfolgern. Er trat keuchend vor Schwarzvogel, der wegen seiner gelähmten Schulter am Kampfe nicht teilnahm, zeigte ihm seine blutende Wunde und sprach: „Jetzt muß der Sohn des Adlers sterben; Schwarzvogel darf seine Rache nicht länger verschieben, sonst möchte sie ihm ausbleiben; mein Blut schreit nach dem eines Feindes; El-Mestizo kann für den Sieg nicht gutstehen.“

„Schwarzvogel wird zuerst die Kopfhaut des Weißen nehmen,“ erwiderte der Häuptling; „meine Krieger werden das übrige thun.“

Und schon stürzten zwei Indianer, die das Gespräch mit angehört hatten, ohne einen Befehl abzuwarten, reißenden Tieren gleich, auf die Hütte zu, worin der von neuem gefesselte Fabian lag, zogen ihn an den Füßen heraus und schleiften ihn bis zu den Verschanzungen.

Dies geschah in dem Augenblick, als Rosenholz und Pepe am weitesten auf ihrer Suche vorgedrungen waren. Dem Kanadier wollten die Beine zusammenbrechen, als er Schwarzvogel blutdürstigen Blickes auf Fabian zukommen sah. Zweimal legte er

auf den Häuptling an, zweimal lagerte sich eine dichte Wolke vor seine Augen. Die Büchse zitterte in seiner Hand, wie einer der langen Halme des Prairiegrases, den der Wind hin und her bewegt. Schwarzvogel bückte sich langsam; ein Messer blitzte in seiner Linken, dicht am Kopfe Fabians. Da knallte plötzlich ein Schuß. Schwarzvogel stürzte mit zerschmettertem Schädel über Fabian hin, und eine Stimme schrie: „Das ist mein letztes Wort für dich, rothäutiger Hund!" Es war Pepes Stimme. Und nun knallte auch des Kanadiers Büchse und streckte einen andern Indianer zu Boden.

Dem Sturze des Häuptlings folgte ein Geheul, ein Getümmel, eine Verwirrung, die jeder Beschreibung spotteten. Die berittenen Apachen stürmten brüllend aus ihren Schluchten hervor und begegneten den wutentflammten Vaqueros Don Augustins, der mit seinem langen Degen wie ein Rasender um sich hieb. Zu gleicher Zeit kam Brennstrahl, blutig, entwaffnet, die ohnmächtige Rosarita in den Armen, auf ihn zugerannt. Der junge Krieger konnte nur noch mit einer Art Triumphgeheul dem Vater die Tochter in die Arme werfen, dann stürzte er kraftlos unter die Hufe der Pferde. In einen Knäuel zusammengedrängt, wurden die Wilden, so viel ihrer nicht die Flucht ergriffen, von den erbitterten Weißen und den racheschnaubenden Comanchen niedergehauen, niedergestochen, niedergeschossen, und bald war kein Feind mehr zu sehen, außer Rothand und Mischblut. Die beiden Räuber, denen durch Brennstrahl die Flucht abgeschnitten war, hatten sich hinter einem mächtigen, am Boden liegenden Baumstamm verschanzt und feuerten von dort unter die Vaqueros. Aber die beiden Waldläufer hatten ein Gleiches gethan, wälzten mit Riesenkraft ihren Stamm gegen den andern, und sobald die Bäume aneinander stießen, sprang Rosenholz auf, stürzte sich auf den Alten, der durch Blutverlust geschwächt war, und zerbrach ihm das Rückgrat. Pepe seinerseits ersah den Augenblick, wo Mischblut seine Stirne über den Stamm erhob, warf ihm seine Axt an den Kopf und überwältigte den Betäubten, dem er sein Messer ins Herz stieß. So lagen Vater und Sohn entseelt nebeneinander. — —

Die Feder ist zu schwach, die Freude zu schildern, welche der Kanadier empfand, als er seinen Fabian heil und gerettet ans Herz drückte; wir müssen es dem jungen Leser überlassen, sich dieses grenzenlose Glück, so gut er kann, selbst vorzustellen. Don Augustin hatte seine Tochter, von dem Senator und Encinas begleitet, eiligst an den Büffelsee in Sicherheit gebracht. Der junge Comanche aber ruhte in der Nähe des Biberteiches, verbunden und gepflegt, auf einem weichen Lager von Decken; um ihn her gruppierten sich, teilnahmvoll schweigend, Rosenholz, Fabian und Pepe, sowie Gayferos, Wilson, Sir Frederick und die drei Comanchen, die von den mitgebrachten Kriegern allein noch am Leben waren.

Dem Mute, der Treue, der Geistesgegenwart Brennstrahls verdankte der Waldläufer zum guten Teil die Befreiung Fabians; der junge Held allein hatte, sein eignes Leben in die Schanze schlagend, auch die Befreiung der „Seeblume“ bewirkt und die Vernichtung der zwei Wüstenräuber herbeigeführt, indem er ihre Flucht unmöglich machte.

Don Augustin, sonst so ruhig und fest, war durch den jähen Schrecken der letzten Erlebnisse dergestalt erschüttert, daß es ihn keine Stunde länger, als durchaus notwendig war, am Büffelsee litt — einer Gegend, die sich ihm so unheilvoll bewiesen hatte. Er gab den im Corral gefangenen Pferden die Freiheit und reiste mit Rosarita, dem Senator und den noch am Leben gebliebenen Vaqueros, als gälte es eine stürmische Flucht, Hals über Kopf nach der Hacienda del Venado zurück. Dieser Hast freuten sich nur zwei Personen: Tragaduros und der Lehrling Anselmo — der Senator, weil ihm die Mordblicke der Apachen nicht mehr aus den Augen, ihr Kriegsgeheul nicht mehr aus den Ohren herauswollte; der Lehrling aber, weil ihn Don Pena zur Belohnung der Tapferkeit, die der noch unbärtige Junge im heißesten Kampfe bewiesen hatte, jetzt mit sich nahm, um ihn zum Dienst in seiner Nähe zu verwenden. Für Rosarita dagegen war es ein bitterer Trank, so plötzlich in die weit entlegene Heimat zurückkehren zu müssen, ohne alle Kunde von Tiburcios Schicksal, und ohne den

braven Männern, die an ihre Rettung so mutig das Leben gewagt hatten, ihren Dank entrichten zu können.

Wie schnitt es aber erst Fabian ins Herz, als er bald darauf mit Rosenholz und Pepe an den Büffelsee kam, die Jungfrau zu begrüßen, und sie nirgends mehr fand! Am liebsten hätte er sich aufs Pferd geworfen und wäre ihr nachgeeilt; doch die Pflicht der Dankbarkeit fesselte ihn jetzt noch inniger als zuvor an seinen Pflegevater und Pepe, und so kehrte er nach kurzem Schwanken bei sinkender Sonne, mit den Waldläufern schweigsam an den Biberteich zurück. Rosenholz deutete nach dem goldenen Licht in den Wipfeln der düstern Cedern und mahnte seinen bekümmerten Sohn, es als tröstliches Zeichen zu nehmen, daß seine Trübsal zuletzt doch noch mit dem erhofften Preise werde gekrönt werden. —

Ehe wir nun von den Ufern des Büffelsees für immer Abschied nehmen, ist noch zu erzählen, daß Sir Frederick und Wilson gemeinschaftlich mit Encinas, dem nur ein einziger Kamerad und sein treuer Oso übriggeblieben waren, am wärmenden Feuer übernachteten. Das Gepäck des Engländers hatte Wilson aus einem Dickicht, wo es versteckt gewesen war, herbeigeholt, das weiße Pferd aber nicht mehr vorgefunden; in seinem unbändigen Freiheitsdrang hatte das edle Roß den fesselnden Riemen abgerissen und eine windschnelle Flucht genommen. Deshalb machte sich bei Tagesgrauen der hartnäckige Brite wieder auf, dem „weißen Prairieroß“ nachzusetzen. Encinas schüttelte den Kopf und sagte: „Nehmt Euch in acht, Herr Engländer! Es könnt' Euch sonst begegnen, daß Ihr Euer Vaterland und Eure Familie nie wiedersähet.“

„Mein lieber Freund,“ entgegnete Sir Frederick, „wir beide sind ganz verschiedener Ansicht. Ihr glaubt an den Teufel und seine Tücken, ich aber glaube nicht an ihn. Auch kümmere ich mich von dieser Stunde an um keinerlei Gefahren mehr, da nun mein Vertrag mit Wilson wieder in Kraft tritt . . . Wilson!“

„Sir?“

„Sind wir reisefertig?“

Wilson fand, daß er sich eine Antwort ersparen könne; er

antwortete also einfach damit, daß er zu Pferde stieg. Sir Frederick Wanderer ahmte das Schweigen seines Leibwächters nach, drückte den beiden Büffeljägern die Hand, schwang sich in den Sattel, und bald waren die seltsamen Reisegenossen verschwunden.

Der Zustand des jungen Comanche war schon am Tage zuvor befriedigender geworden und hatte sich gegen Morgen zusehends gebessert. Als der heilkundige Kanadier den ersten Verband abnahm, konnte er nach dem Aussehen der Wunden die Beruhigung geben, daß kein edles Organ verletzt sei, was auch durch eine langsame Rückkehr der Kräfte des Indianers bestätigt wurde. Übrigens durfte man erst am darauffolgenden Tage den Versuch wagen, den Kranken zu Wasser nach dem Dorfe der Comanchen zu befördern, das am Ufer des Flusses im Staate Texas lag. Zu diesem Zwecke wurden die drei Krieger Brennstrahls nach dem büffelledernen Kahn ausgeschickt, der sie zum Red-Fork gebracht hatte; aber der Kahn war von den Wellen fortgeführt worden. Dagegen war die Piroge im Schilfe gestrandet, und man bediente sich ihrer jetzt um so lieber, als sie mit festerem Bau auch größere Geschwindigkeit verband.

Den verwundeten, edelmütigen Krieger, der für seine weißen Brüder das Leben aufs Spiel gesetzt und Rosarita aus den Klauen des teuflischen Mestizen befreit hatte — sicher nach seiner Heimat zu begleiten, hielt Fabian für eine heilige Pflicht, und mit Freuden schlossen sich ihm hierbei seine drei Genossen an. So befanden sich außer dem Kranken sieben Männer in der Piroge. Encinas und sein Kamerad waren auch noch zum Abschied herübergekommen und folgten dem Fahrzeug noch lange mit ihren Blicken. Dann entfernten sich die beiden Büffeljäger und überließen die Lichtung den in der Nähe verscharrten Toten, und den Teich den Bibern, die nun ihr altes Reich wieder ungestört in Besitz nehmen konnten.

Siebzehntes Kapitel.

Der Mann mit dem roten Kopftuch.



Es mochte ein halbes Jahr seit dem Aufbruch der Waldläufer nach Texas vergangen sein. Auf die sehr trockene Jahreszeit war die Regenzeit gefolgt, und der Sommer mit all seiner starken Gluthitze war wieder zurückgekehrt — als an einem Nachmittage, auf tiefeinsamem Wege, zwei bis an die Zähne bewaffnete Männer

nach dem Presidio Tubac ritten, dessen weiße Häuser schon aus der Ferne herüberblinkten. Dies Kostüm der Reisenden, die rohe Beschaffenheit des Lederwerks an ihren Tieren und dann wieder die Schönheit dieser Tiere bildeten einen auffallenden Kontrast und ließen vermuten, daß es zwei von einem reichen Grundeigentümer ausgeschickte Leute seien. Der eine der Reiter war vom Kopf bis zu den Füßen wie die Vaqueros der großen Haciendas gekleidet; der andre, schwarz und bärtig wie ein Maure, obgleich minder einfach angethan als sein Kamerad, schien keinem viel höhern Stande anzugehören. Schon zeigten sich die weißen Häuser des Presidio in der Entfernung, und die beiden Reiter trabten schweigend nebeneinander her, sei es infolge der großen Hitze, oder weil sie alle Gegenstände der Unterhaltung bereits erschöpft hatten. Die spärliche Vegetation, womit sich die Ebenen ringsherum nach dem Winterregen geschmückt hatten, wurde unter dem Einflusse der Sonne von neuem gelb, und das welke Gras beherbergte nur Grillen, deren zirpender Gesang im brennenden Hauche des Südwindes ununterbrochen forttönte. Das Laub der wenigen, einzeln stehenden Bäume neigte sich schläfrig auf den glühenden Sand herab.

Die zwei Reiter kamen mit einbrechendem Abend, gerade beim Angelusläuten, in Tubac an.

Hier hatte sich seit etwa vierzehn Tagen eine geheimnisvolle Person — denn niemand im Presidio kannte sie — zu öftern Malen, aber immer nur auf kurze Zeit, in den Straßen gezeigt. Es war ein etwa vierzig Jahre alter Mann, mager, ausgedörrt, nervig, dessen Gesicht von gar vielen bestandenen Gefahren sprach, dessen Zunge aber um so schweigsamer war. Er fragte weit mehr, als er antwortete. Hauptsächlich schien ihm viel daran gelegen, zu erfahren, was auf der Hacienda del Venado vorginge. Einige Tubacer kannten zwar den reichen Don Augustin Pena vom Hörensagen, das genügte aber dem Unbekannten nicht. Es erinnerte sich noch jedermann im Presidio der Expedition der Goldsucher, die vor sechs Monaten nach dem Apachenland abgegangen war, und nach einigen dunkeln Äußerungen des Unbekannten wollte man

vermuten, daß er von diesen Leuten mehr wisse, als ihm zu sagen beliebe. Seinen Andeutungen zufolge wäre er in den Wüsten des Apachenlandes auf die von Don Estevan befehligte Truppe gestoßen, und zwar in einem sehr kritischen Augenblick, wo es mit den Indianern zu einem furchtbaren Kampf gekommen sei, der keinen günstigen Ausgang versprochen hätte. Auch hatte der Unbekannte am Tage zuvor gefragt, welchen Weg er einschlagen müßte, um zu Don Augustin zu kommen. Insbesondere aber hatte er sich mit einem scheinbar noch lebhafteren Interesse erkundigt, ob die schöne Tochter des Hacendero noch nicht verheiratet wäre.

Dieser Mann trug beständig unter einem breitkrämpigen Filzhute, den er nie abnahm, ein rotes Tuch, dessen Falten ihm bis an die Augen herabreichten, und nach dieser wunderlichen Kopftracht hieß er bei jung und alt nur der Mann mit dem roten Kopftuch.

Sehen wir uns nun wieder nach den zwei Reitern um, deren Ankunft in dem weltabgeschiedenen Neste kein geringes Aufsehen erregte. Sie ließen sich sogleich den nächsten Schlagbaum — einen beweglichen Baumstamm, hinter dem eine Kanone aufgefahren war, — öffnen und ritten auf eines der Häuser von Tubac zu. Auf der Schwelle dieses Hauses saß ein Mann, der sich damit vergnügte, die Guitarre zu spielen. Einer der beiden Reiter redete ihn mit den Worten an:

„Santas tardes, guten Abend, mein Herr! Möchten Sie wohl zwei Fremde einen Tag und eine Nacht in Ihr Haus aufnehmen?“

Der Musiker erhob sich und erwiderte nach Landesbrauch ganz höflich: „Steigen Sie gefälligst ab, meine Herren, diese Wohnung gehört Ihnen, solange es Ihnen beliebt, sich ihrer zu bedienen!“

Die Reiter stiegen ab, umgeben von Müßiggängern, die sich angesammelt hatten, um die zwei Fremden wie ein Meerwunder anzustarren. Der Hausbesitzer half seinen Gästen schweigend die Pferde absatteln, die Neugierigen aber waren nicht so bescheiden, sondern stellten gleich eine Menge Fragen an die zwei Ankömmlinge

„Geduld, Verehrteste!" sagte der Bärtige, „laßt uns nur zuerst unsre Pferde besorgen und einen Bissen essen, hernach wollen wir miteinander schwatzen; bin ja bloß in solcher Absicht mit meinem Kameraden hergekommen."

Ganz so spaßig, wie diese Worte lauteten, waren sie freilich nicht gemeint, im Gegenteil; denn nur durch Herumhören bei allen möglichen Leuten in Tubac konnte der Mann den Zweck seiner Sendung erfüllen. Darum kam er auch bald wieder mit seinem Begleiter aus dem Hause, und nachdem er seine Cigarette aus Maisstroh angezündet hatte, erging er sich mit dem lieben Gassenvolk in einem regelrechten Frag- und Antwortspiel.

„Wie gesagt," begann der bärtige Reisende zu den um ihn Versammelten, „ich bin gar bereit, euch den Zweck unseres Besuches mitzuteilen, denn unser Herr hat uns hierher geschickt, daß wir euch um eins und das andre fragen sollen. Ist euch das recht?"

„Jawohl, ganz recht," kam es von verschiedenen Stimmen.

„Und darf man wissen, wer der Herr ist, von dem Ihr sprecht?" setzte einer hinzu.

„Es ist Don Augustin Pena, von dem ihr gewiß schon habt reden hören."

„Der Besitzer der Hacienda del Venado, der Millionen im Vermögen hat?" fragte ein andrer aus dem Haufen; „von dem weiß hier jedermann."

„Ja, den meine ich. Und mein Begleiter hier ist ein Vaquero, der die Pflege des Viehs auf der Hacienda mit hundert andern besorgt. Ich selbst bin Majordomo im Dienste Don Penas, sein erster Hausverwalter."

Mit Nennung seines Titels war der Bärtige plötzlich ein großes Tier vor dem Volke von Tubac geworden, das Augen und Mäuler noch einmal so weit aufriß, um den stattlichen ‚Majordomus' mit Haut und Haar hineinzubekommen.

„Und was schafft ihr beide hier?" fragte ein Naseweis.

„Nur Geduld, junger Freund! Vor sechs Monaten ungefähr, ihr erinnert euch dessen, ist eine Gesellschaft Gambusinos von hier

aufgebrochen. Der Unternehmer ... wie hieß er nur gleich? ... ich habe so viele Namen nennen hören, daß ich ganz wirr davon bin."

„Meint Ihr vielleicht Don Estevan de Arechiza?" fragte ein Alter, der sich auf seinen Stab bückte.

„Ganz recht, so hieß er. Und wie viel Männer hatte er wohl unter seinem Befehl?"

„Mehr als achtzig," meinte einer.

O, mehr als hundert!" rief ein zweiter.

„Nicht ganz so viel," behauptete ein dritter.

„Auf die genaue Zahl kommt's nicht an," sagte der Hausverwalter; „mein Herr möchte nur gern wissen, wie viele davon zurückgekehrt sind."

„Darüber giebt es zwei verschiedene Meinungen," sagte der Alte.

„Kein einziger ist zurückgekommen!" rief eine weibliche Stimme.

„Doch, doch! ein einziger!" rief eine zweite — „der Mann mit dem roten Kopftuch!"

„Was ist das für ein Mann?" fragte der Majordomo gespannt.

„Das ist schwer sagen," antwortete der Alte. „Der Fremde will ums Leben nichts von sich geben. Nur hat er sich des öftern nach Don Pena erkundigt; da wird er, denk' ich, gegen die Herren Reiter mitteilsamer sein, als gegen uns."

„Nun, eine Auskunft ist die andre wert," begann der Bärtige wieder, als er bemerkte, daß besonders der weibliche Teil des Gassenvolks von dem, was sie bisher gehört hatten, wenig befriedigt war. „Ich kann es euch wohl sagen, gute Leute, ohne mich zu verplappern", fuhr er fort, „daß unser Herr ein vertrauter Freund des Don Arechiza war, und daß er dessen Rückkehr mit Ungeduld erwartet. Und warum? Es soll dann die Heirat seiner schönen Tochter Rosarita mit dem Senator Don Vicente Tragaduros aus Arispe geschlossen werden. Hier in Tubac, meinte unser Herr, würde am ehesten etwas Gewisses über den Verbleib des Don Arechiza zu erfahren sein, und deshalb hat er uns hergesandt."

Als die umstehenden Mädchen hörten, daß es sich um eine

Heirat handle, wurden sie gleich gesprächig und schnatterten im Chor, daß ihres Wissens von den Goldsuchern nur ein einziger Mann übriggeblieben sei, und das sei eben der Mann mit dem roten Kopftuch.

„Gut," sagte der Majordomo; „wenn dieser der einzige Überlebende des Unternehmens ist, so werden wir vielleicht von ihm erfahren, was wir zu wissen wünschen."

Er hatte noch nicht ganz ausgesprochen, als in einiger Entfernung von dem Hause, vor dem die Unterhaltung stattfand, ein Mann mit gesenktem Kopfe vorüberging.

„Seht, Señor," sagte mit Lachen ein munteres Weib, mit dem Finger nach dem Fremden deutend, „dort schwimmt der stumme Fisch."

„Ja, sein Benehmen ist geheimnisvoll genug," fügte der Hauswirt hinzu. „Seit einigen Tagen geht er immer von einem Ort zum andern hin und her, ohne einem Menschen etwas von seinem Vorhaben anzuvertrauen. Wenn es Euch gefällig ist, wollen wir ihn befragen."

„Heda, Freund!" rief ihn der Alte an — „kommt einmal hierher, der Herr Abgesandte da wünscht Euch zu sprechen."

Der Fremde folgte der Aufforderung.

„Señor", sagte der Majordomo höflich zu ihm, „mich treibt nicht eitle Neugierde, Euch um ein Wort zu bitten, sondern der Herr, der mich sendet, ist in großer Sorge um einen Freund, dessen Tod er beweinen zu müssen fürchtet. Was wißt Ihr von Don Estevan de Arechiza?"

„Gar vieles. — Aber wenn es gefällig ist, wer ist der Herr, von dem Ihr sprecht?"

„Don Augustin Pena, Eigentümer der Hacienda del Venado."

Über das Gesicht des Unbekannten leuchtete ein Freudenschein.

„Ich kann," sagte er nach einer kleinen Pause, „Don Pena alle Auskunft geben, die er wünschen wird. Wie viele Tagereisen ist die Hacienda von hier entfernt?"

„Mit einem guten Pferde ist es in drei Tagereisen zu machen."

„Ich habe ein vortreffliches, und wenn Ihr bis morgen abend auf mich warten könnt, so werde ich Euch begleiten und Don Pena persönlich von allem unterrichten.“

„Einverstanden,“ erwiderte der Hausverwalter.

„Also morgen abend um diese Stunde,“ sagte der Fremde, „dann werden wir des Nachts und in der Kühle reisen.“

Damit entfernte er sich, während der Majordomo ausrief: „Caramba! man muß gestehen, daß man nicht gefälliger sein kann, als dieser Kavalier mit dem roten Kopftuch.“

Die Neugierigen hatten sich auf einen andern Schmaus Rechnung gemacht, als die leere Schüssel, die ihnen diese Verabredung bot. Nun machten sie lange Gesichter und zerstreuten sich, als sie gar den Mann mit dem roten Tuche in nördlicher Richtung davongaloppieren sahen. Am andern Abend stellte er sich aber pünktlich wieder ein, wie er versprochen hatte.

Dann verabschiedeten sich die beiden Diener Don Augustins von ihrem Wirte mit vieler Danksagung und Zusicherung des freundlichsten Empfangs, wenn ihn seine Geschäfte jemals nach der Hacienda del Venado führen würden. Gastfreundschaft gegen Gastfreundschaft war die einzige Belohnung, die in diesen damals noch so einfachen Gegenden als Entgelt für Genossenes gegeben oder verheißen wurde.

Die drei Reiter schlugen einen scharfen Trab an, und das Pferd des Unbekannten konnte es an Kraft und Schulung recht wohl mit denen aufnehmen, die von den Haciendamännern geritten wurden. So ging die Reise schnell von statten, und mit der Morgenröte des dritten Tages zeigte sich, schon in der Ferne für ein scharfes Auge erkennbar, der Turm der Hacienda del Venado. Kurze Zeit nachher stiegen die Reisenden im Hofe ab. Obgleich es zu der Stunde war, wo die aufgehende Sonne ihre ersten und fröhlichsten Strahlen herabsendet, schien doch über dem Gebäude und seiner Umgebung eine Art von stiller Trauer zu ruhen, die zu verscheuchen dem holden Morgenlichte nicht recht gelingen wollte.

Der junge Leser aber wird sich über die Bereitwilligkeit, wo=

mit sich der Mann mit dem roten Tuche der weiten Reise hierher unterzogen hatte, nicht mehr wundern, wenn wir dem Unbekannten seine Maske abnehmen, sodaß er als der skalpierte Gambusino Gayferos vor uns steht. Er war von dem Grafen Fabian de Mediana vorausgeschickt worden, um die Verhältnisse auf der Hacienda del Venado zu erkunden, während ihm das Jägerkleeblatt in langsamerem Tempo nachreiste. Im Comanchendorf hatten sie mit einer Freude und Genugthuung, die wir mit ihnen teilen, noch einer rührenden Feierlichkeit angewohnt. Der wieder völlig genesene Brennstrahl war nämlich von den Comanchen, nach dem Ableben ihres Häuptlings, ungeachtet seiner fremden Abkunft, einstimmig zu dessen Nachfolger gewählt worden.

Achtzehntes Kapitel.

Glücklich am Ziele.

Nachdem der Majordomo seinem Herrn gemeldet hatte, daß er mit einem Teilnehmer an Don Estevans Expedition von Tubac zurückgekehrt sei, empfing Don Augustin in Gegenwart seiner Tochter Rosarita — der Senator lag krank zu Bette — sogleich den Fremden, der beim Eintritt in den Saal um Erlaubnis bat, seinen großen Filzhut mit dem roten Tuche aus Gründen, die er bald angeben werde, aufbehalten zu dürfen. Der Hacendero bejahte mit einer Handbewegung und lud ihn zum Sitzen ein.

Daß es der Gambusino Gayferos war, der hier die Doppelrolle eines Berichterstatters und eines Kundschafters spielte, wissen wir bereits; doch möge sich der Leser zu besserem Verständnis des Folgenden auch daran erinnern, in wie übereilter Flucht sich damals Don Augustin mit seiner Tochter vom Büffelsee entfernte, so daß beide weder die Einzelheiten des vorausgegangenen Kampfes,

noch die Namen der Männer kannten, die daran teilgenommen hatten. Rosarita hatte freilich Fabian an der Seite von Rosenholz kämpfen sehen, wie aber der riesige Jäger hieß, wußte sie ebensowenig, als daß Fabian ein Gefangener der Wüstenräuber gewesen war.

Als der Gambusino Platz genommen hatte, sprach Don Pena:

„Ich danke Euch, mein Freund, daß Ihr die weite Reise nicht gescheut habt, mir Nachrichten zu überbringen, wonach ich großes Verlangen trage, obschon ich ahne, daß es sehr traurige sein werden; aber wir müssen alles erfahren. Der Wille Gottes sei gepriesen!"

„Meine Nachrichten sind in der That traurig," erwiderte Gayferos; „so traurig," setzte er hinzu, „daß ich in Gegenwart der jungen Dame . . ."

Rosarita unterbrach ihn mit den Worten: „Sprecht immerhin, wir werden Mut haben, alles zu hören."

„Was wißt Ihr von Don Estevan?" begann Don Pena wieder.

„Er ist tot, Señor."

Der Hacendero stieß einen Seufzer des Schmerzes aus und stützte seinen Kopf in die Hände. „Wie ist er ums Leben gekommen?" fragte er dann.

„Ich weiß es nicht, aber er ist tot."

„Und Pedro Diaz?"

„Tot, wie Don Estevan."

„Und Cuchillo, Oroche, Baraja?"

„Alle tot, ausgenommen . . . Aber wenn Ihr erlaubt, Señor, werde ich etwas weiter ausholen, damit Ihr die nähern Umstände erfahret."

„Ja, das wünsche ich sehr."

„Von den Gefahren und Kämpfen," fuhr Gayferos fort, „die wir schon in den ersten Tagen unseres Auszugs zu bestehen hatten, schweige ich, denn unter einem Anführer, der uns ein unbegrenztes Vertrauen einflößte, ergaben wir uns frohen Herzens darein."

„Armer Don Estevan!" flüsterte der Hacendero.

„Bei dem letzten Nachtlager, dem ich beiwohnte, hatte sich

unter unsern Leuten das Gerücht verbreitet, daß wir uns in der Nähe eines überreichen Goldlagers befänden. Da wurde Cuchillo, der uns zu dem Schatze geleiten sollte, vermißt; er war schon seit zwei Tagen verschwunden. Der gütige Gott wollte mich ohne Zweifel retten, denn er flößte Don Estevan den Gedanken ein, mich zur Aufsuchung dieses unseres Führers auszuschicken. Ich verfolgte seine Spuren und war auch nach Verlauf einiger Zeit so glücklich, sie aufzufinden, als ich plötzlich in der Ferne einen Trupp Apachen wahrnahm, die sich auf der Jagd befanden. Rasch wandte ich mein Pferd um und glaubte ihnen noch entkommen zu können, aber ein greuliches, von allen Seiten erschallendes Geheul zeigte mir an, daß ich von den Indianern entdeckt war."

Gayferos unterbrach sich einen Augenblick, als peinigten ihn gräßliche Erinnerungen; dann erzählte er, wie er von den Wilden eingeholt wurde. „Nach einem Schlage, der mich zu Boden warf," fuhr er fort, „fühlte ich die scharfe Schneide eines Messers einen Feuerkreis auf meinem Kopfe beschreiben. Ich hörte einen Flintenschuß knallen, eine Kugel pfiff mir dicht am Ohr vorbei, und nun verlor ich die Besinnung. Ich weiß nicht, wie viele Minuten so verflossen sein mögen. Durch neues Schießen erschreckt, schlug ich die Augen wieder auf; aber das Blut, das mein Gesicht bedeckte, machte mich blind, ich legte die Hand auf meinen brennenden und zugleich eisigen Kopf, mein Schädel war entblößt. Der Indianer hatte mir das Haar mitsamt der Kopfhaut abgerissen . . . deshalb trage ich jetzt bei Tage wie bei Nacht dieses Taschentuch auf dem Kopfe."

Ein kalter Schweiß bedeckte während dieser Erzählung das Gesicht des Gambusino. Seine beiden Zuhörer erbebten vor Entsetzen.

Nach einem Augenblick tiefen Schweigens schilderte der Erzähler, was wir bereits wissen, nämlich den unverhofften Beistand, den ihm die drei auf die kleine Insel geflüchteten Jäger leisteten, was Don Augustin mit Ausrufen der Bewunderung begleitete.

„Wie viele Männer waren es auf dieser Insel oder diesem Floße?" fragte er.

„Meinen Retter inbegriffen, der mich auf seinen Armen hinübertrug, waren sie zu drei," erwiderte Gayferos.

„Beim Himmel! Dann sind es tapfere Männer. Aber bitte, erzählt uns weiter," sagte Don Pena, und der Gambusino fuhr fort:

„Die zwei Gefährten meines Retters waren ein andrer Mann ungefähr von seinem Alter, das heißt von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren, dann ein schöner junger Mann mit bleichem, aber stolzem Gesicht, mit funkelnden Augen und freundlichem Lächeln. In einem kurzen Augenblick des Auflebens von meinen gräßlichen Schmerzen konnte ich meine Beschützer um ihre Namen und ihren Stand befragen. Allein ich erfuhr nichts von ihnen, als daß sie Otternjäger wären und zu ihrem Vergnügen umherzögen. Das war indessen nicht wahrscheinlich, doch nahm ich es in meinem kraftlosen Zustande hin, ohne weiter zu forschen."

Gayferos fuhr nun fort, die verschiedenen Begebenheiten zu erzählen, die dem Leser bekannt sind. Als er bis zur Entführung Fabians von Mediana gelangt war, wobei er jedoch aus Zartgefühl für das junge Mädchen keine Schilderung von Rothand und Mischblut machte, ebenso keine Anspielung auf die blutige Schlacht im Thale der roten Gabel, sagte er, alles nur in nebelhaften Umrissen andeutend:

„Drei Tage und drei Nächte verflossen uns in steter Angst, mit einem Scheine von Hoffnung untermischt. Endlich konnten wir am Morgen des vierten Tages unversehens über die grausamen Entführer herfallen, und nach einem erbitterten Kampfe war es dem riesenhaften Krieger vergönnt, den Geraubten, den er sein geliebtes Kind nannte, unversehrt wieder an sein Herz zu drücken."

„Aber in dieser Erzählung," bemerkte Don Augustin, „suche ich vergebens nach Aufschluß über die Umstände, welche den Tod des armen Don Estevan herbeigeführt haben."

„Ich weiß sie nicht anzugeben," erwiderte Gayferos, „und ich kann Euch nur die Worte des jüngsten der drei Jäger, den ich eines Tags darüber befragte, wiederholen. ‚Er ist tot,' sagte er in ernstem, fast feierlich klingendem Tone zu mir. ‚Ihr selbst

seid der letzte Überrest einer zahlreichen Gesellschaft von Goldsuchern. Wenn Ihr nach Hause zurückgekehrt sein werdet, so wird man tausend Fragen über das Schicksal Eures Anführers an Euch richten. Darauf werdet Ihr antworten: Die Gerechtigkeit des Himmels hat ihn verurteilt, und das Gottesgericht ist in der Einöde vollzogen worden. Don Estevan von Arechiza wird nicht wieder zu seinen Freunden zurückkehren.' Soviel Auskunft gab mir der junge Mann."

„Armer Don Estevan!" klagte der Hacendero wieder.

„Und Ihr habt die Namen der drei tapfern Männer nicht erfahren können?" fragte Rosarita schüchtern.

„Bis dahin nicht," erwiderte Gayferos; „nur schien es mir sonderbar, daß mir der jüngste des Kleeblatts von Don Estevan, von Diaz, von Oroche und Baraja gesprochen hatte, als ob er sie alle genau kenne."

Rosaritas Wangen färbten sich bald, bald erbleichten sie wieder. Sie schien mit einer angstvollen Vermutung zu kämpfen, aber sie wagte keine eingehendere Frage zu stellen.

„Ich schließe meine Erzählung," sagte Gayferos. „Nachdem wir den Sohn des tapfern Kriegers den Apachen entrissen hatten, schlugen wir den Weg nach den Prairien von Texas ein und führten als Jäger auf Ottern und Biber ungefähr sechs Monate lang ein unstetes Leben, das seine großen Reize hatte, aber auch mancherlei Gefahren mit sich brachte, die wir jedoch dank der stets mutigen Entschlossenheit meiner Gefährten glücklich bestanden."

„Ah!" rief Don Augustin aus, „hätten diese drei tapfern Unbekannten unter den Befehlen des armen Don Estevan gestanden, so hätte das Schicksal der Unternehmung ohne Zweifel eine andre Gestalt gewonnen."

„Ich glaube das auch," versetzte Gayferos, „doch der Himmel hat es anders gefügt. — Kehre ich nun zu meinen jüngsten Erlebnissen zurück, so muß ich erwähnen, daß ich allmählich ein lebhaftes Verlangen empfand, meine Heimat wiederzusehen; aber die Dankbarkeit hielt mich ab, meinen Wunsch laut werden zu lassen.

Der riesenhafte Jäger jedoch schien ihn zu erraten. Zu großmütig, mich allein den zahllosen Gefahren der Rückkehr auszusetzen, beschloß er, mich nach Tubac zu begleiten, und seine Genossen legten dieser Absicht kein Hindernis in den Weg. Und nun erfuhr ich auch die Namen meiner Begleiter. Der älteste, der riesenhafte Jäger, nannte sich Rosenholz, der zweite hieß Pepe oder der Schläfer, der dritte — Fabian, der übrigens nicht des Riesen Sohn war, sondern zu ihm, seinem Lebensretter und väterlichen Freunde, nur in einem Schutzverhältnis stand."

Rosarita hatte den Namen Tiburcio erwartet, aber Fabian? Der Name Fabian erinnerte sie an nichts und zerstörte also die Hoffnung, der sie sich im stillen hingegeben hatte.

In diesem Augenblick trat ein Diener mit einer Meldung in den Saal. Der Kaplan ließ den Hacendero bitten, ihm einige Minuten zu schenken, er habe eine dringende Angelegenheit mit ihm zu besprechen.

Don Augustin entfernte sich, und der Gambusino blieb mit Rosarita allein, der ein geheimes Gefühl sagte, daß der Erzähler mit seinem Berichte noch nicht ganz zu Ende sei. In der That fuhr Gayferos mit gedämpfter Stimme zu ihr fort:

„Fabian hatte noch einen andern Namen. Darf ich ihn Euch nennen, während wir hier ohne Zeugen sind?"

Rosarita erbleichte. „Einen andern Namen? — O redet!" bat sie mit bebender Stimme.

„Man hatte ihn lange Tiburcio Arellanos genannt."

Ein Ausruf der Freude entschlüpfte dem Munde der Jungfrau. Sie stand von ihrem Sessel auf, sich dem Überbringer der frohen Botschaft zu nähern, ergriff seine Hand und rief freudig aus: „O habt Dank, habt tausendmal Dank für Eure Güte!"

Und nun unterrichtete der Gambusino die glückliche Donna Rosarita noch davon, wie Tiburcio damals, als er verwundet in den Wald floh, seine beiden Beschützer gefunden hätte; auch von seiner Verwandtschaft mit Don Estevan, vermöge deren er Graf von Mediana sei. Als er dies alles, auch daß Fabian mit

seinen zwei Freunden nach der Hacienda unterwegs sei, ausführlich und oft von Rosaritas eifrigen Fragen unterbrochen, berichtet hatte, verabschiedete er sich.

Als nun Don Augustin in den Saal zurückkam und seine Tochter ihm das soeben Gehörte mitteilte, wollte er sich alle die wunderbaren Dinge von dem Gambusino selbst erklären lassen. Dieser aber war spurlos von der Hacienda verschwunden.

Er hatte ungesehen sein Pferd gesattelt und sich eiligst in der Richtung auf Tubac entfernt. Schon die Hälfte des Tages war verflossen, als er beim Anblick von drei Reitern, die ihm, wie ausgemacht war, entgegengetrabt kamen, laut aufjubelte: es war der Kanadier, der auf einem jener kräftigen Maultiere ritt, die höher und stärker als das größte Pferd sind, ihm zur Seite Pepe und Fabian auf den vortrefflichen Rennern, die sie von den Indianern erbeutet hatten. Schon die freudigen Mienen des Boten verkündeten, daß er nur Gutes von der Hacienda zu melden habe, und der beglückte Fabian durfte vernehmen, welch innigen Anteil Rosarita an seinem wunderbaren Schicksale nahm.

Gayferos wandte nun sein Pferd um und ritt mit seinen drei Freunden wieder der Hacienda del Venado zu.

Ungefähr nach einer Stunde kamen sie von neuem über die Ebene, die sich jenseits des Salto de Agua in der Richtung nach Tubac erstreckt, dann bald an den Strom selbst, der immer noch zwischen seinen Felsenufern brauste. Eine ebenso plumpe Brücke ersetzte die alte, deren rohe Balken damals von Fabians Feinden in den Strom gestürzt waren. Der Kanadier zeigte Fabian die noch sichtbare Hufspur seines Pferdes, wo es auf dem Gestein ausgeglitten war und seinen Reiter mit sich in den Strudel hinabgerissen hatte. „Ach, Fabian, mein Kind,“ rief er aus, „ich sehe noch die Wasser über dir zusammenschlagen, und das Echo scheint mir den Angstschrei zu wiederholen, den ich in meiner Verzweiflung ausstieß!“

Endlich langten die Reisenden auf der Waldlichtung an, wo damals Rosenholz seinen Sohn wiedergefunden hatte. Diesmal war der Ort nicht von den Schatten der Nacht bedeckt. Die

Sonne warf noch glühende Strahlen herab, die Blüte der Liane hatte ihren Kelch geschlossen, der Grashalm neigte sich schmachtend zur Erde, wie um dort Kühle zu suchen, und die ganze Natur war in stumme Leblosigkeit versunken. Das ferne Tosen des Stromes war das einzige Geräusch, das zu dieser Stunde die feierliche Stille des Waldes störte.

Die Reiter zäumten ihre Pferde ab, die sie in der Nähe anbanden und grasen ließen. Da sie, um die Hitze des Tages zu vermeiden, die ganze Nacht über nicht aus dem Sattel gekommen waren, hatten sie beschlossen, ihre Mittagsruhe im Schatten der Bäume zu halten. Gayferos, der ermüdetste, war auch der erste, der einschlief, Pepe that es ihm bald nach, nur der Kanadier und Fabian schlossen die Augen nicht. Sie unterhielten sich angelegentlich von Fabians Aussichten auf Rosaritas Hand und von der Art und Weise, wie sie künftig, ohne sich voneinander trennen zu müssen, ihr Leben gestalten wollten.

Inzwischen senkte sich die Sonne gegen den Horizont, ein leichter Windhauch fächelte das Laub der Bäume, die Stimmen der Vögel erwachten wieder, die Insekten krochen und hüpften zwischen den Gräsern, und in der Ferne, von der Hacienda her, ließ sich das Brüllen des Hornviehs hören.

Als die beiden Schläfer nach einiger Zeit, wohl vom Hunger geweckt, erwachten, wurde ein Mahl gerüstet, wozu Gayferos das Nötige von der Hacienda mitgebracht hatte; und als es dunkel wurde, zündeten sie, in der Absicht, die Nacht hier zuzubringen, ein mächtiges Feuer an. In trauter Unterhaltung, für die es den vier Kampfgenossen wahrlich an Stoff nicht fehlte, lagerten sie sich um die lodernde Flamme.

Rosenholz, an seine vorige Unterredung mit Fabian anknüpfend, rief aus: „Nein, und abermals nein! In Städten kann ich nicht leben! Aber liegt deine künftige Wohnung, mein Kind, nicht an den Grenzen der Einöde? Habe ich nicht die Unermeßlichkeit um mich her? Ich werde mit Pepe — holla, Pepe, komm her, mein Versprechen zu bestätigen!"

Pepe hatte noch mehr dürres Holz gesucht und kam auf den Anruf herbei.

„Ich bin entschlossen," begann der Kanadier wieder, „hier auf dieser Stelle, wo ich mein Kind wiedergefunden habe, eine Hütte von Baumstämmen zu erbauen. Wir werden freilich nicht eigensinnig an dem Flecke haften bleiben; denn sollte es dir einmal in den Sinn kommen, mein Sohn, den Namen und das Vermögen deiner Väter in Spanien zurückzufordern, oder eines Tages nach dem dir bekannten Goldthale zu gehen, so wirst du deine Freunde bereit finden, dir bis ans Ende der Welt zu folgen."

„O, mein Vater," rief Fabian aus, „so viel Glück erschreckt mich fast! Daß du nicht im Schoße der Städte würdest leben können, ohne dich immer und immer nach Luft und Freiheit zu sehnen, habe ich seit langer Zeit eingesehen; aber ich weiß auch, daß es mir unmöglich wäre, ohne dich zu leben!"

„So wäre denn beiden geholfen, und ich gebe meinen Segen dazu!" sagte Pepe und machte seinem Schläfernamen Ehre, indem er sich der Länge nach hinstreckte, jedoch mit der Erklärung, daß er sich mit Rosenholz, wie alle Zeit her, in die Nachtwache teilen werde. Einer um den andern folgte seinem Beispiel, und am nächsten Morgen sattelten sie wohlgemut ihre Tiere wieder und schickten sich an, nach der Hacienda del Venado aufzubrechen. — —

Das Ende, dem unsre Geschichte nun entgegeneilt, kann nach dem Vorausgegangenen nur ein glückliches sein. Der Hacendero nahm sich das mehr als traurige Schicksal des Herzogs von Armada tief zu Herzen, denn gar schöne Hoffnungen waren ihm damit zerstört; nicht minder dem Senator Tragaduros. Daß aber Don Augustin nicht erbarmungslos auf dem einmal gefaßten Beschlusse verharrte, sondern den veränderten Umständen Rechnung trug, dafür sorgte außer dem Kaplan, seine liebliche Tochter Rosarita. Durch ihre Liebkosungen, Bitten und Thränen erweicht, wollte er der geliebten einzigen Tochter den Erwählten ihres Herzens, heiße er Tiburcio Arellanos oder Graf Fabian de Mediana, nicht versagen. Und so geschah es, daß in derselben Stunde, wo unser Jägerklee-

blatt mit Gayferos durch das Thor der Hacienda einzog, der verschmähte Senator kleinlaut nach Arispe abschob.

Don Augustin, Rosarita und der Kaplan empfingen die recht verwildert aussehenden Gäste mit der herzlichsten Freude. Dem alten Kanadier versagte mehr als einmal die Stimme, und es rollte ihm manche Thräne die gebräunte Wange herab, wenn er das Glück seines Kindes sah, tausendmal köstlicher als alle Schätze des Goldthals!

Ehe viel Zeit verging, erklang Hochzeitsjubel in den geschmückten Räumen der Hacienda, wie sich auch schon auf der nahen Waldlichtung eine Hütte von Baumstämmen und Rinde erhob. Hier hatten Rosenholz und Pepe, die ihrem Leben in Wald und Wüste treu blieben, ihre Residenz aufgeschlagen, während sich Gayferos mit der Verwaltung eines Teils der Hacienda betraut sah. Gar oft pilgerte, voll kindlicher Ehrfurcht, Fabian de Mediana mit seiner jungen Frau nach dem einsamen Blockhaus zu seinem väterlichen Freunde, dem hochbeglückten — **Waldläufer.**











